

Roger Köppel: 20 Fragen an Klaus Schwab

Nummer 5 – 1. Februar 2024 – 92. Jahrgang
Fr. 9.–(inkl. MwSt.) – Euro 7.40

DIE WELTWOCHEN



Doppelmoral des Westens

Putins Krieg in der Ukraine, Netanjahus Zerstörung von Gaza:
Wir messen mit zweierlei Mass. *Guy Mettan und John J. Mearsheimer*

Ist die Frau treu?

Spurensuche in der Antike. *Kurt Steinmann*

Plädoyer für Donald Trump...

... von einem, der eigentlich nicht will, dass er gewinnt.

Bret Stephens

Der mit dem Herzen boxte
Michael Bahnerth würdigt
Graciano Rocchigiani



Seit 100 Jahren
Fachmann für Ihre Mobilität

100 Jahre mit *Pioniergeist* Für Sie. Von uns. Für die Zukunft.



1



Wir jubilieren. Sie profitieren.

Gleich scannen, mitmachen und gewinnen! Oder auf emilfrey.ch/100

Die Meilensteine einer Erfolgsgeschichte.

1924

Pioniergeist:

Am 1. Oktober eröffnet Emil Frey, gelernter Mechaniker, eine Fahrrad- und Motorradwerkstatt an der Schwingerstrasse 3, Zürich.

1926

Weiterentwicklung:

Eröffnung erster Verkaufsladen für Motorräder am Stampfenbachplatz 1 in Zürich. Start Import Swallow Sidecar (später Jaguar).

1935

Philosophie:

Emil Frey schreibt einen Brief an seine geehrte Kundschaft, der bis heute seine Gültigkeit hat und als Firmencredo dient.

1948

Verwurzelt:

Eröffnung Autohaus Zürich-Altstetten – der Hauptsitz der Emil Frey Gruppe bis heute.

1949

Mut:

Aufbau Importzentrum in Safenwil (AG) – gemäss Berechnungen von Emil Frey wird dort später die Nationalstrasse zwischen Zürich und Bern vorbeiführen.

1969

Wachablösung:

Emil Frey übergibt offiziell die Gesamtführung der Firmengruppe an Sohn Walter.

1971

Wachstum:

Übernahme der Westschweizer Garagengruppe Perrot Duval – erstmalige Expansion in die Westschweiz.

1978

Sicherheit:

Gründung Verkehrs-Sicherheits-Zentrum Veltheim (heute Driving Center Schweiz).

2012

Familientradition:

Wiederbelebung Emil Frey Racing mit Lorenz Frey-Hilti in 3. Generation – der Motorsport als Plattform, um Fachwissen unter Beweis zu stellen.

2015

Leidenschaft:

Eröffnung Classic Car Center in Safenwil. Museum und Treffpunkt für Liebhaber von klassischen Automobilen.

2018

Ausbau:

Kontinuierliche Entwicklung der Emil Frey Gruppe in der Schweiz und in weiteren europäischen Ländern.

2024

Jubiläum:

Das Familienunternehmen ist geprägt durch Beständigkeit. In 100 Jahren standen mit Firmengründer Emil und Nachfolger Walter nur zwei Patrons an der Spitze der Emil Frey Gruppe.

Trump, Europas letzte Hoffnung?

*Meine wahre Schönheit liegt darin,
dass ich steinreich bin.*
Donald J. Trump

Vielleicht liege ich falsch, aber das anschwellende Trump-Bashing in unseren Medien und in der Politik lässt aufhorchen. Einige befürchten schon das Allerschlimmste, sollte der «Orangenmann» ins Weisse Haus zurückkehren. Liest man die Berichte und Prognosen, könnte man meinen, Europa sei während der Amtszeit Trumps von der Beulenpest verwüstet worden. Das Gegenteil war der Fall.

Unter Trump ging es Europa, ging es der Welt, ging es der Schweiz besser. Die grösste Quelle der Aufregung waren, weil es an anderen Problemen offenkundig mangelte, gelegentliche Tweets des mitteilensamen Präsidenten. Die US-Wirtschaft brummte. Den Deutschen lief es so hervorragend, dass sie sich noch 2021 den Luxus ihrer Ampelregierung glaubten leisten zu können.

Die unbeschwerten Tage sind vorbei. Mit dem Amtsantritt von Trumps Nachfolger Joe Biden begann das Unheil. Ich behaupte nicht, Trump habe alles richtig gemacht. Mit dem Ausstieg aus dem Vertrag gegen Mittel- und Kurzstreckenraketen verschärfte er 2019 die Rüstungsspirale des Misstrauens gegen Russland. Aber hätte Putin den Angriff auf die Ukraine gewagt, wäre Trump noch im Weissen Haus gegessen? Kaum.

Aus Gründen, die Psychologen erforschen müssen, waren massgebliche Teile unserer Öffentlichkeit von Anfang an fast religiös, fanatisch gegen den früheren Baulöwen. Selbst wenn er vernünftige Dinge sagte, etwa, dass die Deutschen ihre Militärausgaben steigern sollten, knallte ihm eisiger Spott entgegen. Den Medien gingen die Gäule durch: Trump, «der Zerstörer», als Feuerball oder Terrorist, der die Freiheitsstatue köpft.

Kann man von einer Publizistik, die solche Entgleisungen feiert, erwarten, man werde heute korrekt informiert über die amerikanische Innenpolitik? Es ist fast schon wieder bewundernswert, mit welcher entwaffnender Offensichtlichkeit unsere Zeitungen und Fernsehsender beim

Thema Trump alle Hemmungen ablegen, infantilisierter Gefühlsjournalismus, dem Fakten weitgehend egal sind.

Erinnert sich noch jemand an jenes schlüpfrige Dossier, in dem Trump beschuldigt wurde, aus Anlass eines Russlandbesuchs – Putin! – Pornopartys mit Prostituierten gefeiert zu haben? Die US-Demokraten setzten für vierzig Millionen Dollar Steuergeld einen Sonderermittler ein, der nichts herausfand, ausser, dass das Dossier ein Betrug war, finanziert von Hillary Clintons Wahlkampfbüro. Unsere Medien glaubten es trotzdem.

Bis heute haben die Linken nicht verwunden, dass es Trump jemals ins Weisse Haus schaffte. Fast jeden miesen Trick probierten sie, um den rechtmässig Gewählten aus dem Amt zu kegeln. Wen wundert es, wenn nach wie vor Millionen

*Muhammad Ali der Politik, Grossmaul,
der Mann mit den unglaublichen
Austeiler- und Nehmerqualitäten.*

von Amerikanern felsenfest davon überzeugt sind, bei den letzten Wahlen seien Trump und dessen Wähler massiv betrogen worden? Zuzutrauen wäre es den Demokraten allemal.

Trump seinerseits, dieser Muhammad Ali der Politik, das Grossmaul, «Greatest of All Time», der Mann mit den unglaublichen Austeiler- und Nehmerqualitäten, steht, das zeigt vor allem die Panik seiner Gegner, offensichtlich kurz davor, erneut ins Oval Office einzuziehen. Sofern ihn die US-Bundesrichter nicht stoppen oder ein Verrückter ihn erschiesset. Sein grösstes Verbrechen? Er kriecht nicht vor den Linken. Vor allem aus Deutschland kommen jetzt die schrillsten Warnungen. Die Regierung bringt zwar nichts mehr auf die Reihe, aber in der Bewirtschaftung von Feindbildern ist sie Weltklasse. Das deutsche Selbstvertrauen verlagert sich vom Sport, von der Industrie und vom Autofahren ins Luftreich des Moralischen. Natürlich hat man gegen Trump bereits das volle Arsenal verschossen: Diktator, Spinner, Nazi.

Stellen wir hier mal eine ketzerische Gegenthese auf: Ist nicht gerade die unabweisbare Tatsache, dass in Deutschland die Ampelparteien und die mit ihnen verbündeten Medien Trump am leidenschaftlichsten ablehnen, eines der stärksten und überzeugendsten Argumente dafür, dass der Mann, dem mit jeder Verurteilung noch mehr Sympathien zufliegen, etwas richtig macht?

Ich weiss: Mit solchen Diagnosen schreibt man sich bei uns um Kopf und Kragen. Aber wenn ich ehrlich in mich hineinhorche, wenn ich die ersten vier Jahre Trump Revue passieren lasse, dann stellt sich bei mir fast so etwas wie ein Gefühl politischer Nostalgie ein. Trump ist vielleicht nicht ganz so gut, wie er sich selber sieht, aber mit Sicherheit ist er viel besser, als ihn unsere Medien darstellen.

Der Ex-Präsident ist ein Instinktgenie, seine Raubtierwitterung für die Schwächen seiner Gegner überragend. Was eigentlich war so fürchterlich an seiner Politik? Er hielt Frieden mit Russland und China, senkte die Steuern, baute Regulierungen ab, drosselte die illegale Migration. Dem angeblichen Rassisten flogen die Herzen der Schwarzen und Latinos zu. Sein Protektionismus war, zum Glück, mehr Rhetorik als Realität.

Ist Trump Europas letzte Hoffnung? Wenn ich mir anschau, was die Aussicht auf eine zweite Amtszeit in Brüssel oder Berlin auslöst, könnte ich geneigt sein, die Frage zu bejahen. Trump mag ein Narzisst sein mit fragwürdigen Eigenschaften, aber wie ein US-Historiker formulierte, hat er in der verlotterten Politszene Europas und Amerikas womöglich die Wirkung einer am Ende heilsamen Chemotherapie.

Ich wünschte, es wäre anders und ein normaler Langweiler genüge, um den Karren aus dem Sumpf zu ziehen. Aber wer ausser Trump hätte den Punch und die reptilienhafte Aussenhaut, um den links-grün verkrusteten Westen wieder freizuhämmern? In der Polemik seiner Gegner offenbart sich nur Verzweiflung. Trump ist ein brutaler Realist. Vielleicht ist er das, was unsere wankende Zivilisation derzeit am meisten braucht. R. K.

Guy Mettan: Doppelmoral des Westens, AHV: Schweigen im Walde, Plädoyer für Trump – von einem, der ihn eigentlich scheitern sehen will, Til Schweigers beeindruckender Film über Graciano Rocchigiani

Rede und Gegenrede – das ist die *Weltwoche*, seit über neunzig Jahren. Letzte Woche titelten wir: «Titan aus Jerusalem». Unser Autor Francis Pike würdigte Israels Premier Netanjahu als «grössten Staatsmann unserer Zeit». Diesmal setzt unser Kollege Guy Mettan den Gegenakzent und beschäftigt sich mit der «Doppelmoral des Westens» in der Beurteilung der Kriege in

Gaza und in der Ukraine. Mettan sieht Netanjahu weit kritischer als Pike, und beide Autoren haben recht – aus ihrer Sicht. Womöglich ist die *Weltwoche* die einzige Zeitung der Welt, die sich den grossen Streitfragen bewusst aus unterschiedlichen Perspektiven nähert. Niemand besitzt die Wahrheit, und es gibt immer eine andere Sicht. Je einhelliger die Meinungen, desto dringlicher wird es, sie durch Einspruch zu kontern. Die *Weltwoche* folgt keinem redaktionellen Konsens, sie will ihren Lesern keine politische Linie verordnen. Nur in der widersprüchlichen, faszinierenden Vielfalt der Gedanken liegt der Schlüssel zu einem besseren Verständnis der Menschen und der Welt. **Seite 10**

Das Label ist historisch betrachtet sehr ungünstig. Eine Initiative, die von Gewerkschaften kommt, hatte es in der Vergangenheit immer schwer, vor dem Stimmbürger zu bestehen. Auf noch weniger Kredit stossen gewöhnlich nur noch Projekte der Jungsozialisten. Doch dieses



Rede und Gegenrede seit über neunzig Jahren.

Mal ist es anders. Das Volksbegehren für eine 13. AHV-Rente stösst auf breite Zustimmung. Ein Grund, weshalb die Linken am 3. März einen historischen Triumph einfahren könnten, liegt bei ihren Gegnern. Sie führen einen lauen Abstimmungskampf, die Aushängeschilder schweigen, die Hinterbänkler bespielen die Bühne. Das könnte sich rächen. Eines ist klar: Der Ausbau der Altersvorsorge wäre einer der grössten der vergangenen Jahrzehnte. **Seite 18**

Bret Stephens, Kolumnist bei der *New York Times*, ist erklärter Gegner von Donald Trump. Anders als seine Kollegen in der linken Presse, die Trump und dessen Anhänger permanent diskreditieren, hat sich der Pulitzerpreisträger zum Ziel gesetzt, zu verstehen, woher Trumps ungebrochene

Anziehungskraft rührt. Denn, so Stephens, «man kann einen Gegner nicht besiegen, wenn man nicht erkennen will, warum er so beeindruckend ist». Entstanden ist ein «Plädoyer für Trump», das auf so überzeugende Weise vorgetragen wird, dass nach der Lektüre das Gefühl aufkommt, Trumps Wiederwahl sei bereits in trockenen Tüchern. **Seite 22**

Er kam aus den Tiefen des damaligen Westberlin, brach die Schule ab und die Lehre als Fensterreiniger und wurde einer der besten Boxer, die Deutschland je hervorgebracht hat: Graciano «Rocky» Rocchigiani. Er kämpfte mit dem Herzen. Für alles, gegen alles. Er liess sich nichts sagen, er eckte an, er war der Anti-Entwurf des neuen Deutschland nach dem Mauerfall. Seine Siege und vor allem seine Niederlagen im Boxring und in seinem Leben sind

legendär. Und machen ihn, immer noch, zu einem der letzten wahren deutschen Helden. Til Schweiger hat dieses Epos verfilmt (Graciano Rocchigiani. Das Herz eines Boxers»). *Weltwoche*-Verleger Roger Köppel war an der Premiere in Berlin. Sein begeistertes Urteil: «Grandios!» **Seite 48**



Verleger Köppel, Produzent Schweiger.

Ihre *Weltwoche*

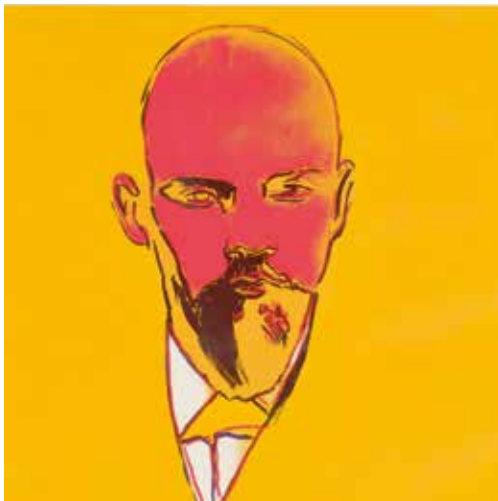
IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Chefredaktor: Roger Köppel. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Anzeigenleitung:** Gabriel Lotti. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.
Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.
 Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo
Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** AVD Goldach AG, Sulzstrasse 10-12, 9403 Goldach.
 Die *Weltwoche* wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



Instinktgenie: Donald Trump. Seite 3, 22



Zwergenaufstand: Lenin. Seite 36



Hohe Ideale: Penelope. Seite 60

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 6 Eilmeldung Infektionsherd Asylheim
- 7 Peter Rothenbühler Liebe Rita Famos
- 8 Bern Bundeshaus
Generalmobilmachung im Bundesrat
- 10 Doppelmoral des Westens
Wir messen mit zweierlei Mass
- 12 John J. Mearsheimer Recht vs. Realität
- 14 Weisheit des Herzens
- 15 Wandelhalle
- 16 Mörgeli Hilfe von der «Rundschau»
- 16 China überholt die EU
Jetzt auch bei Umwelttechnologien
- 17 Peter Bodenmann Schweiz ist
Nato-verseucht – wegen der SVP
- 18 Schweigen im Walde
Bürgerliche vor der AHV-Entscheidung
- 20 Selbstentmachtung der Kantone
Regierungsräte als Briefträger
- 21 Rachida Dati Tochter Frankreichs
- 22 Plädoyer für Trump... Von einem,
der eigentlich will, dass er verliert
- 24 Grenzstreit Showdown in Texas
- 26 Es geschieht am helllichten Tag
Deutschlands beunruhigende Methoden
- 27 Kurt W. Zimmermann
Gummibären und Weltkriege
- 28 20 Fragen an Klaus Schwab
Der WEF-Gründer über seine Ziele
- 30 Schildkrötenflüsterer vom Zürichssee
Expedition in die Evolution

- 31 Thilo Sarrazin Landhaus des Bösen
- 32 Holocaust-Historiker Omer Bartov
«Israel verstösst gegen das Völkerrecht»
- 33 «Tagesschau» SRF attackiert FPÖ-Kickl
- 34 Bolivien Warten auf Milei
- 35 Anabel Schunke
Der Fall Sefatullah S.
- 36 «Lenin, die Ausbeuter kommen!»
Zwergenaufstand gegen einen Grossen
- 39 Die griechische Erholung
Achtung, die Krise ist nicht vorbei
- 40 Grünlackierte Forschung
ETH will autofreies Zürich
- 41 Inside Washington
Shoppen mit Trump-Millionen
- 42 Josef Joffe
Witzchen der Wahrheit
- 43 Hilfswerk für Massaker
Uno-Hilfswerk für Palästinenser
- 44 Katar erobert amerikanische Elite-Unis
Milliarden für Kaderschmieden
- 46 Markus Somm
Massenmörder Lenin
- 47 Tamara Wernli
Bin ich froh, kein Mann zu sein
- 48 Graciano Rocchigiani
Der mit dem Herzen boxte
- 50 Leserbrief
- 51 Nachrufe Martin Horat, Bruno Amstad
- 52 Beat Gygi
Die fixen Ideen der Bundesverwaltung

STÄDTE: DAS BEDROHTE WIEN

- 53 Wiener Abriss-Kultur
Die Welt verliert
ein einzigartiges Kulturerbe

LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
- 60 Die Frau bleibt ein Geheimnis
Odysseus' Gattin und Ephesus' Witwe
- 62 Bücher der Woche
- 65 Die Sprache
- 66 Balladenkönigs Kunstschatz
Elton Johns Sammlung
- 68 Fernsehen
- 68 Klassik «Justice»
- 69 Film «Die Theorie von Allem»
- 70 Film
«Antarctica Calling / Voyage au pôle Sud»
- 70 Pop Black Pumas
- 71 Jazz Art Pepper
- 72 Unterwegs Am Ende der Welt

LEBEN HEUTE

- 74 Wunderbare Welt
- 74 Unten durch
- 75 Sex
- 76 Zeitzeichen
- 77 Häuser
- 77 Thiel Melancholie
- 78 Bei den Leuten
39. Polo-Turnier in St. Moritz
- 80 Essen
- 80 Wein
- 81 Auto
- 81 Objekt der Woche
- 82 Das indiskrete Interview
Yasmine-Mélanie, Sängerin

Infektionsherd Asylheim

Ansteckende Krankheiten wie die Krätze galten in der Schweiz als überwunden. Flüchtlinge bringen sie jetzt wieder ins Land.

Christoph Mörgeli

In den Bundesasylzentren und in den Asylunterkünften der Kantone werden zunehmend übertragbare Krankheiten festgestellt. Dazu gehören die Tuberkulose, Aids, Masern und Röteln, aber auch Geschlechtskrankheiten wie die Syphilis oder die Gonorrhö, im Volksmund «Tripper» genannt. Die zuständigen Zentrumsärzte sind verpflichtet, solche Infektionen an den jeweiligen kantonsärztlichen Dienst und an die Zentrumsleitung des Staatssekretariats für Migration (SEM) zu melden. Das SEM hält aber fest: «Die Meldung an die Zentrumsleitung hat nicht das Ziel, den Fall statistisch zu erfassen, sondern die notwendigen Massnahmen umzusetzen, die zur Eindämmung des Krankheitserregers und somit zum Schutz von anderen Personen nötig sind.» Auch das Bundesamt für Gesundheit (BAG) teilt mit: «Die Zahlen werden nicht nach Aufenthaltsstatus gesondert.»

In den letzten Wochen sollen gemäss Beobachtungen der kantonalen Gesundheitsämter vor allem die Fälle von Krätze massiv zugenommen haben. Diese ansteckende parasitäre Hauterkrankung wird auch als «Skabies» bezeichnet, zurückzuführen auf das lateinische Wort *scabere*, was so viel wie «kratzen» bedeutet. Urheberin ist die winzige Krätzmilbe, eine Spinnenart, die sich in langen Gängen durch die Oberhaut (Epidermis) bohrt und dort ihre Eier deponiert. Die Krankheit führt zu Juckreiz und erheblichen Schädigungen der Haut. Die Übertragung erfolgt durch Hautkontakt von Mensch zu Mensch, aber auch über Textilien in unhygienischen Verhältnissen.

«Regelmässig auftretendes Problem»

Derzeit gibt es in vielen der rund zwanzig Bundesasylzentren Fälle von Krätze. Darüber informierte das Staatssekretariat für Migration (SEM) aber nicht von sich aus, sondern erst auf Anfrage von Radio SRF. Gegenüber der *Welt-*

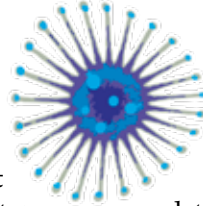
woche hält das SEM fest: «Die Krätze ist nicht meldepflichtig. Das SEM erfasst neue Fälle nicht systematisch. Bei einer hohen Anzahl von neuen Fällen in einer Unterkunft können in Absprache mit den behandelnden Ärztinnen und Ärzten zusätzliche präventive Massnahmen getroffen werden.»

Über die besorgniserregende Ausbreitung der Hautkrankheit existiert also keine Statistik. Der Sprecher des SEM erklärte gegenüber Radio SRF wörtlich: «Skabies ist ein regelmässig auftretendes Problem in Asylunterkünften, und die aktuellen Fälle haben einen direkten Zusammenhang mit den vielen Gesuchen von unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden.» Es handelt sich praktisch ausschliesslich um junge Männer, die sich – so wird angenommen – auf ihrer langen Flucht in einem Flüchtlingslager mit Krätze infiziert haben.

Deutliche Zunahme

Das SEM betont, dass die Asylbewerber von geschultem Personal untersucht und entsprechend behandelt würden. Die Therapie besteht im Auftragen bestimmter Hautcremes und Lösungen, der Einnahme von Tabletten und hygienischen Massnahmen. Von einer massiven Zunahme will das SEM aber nichts wissen: «Nach Einschätzung der Gesundheitsfachpersonen in den Bundesasylzentren ist die Anzahl Krätze-Fälle in den letzten Monaten konstant geblieben beziehungsweise ist keine Eskalation festzustellen.»

Es bestehe indessen die Gefahr, dass sich die Migranten gegenseitig ansteckten, weshalb man auf gründliche Reinigung der Räume und auf den Wechsel von Kleidung und Bettwäsche achte. In den Asylzentren werden die Insassen auch aufgefordert, Körperkontakte zu meiden und die Kleider nicht zu tauschen. Doch wie steht es um die Ansteckungsgefahr für die übrige Bevölkerung? Die Berner Kantonsärztin Barbara Grützmacher beruhigt, sie gehe von



keiner Gefährdung aus, denn man müsse jemanden pflegen oder Intimkontakt haben, um sich mit Krätze anzustecken.

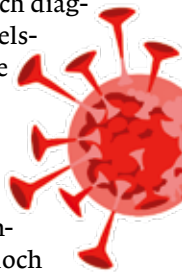
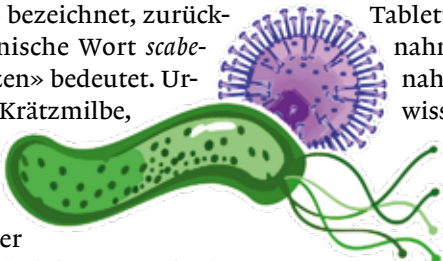
Anders sieht dies der *Beobachter*, der letzten Herbst die Krankheit als «hochansteckend» bezeichnete und beunruhigende Fälle von Skabies in Kindertagesstätten mit anschliessender Übertragung auf die Eltern beschrieb. Dabei sei die Ursache von Kinderärzten nicht erkannt und die Krankheit darum

Über die besorgniserregende Ausbreitung der Hautkrankheit existiert also keine Statistik.

unnötig verschleppt worden, so der Vorwurf. Nur scheint es ziemlich logisch, dass vermeintlich ausgestorbene Krankheiten falsch diagnostiziert werden. Es dürfte beispielsweise nicht mehr viele hiesige Ärzte geben, die eine Lepra auf Anhieb erkennen.

Philipp Jenny, Präsident des Verbands Pädiatrie Schweiz, befand eine Sensibilisierungskampagne dennoch nicht als notwendig, seien doch Hautkrankheiten an Fortbildungen stets ein Thema. Der *Beobachter* konstatierte für 2023 eine deutliche Zunahme von Krätze gegenüber dem Vorjahr. Gerade was die Asylunterkünfte betreffe, seien erheblich mehr Krätze-Fälle aufgetreten. Die Empfehlung der Vereinigung der Kantonsärzte (VKS) geht dahin, «dass bei einer Häufung der Fälle eine Meldung an den Kantonsarzt erforderlich ist».

Der Kantonsärztliche Dienst des Kantons Zürich verzichtet in seinem Merkblatt «Skabies (Krätze)» ebenfalls auf eine Meldepflicht. Personen in Asylunterkünften seien «systemisch», also mit Tabletten, zu behandeln: «In Asylunterkünften müssen eventuell noch weitere Personen mitbehandelt werden, wenn Kontakte zu anderen Bewohnern über gleiche Betten, Sofas, Decken oder Kleidung denkbar sind.»



Liebe Rita Famos

Ich lese Ihre Interviews zum Missbrauch von Kindern und Jugendlichen in den reformierten Kirchen. Nachdem in Deutschland bekannt wurde, dass mehr als 9355 Kinder und Jugendliche von kirchlichem Personal missbraucht worden seien, sind Sie als Präsidentin der evangelisch-reformierten Kirche Schweiz gefordert. Wie sieht es in der Schweiz aus? Schutzkonzepte haben Sie geschaffen, aber eine unabhängige Untersuchung der Fälle liegt noch nicht vor. Trotzdem versteigen Sie sich schon zu Schlussfolgerungen, die einen stützen lassen.

Wörtlich erklären Sie: «Das Zölibat der Katholiken ist nicht das eigentliche Problem. Viele protestantische Pfarrer waren verheiratet und begingen trotzdem Missbrauch.» Was für ein seltsamer Rückschluss! Die katholische Kirche wird Ihnen danken, dass Sie hier das Wording vieler katholischer Würdenträger übernommen haben: Das Zölibat kann es nicht



Was für ein seltsamer Rückschluss: Kirchenpräsidentin Famos.

sein, denn Missbrauchsfälle sind auch in Familien und anderen religiösen Institutionen zahlreich. Sie lassen damit auch die Finger weg vom Tabu, das nicht angerührt werden darf: Es ist belegt, dass auffallend viele homosexuelle junge Männer im Priesteramt Zuflucht suchen, gerade weil es das Zölibat gibt. Weil sie dadurch

der in konservativen Kreisen herrschenden familiären Pflicht enthoben sind, zu heiraten und Kinder zu kriegen.

Bis in die Ränge der Bischöfe und Kardinäle hinein ist der Anteil der Homosexuellen darum überdurchschnittlich hoch. Wobei es jene gibt, die ihre Orientierung leugnen und sogar homophobe Kampagnen reiten, und andere, die heimlich ihre Liebe zu Männern ausleben.

Dass sowohl homo- wie heterosexuelle katholische Kirchenleute ihr sexuelles Verlangen in der Not eher an abhängigen und unterstellten Menschen auszuleben versuchen, liegt auf der Hand. Die Abschaffung des Zölibats würde nicht alle Missbräuche aus der Welt schaffen, aber sehr viele. Das sollten Sie eigentlich wissen.

Mit freundlichen Grüßen
Peter Rothenbühler

BARTAK



Generalmobilmachung im Bundesrat

Gleich vier Bundesräte schlagen Alarm wegen der linken Initiative für eine 13. AHV-Rente. Die Abstimmung ist so bedeutend wie die Masseneinwanderungsinitiative.

Man kann von Glück reden, dass die Abstimmung über eine 13. AHV-Rente erst in etwas mehr als einem Monat stattfindet. Denn die Umfragen nähren die schlimmsten Befürchtungen der bürgerlichen Parteien: Über 61 Prozent würden momentan dieser Vorlage zustimmen.

Die Landesregierung ist alarmiert. Das kann man daran erkennen, dass gleich vier ihrer Mitglieder in die Hosen steigen, um gegen das linke Begehren anzukämpfen. Allen voran Finanzministerin Karin Keller-Sutter (FDP). «Ich hoffe sehr, dass das Volk, so, wie es das bis jetzt immer getan hat, das grosse Bild im Auge behält. Und nicht auf Selbstoptimierung setzt», mahnte sie in einem Interview mit der *NZZ am Sonntag*. Zuvor drohte sie bei einem Gespräch mit der *NZZ* mit Steuererhöhungen, sollte die 13. AHV-Rente tatsächlich angenommen werden.

Linke wollen mehr Freizeit

Anlässlich der Delegiertenversammlung der SVP in Bürglen warben gleich beide Bundesräte für eine Ablehnung. Albert Rösti fand, ein Nein sei im Interesse des Mittelstandes und der Senioren. Guy Parmelin erinnerte daran, dass, wenn der Bund mehr in die AHV zahle, anderswo gespart werden müsse. Selbst Sozialministerin Elisabeth Baume-Schneider (SP), die in diesem Dossier federführende Bundesrätin, zeigte sich besorgt. Der Preis dafür sei zu hoch. Schon 2027 gerate die AHV in die roten Zahlen, denn die zusätzliche Auszahlung koste jedes Jahr vier bis fünf Milliarden Franken.

Freilich könne man von diesem Grossaufgebot auch ableiten, dass die Landesregierung der linken Sozialministerin nicht zutraue, dass sie mit Herzblut gegen die Initiative ihrer eigenen Partei ankämpfe, so ein Politbeobachter zur *Weltwoche*. Sie stehe SP-Ständerat Pierre-Yves Maillard, treibende Kraft bei den Befürwortern, politisch etwas zu nahe.

Die politische Bedeutung der Abstimmung weckt aber vor allem Erinnerungen an die Masseneinwanderungsinitiative (MEI) der SVP



Hoffen und warnen:
Finanzministerin Keller-Sutter.

im Jahr 2014. Nachdem die Stimmbürger in den Jahren zuvor jede Ausweitung der Personalfreizügigkeit durchgewinkt hatten, wollte man diese nun stoppen. Auch wenn die Initiative dann nicht umgesetzt wurde, hat sie die EU-

Selbst Sozialministerin Elisabeth Baume-Schneider zeigte sich besorgt. Der Preis dafür sei zu hoch.

Politik der Schweiz beeinflusst. Ohne den Abstimmungssieg der Sünneli-Partei bei der MEI wäre der Rahmenvertrag 2021 wohl nicht beendet worden. Bei der AHV-Initiative der Gewerkschaften geht es nicht nur um mehr Geld für Senioren, sondern vor allem darum, ob der Linken nach Jahrzehnten wieder ein massiver Ausbau des Sozialstaates gelingt. Das will der Bundesrat à tout prix verhindern, wegen der Folgen für die Bundeskasse und das Sozialwerk.

In der Vergangenheit haben die Schweizerinnen und Schweizer in solchen Fällen konsequent mit Nein gestimmt, wie von Regierung und bürgerlichen Parteien gewünscht. Ein Beispiel dafür war die Volksinitiative der Progressiven Organisationen der Schweiz (Poch) im Jahr 1973, die darauf abzielte, die Arbeitszeit auf vierzig Stunden pro Woche zu verkürzen. Sie wurde 1976 mit 78 Prozent Nein-Stimmen wuchtig abgelehnt. Der Schweizerische Gewerkschaftsbund (SGB) erlitt 1999 mit seinem Begehren für eine Arbeitszeitverkürzung ebenfalls eine Kanterniederlage – fast 75 Prozent sagten nein.

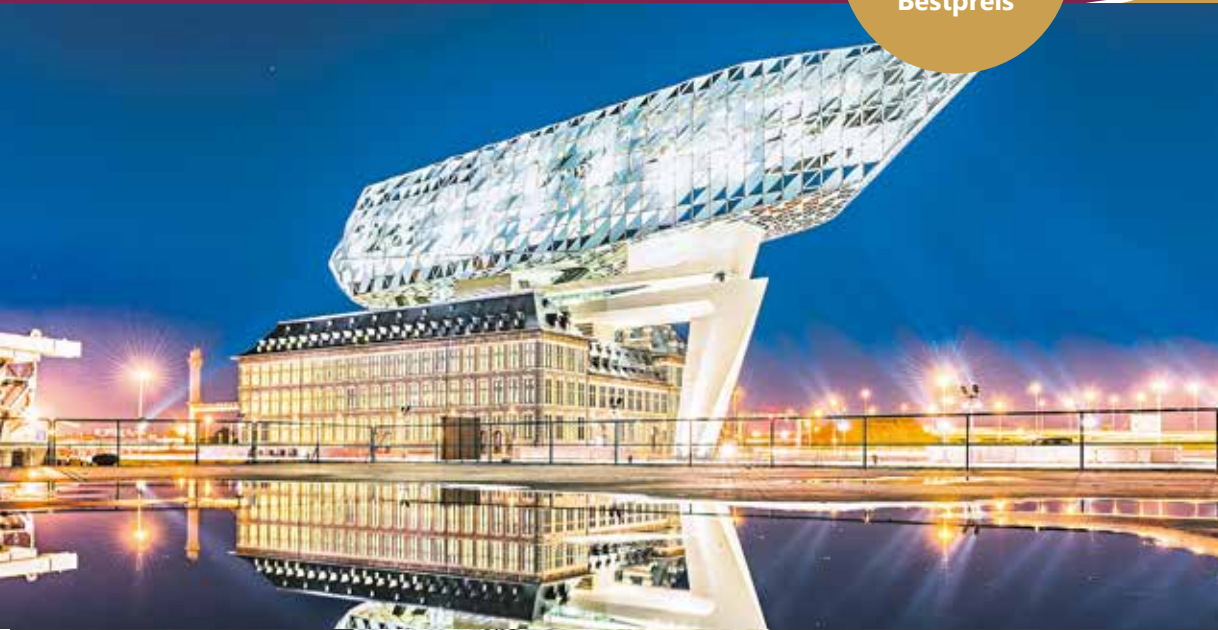
Versuchslabor der Multikulti-Kantone

2012 forderte die Linke mehr Freizeit. Auch davon wollte das Stimmvolk nichts wissen. Es bodigte die Initiative «6 Wochen Ferien für alle» mit über 66 Prozent. Zwei Jahre später scheiterte die Vorlage für höhere Mindestlöhne mit über 76 Prozent Nein-Stimmen. Um es mit Keller-Sutter zu sagen: Die Eidgenossen hatten damals stets das Gesamtbild vor Augen, also auch Staatsverschuldung und Arbeitsplätze.

Wenn sich bei der Abstimmung über eine 13. AHV-Rente eine Art Trendwende ankündigt, dann wohl auch darum, weil sich die Bevölkerungsstruktur und das Denken in diesem Lande aufgrund der exorbitanten Zuwanderung der letzten Jahre verändert haben. Den Staat zu schröpfen, scheint heute die oberste Maxime. Das lässt sich anhand der Multikulti-Kantone Waadt und Genf aufzeigen. Die beiden Stände in der Romandie sind gewissermassen das nationale Versuchslabor für die Aufblähung des Sozialstaats. Die Überbrückungsrente für ausgesteuerte über Sechzigjährige, die 13. AHV-Rente sowie die Massensubventionierung der Krankenkassenprämien sind hier längst Realität.

Die Befürchtung wächst, dass diese Welle nun auf die gesamte Schweiz überschwappt.

Schweigen im Walde: Seite 18



©Gianni Camilleri / Zaha Hadid Architects

Havenhuis, Antwerpen



Leuven



© Dirk van Hove

Pferdefischer



Grote Markt, Brügge

Flanderns goldene Städte mit der Excellence Countess



Excellence – kleine Schweizer Grandhotels

Die Excellence Countess.

Ein strahlend neuer Luxusliner empfängt Sie mit vorzüglicher Gastlichkeit. Alle 89 Aussenkabinen bieten einen komfortablen Aufenthalt und verfügen über Dusche/WC, individuell regulierbare Klimaanlage/Heizung, Safe, Sat-TV, Haustelefon, Föhn, 220 V. Hauptrestaurant, À-la-carte Restaurant, Lounge mit Bar, kleiner Fitnessraum, Sonnendeck mit Whirlpool.

Willkommen an Bord!

Eine Flussreise in den charmanten Süden der Niederlande, zu den schönsten Orten Flanderns. Höchste Zeit, die Höhepunkte dieser einzigartig schönen Landschaft und Kultur des Goldenen 17. Jahrhundert zu entdecken.

Tag 1 Schweiz > Nijmegen

Anreise nach Nijmegen.

Tag 2 Amsterdam > (Volendam)

Am Morgen Grachtenfahrt durch das lebendige Amsterdam*. Nachmittags fakultativer Ausflug nach Volendam mit Besichtigung der Insel Marken (Fr. 47).

Tag 3 Amsterdam > Rotterdam

Morgens gemütliche Flussfahrt von Amsterdam nach Rotterdam. Am Nachmittag kombinierte Stadt- und Hafenerundfahrt*.

Tag 4 Rotterdam

Am Vormittag Ausflug nach Delft (Fr. 39), einst blühende Handelsstadt im Goldenen Zeitalter. Oder wählen Sie alternativ die Rooftop Tour über den Dächern von der Stadt (Fr. 40) (Nur Englisch).

Tag 5 Gent > (Brügge)

Am Morgen Ausflug nach Brügge (Fr. 39). Oder Sie erleben das einzigartige Hand-

werk der Pferdefischer von Oostduinkerke (Fr. 34).

Tag 6 Antwerpen > Hasselt

Stadtrundfahrt/-gang in Antwerpen*. Traditionell gilt Antwerpen als wichtigster Diamantenhandelsplatz der Welt. Abendliche Flussfahrt nach Hasselt.

Tag 7 Hasselt > (Brüssel)

Ganztagesausflug in Brüssel mit Stadtrundfahrt (Fr. 86). Oder Sie geniessen die Natur im Bokrijk Nationalpark auf einer Velotour (Fr. 88). Alternativ erleben Sie Leuven auf einem Rundgang (Fr. 44).

Tag 8 Maastricht > Maasbracht
Besichtigen Sie Maastricht*, eine der ältesten Städte der Niederlande.

Tag 9 Nijmegen > Schweiz
Frühstück, Rückreise.

*Excellence Ausflugspaket

Reisedaten 2024

01.06.–09.06., 16.06.–24.06., 01.07.–09.07., 16.07.–24.07., 31.07.–08.08., 15.08.–23.08., 30.08.–07.09., 14.09.–22.09., 22.09.–30.09.

Preise pro Person

Kabinentyp	Katalogpreis	Bestpreis
Hauptdeck		
2-Bett	2775	2055
Mitteldeck		
2-Bett, frz. Balkon	3315	2455
Junior Suite, frz. Balkon	3640	2695
Oberdeck		
2-Bett, frz. Balkon	3585	2655
Junior Suite, frz. Balkon	3910	2895

Unser Bestpreis – aktuell auf excellence.ch

Das Excellence-Inklusivpaket

- Excellence-Reise in eleganter Flussblick-Kabine
- Excellence Genuss-Vollpension mit Excellence- und Gala-Dinner
- Reisen in umweltgerechtem Komfort-Reisebus ab/bis Schweiz
- Comiczeichnen mit Jan Bosschaert
- Shanty Chor an Bord
- CO₂-Klimaschutzbeitrag Myclimate
- Gepäckservice am Hafen, WiFi an Bord
- Pure Air Luft-Ionisierung an Bord

Weitere Leistungen auf

excellence.ch/paket

Zuschläge

- Alleinbenützung Kabine Mittel-/Oberdeck (ohne Junior Suite) 995
- Reise im Königsklasse-Luxusbus 285






Wählen Sie Ihre Ausflüge

- Excellence-Ausflugspaket, 5 Ausflüge 185

Europa neu sehen:

excellence.ch/mittendrin

Wählen Sie Ihren Abreiseort

06:10 Wil , 06:30 Burgdorf 
06:35 Winterthur-Wiesendangen SBB
07:00 Zürich-Flughafen , 07:00 Aarau SBB
08:00 Baden-Rüthof , 08:35 Basel SBB
08:50 Arlesheim 

Ihre Route



Mehr zu dieser Reise & Buchung

[excellence.ch/](http://excellence.ch)

eoarn1



excellence.ch | 071 626 85 85

Excellence – Reisebüro Mittelthurgau, CH-8570 Weinfelden

Doppelmoral des Westens

Putins Krieg in der Ukraine, Netanjahus Zerstörung von Gaza:
Wir messen mit zweierlei Mass.

Guy Mettan



Tu, was ich sage, aber nicht, was ich tue: Benjamin Netanjahu (l.), Wladimir Putin.

Willkommen in der Realität! Nach einer Woche, in der sich die Spitzen der Schweizer und der internationalen Wirtschaft, Politik und Medien auf die Schultern geklopft und ihre Verdienste und Erfolge bei der «Verbesserung des Zustands der Welt» gepriesen haben, hat das Davoser Weltwirtschaftsforum seine Pforten mit der üblichen Selbstzufriedenheit wieder geschlossen. Die Rückkehr auf den Boden der Tatsachen wird hart sein, denn der Westen muss nun nicht nur den Misserfolg der ukrainischen Gegenoffensive verkraften, sondern sich auch der moralischen Niederlage in Gaza stellen, zu der ihn seine fortgesetzte Politik der Doppelmoral – Tu, was ich sage, aber nicht, was ich tue – geführt hat.

Wut und Akribie Israels

Das Problem des Westens ist – um Abraham Lincoln zu paraphrasieren –, dass wir uns selbst ständig belügen und den Rest der Welt teilweise betrügen können, aber wir können nicht mehr alle Menschen ständig betrügen. Und irgendwann kommt der Zeitpunkt, an dem wir die Rechnung bezahlen müssen. Zu dieser ein-

deutigen Feststellung gelangt auf einem anderen Weg der französische Historiker Emmanuel Todd in seinem neuesten Buch («La défaite de l'Occident», Gallimard). Er stützt sich dabei mit seiner gewohnten Brillanz auf statistische Daten, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklungen und eine Stringenz der Argumentation, die schwer zu bestreiten ist. Wir werden weiter unten darauf eingehen.

Wenn der Nebel des Krieges, die Wirksamkeit der Zensur und die Intensität der Propaganda in der Ukraine den Eindruck erwecken konnten, dass die gesamte Verantwortung für diesen Konflikt bei Russlands Präsidenten Wladimir Putin, dem Dämon, lag, dann werden die Invasion des Gazastreifens und die anschließenden Kriegsverbrechen der israelischen Armee, wenn nötig, die Augen der Blindesten öffnen. Die ganze Welt war zu Recht schockiert über die Gräueltaten der Hamas am 7. Oktober, doch nun ist sie – mit Ausnahme des Westens – fassungslos über die krankhafte Wut und Akribie, die die israelischen Invasoren in den letzten drei Monaten an den Tag gelegt haben. Auf die berechtigte Empörung über die Verbrechen der Hamas folgt nun

die nicht minder berechtigte Empörung über die Übergriffe der israelischen Streitkräfte auf die palästinensische Zivilbevölkerung.

Selbst das Gesetz der Vergeltung – Auge um Auge, Zahn um Zahn – wurde vom jüdischen Staat, wie er sich offiziell nennt, nicht eingehalten, obwohl das Judentum sich darauf beruft: Mit einem Verhältnis von 25:1 (über 25 000 getötete Palästinenser gegenüber 1100 israelischen Opfern) wurden alle Grenzen des Kodex überschritten. Das geht so weit, dass Tausende von Juden in Israel und in der ganzen Welt alarmiert sind.

Für Nichtwestler ist Israel nicht die isolierte Insel der Demokratie inmitten eines Ozeans von Diktaturen, als die es gerne dargestellt wird. Südafrika hat Israel wegen versuchten Völkermords vor dem Internationalen Strafgerichtshof verklagt. Das Gremium wird von der Amerikanerin Joan Donoghue geleitet; sie gilt jedoch als unparteiischer als der politisierte Strafgerichtshof, der seit seiner Gründung im Jahr 2002 unter angelsächsischem Einfluss steht. Es hat Israel in einem ersten Urteil dazu aufgefordert, alles zu unternehmen, um einen Genozid in Gaza zu ver-

hindern. Ob es sich tatsächlich um einen Genozid handelt, soll zu einem späteren Zeitpunkt beurteilt werden.

Wie dem auch sei, der moralische Schaden hat einen Punkt erreicht, an dem es kein Zurück mehr gibt. Die westlichen Länder sind mit zweierlei Mass gemessen worden. Sie haben über die Ukraine gegen Russland Krieg geführt, weil es Provinzen seines Nachbarlandes annektiert und überfallen hat, aber sie akzeptieren, ohne zu murren, dass ihr israelischer Schützling seit fünfzig Jahren auf den Golanhöhen und im Westjordanland dasselbe tut und dabei munter gegen das Völkerrecht verstösst.

Was Israel und die jüdische Welt betrifft, so sind beide dabei, die Legitimität und den Respekt zu verlieren, die ihnen der Holocaust und Jahrhunderte der Verfolgung in Europa eingebracht haben. Wie kann ein Volk, das so viel durchgemacht hat, ein derart unmenschliches Verhalten gegenüber unschuldigen Kindern und Zivilisten an den Tag legen? Wenn das Gedenken an den Holocaust nicht mehr die selbstlose Erinnerung an das Verbrechen der Verbrechen ist, sondern ein Propaganda-instrument, das dazu dient, einen entfesselten Zionismus zu rechtfertigen, wenn der Kampf gegen den Antisemitismus nicht mehr der gerechte und notwendige Kampf gegen den anti-jüdischen Rassismus ist, sondern ein Instrument, das dazu dient, einen räuberischen Staat zu legitimieren, der von einer korrupten Führung geführt wird, dann wird es sehr schwierig werden, diese Anliegen zu unterstützen.

Genau das geschieht jedoch gerade.

Zum ersten Mal in der Geschichte kann die Weltöffentlichkeit zwei Kriege live miterleben, die die gleichen Ursachen haben – existenzielle Sicherheitsbedenken vor dem Hintergrund tödlicher Angriffe, Annexionen und opportunistischer Gebietsbesetzungen – und die gleichen aggressiven und tödlichen Verhaltensweisen hervorbringen, aber vom Westen und von den Davoser Kreisen radikal unterschiedlich aufgenommen werden. In einem Fall wird der rote Teppich für den beschuldigten Regierungschef ausgerollt (Netanjahu), im anderen Fall wird der beschuldigte Staatschef geächtet (Putin).

Diese doppelzüngige Haltung wird ausserhalb der westlichen Grenzen nicht mehr toleriert. Wie das Massaker von Katyn für die Polen, das von Oradour für die Franzosen oder die von Churchill 1943 in Bengalen verursachte Hungersnot für die Inder werden die Bilder des zerbombten Gaza die arabische Welt jahrzehntelang verfolgen und den Kampf gegen den Antisemitismus überall auf der Welt schwächen, auch bei uns.

Der Preis, den wir zahlen müssen, wird sowohl für Israel als auch für den Westen hoch sein. Wir werden die Schlacht um die Tunnel gewinnen, aber den Krieg um die Herzen und das Recht verlieren. Für den Rest der Welt werden wir auf die

falsche Seite der Geschichte gewechselt haben. In dieser Hinsicht ist der Umschwung Indiens interessant. Am Tag nach dem Angriff vom 7. Oktober hatte sich das Land auf die Seite Israels gestellt, sowohl aus antiislamischen Gründen als auch, um seine guten Beziehungen zu den USA zu bewahren. Doch schon Ende Dezember reiste Aussenminister Subrahmanyam Jaishankar mehr oder weniger unbemerkt nach Moskau. Delhi distanzierte sich von Tel Aviv und Washington, bestätigte seine Freundschaft mit Russland und kehrte zu seiner bündnisfreien Haltung zurück. In Südafrika gingen Anfang Januar Hunderttausende von Südafrikanern auf die Strasse, um gegen das Massaker an den Palästinensern zu protestieren. In den USA sind es massenhaft junge Leute, die Präsident Biden als Völkermörder bezeichnen.

Die Beispiele zeigen einmal mehr, dass die Europäer und die USA nicht mehr in der Lage sind, ihre Sicht der Dinge durchzusetzen. Die Länder des Südens und des Ostens fordern die Deutungshoheit des Westens durch eigene glo-

Der moralische Schaden hat einen Punkt erreicht, an dem es kein Zurück mehr gibt.

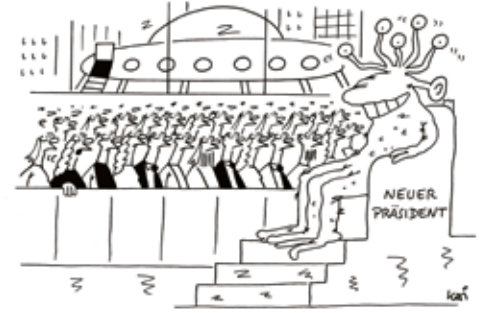
bale Medien heftig heraus. In ihrer Vorstellung werden diese beiden Konflikte, die jahrzehntelang durch die bedingungslose Unterstützung der Ukraine und Israels angeheizt wurden, als Mittel gesehen, um die Entstehung einer gerechteren und faireren Weltordnung zu verzögern. Dies ist eine radikale Neuerung.

Friedensgipfel ohne Russland?

Natürlich ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Der Westen könnte seine Führungsrolle wiederherstellen. Er müsste nur auf Kooperation statt auf Konfrontation setzen. Nichts hindert Israel daran, die Golanhöhen an Syrien zurückzugeben, in Frieden mit dem Libanon zu leben, die Existenz eines echten palästinensischen Staates an seiner Seite zu akzeptieren oder einen binationalen Bundesstaat zu gründen, wie es viele Zionisten vor 1948 in Erwägung gezogen hatten.

Nichts hindert Netanjahu daran, wenn er schon nicht mit der islamistischen Hamas verhandeln will (die jedoch nur das muslimische Gegenstück zu den ultraorthodoxen jüdischen Extremisten ist, die die israelische Regierung bevölkern), den palästinensischen Nelson Mandela, Marwan Barghouti, freizulassen, damit dieser die Führung einer erneuerten Palästinensischen Autonomiebehörde übernehmen kann. Wenn Südafrika das geschafft hat, warum nicht auch Israel? Das schlägt jedenfalls der ehemalige Schin Bet-Chef Ami Ayalon im *Guardian* vor.

Dasselbe gilt für den Konflikt in der Ukraine. Wenn die Ukraine und die Nato im Dezember



„Hätten wir das mit der Invasion früher gewünscht, hätten wir uns den teuren Wahlkampf sparen können...“

2021 zugestimmt hätten, auf das russische Projekt für europäische Sicherheit einzugehen, wäre der Krieg nie ausgebrochen. Es ist nicht unmöglich, diesen Plan wiederaufzunehmen, sofern alle Parteien an einen Tisch gebracht werden. Immerhin war dies dem Westen 1973 gelungen, als er das Helsinki-Abkommen mit der Sowjetunion unterzeichnete. Davon sind wir weit entfernt. Wenn sich die Schweiz als Förderer eines Friedensgipfels aufspielt, indem sie Russland boykottiert, zeigt sich, wie sinnlos das Projekt ist und welcher langer Weg zurückzulegen ist, um den Dialog wiederherzustellen.

Die Parameter für einen dauerhaften Frieden sind bekannt. Aber bei uns will sie niemand in Betracht ziehen. Wir ziehen es vor, den Gegner zu dämonisieren, in Verruf zu bringen, seine Menschlichkeit zu leugnen und weiterhin auf den Krieg zu setzen, um den schicksalhaften Moment, in dem wir unseren Anspruch auf die Beherrschung der Weltangelegenheiten aufgeben und die Macht mit anderen Mächten teilen müssen, so weit wie möglich hinauszuzögern – zweifellos aus einem Rest von Hybris, aber vor allem wegen eines Übermasses an Schwäche. Wir haben nicht mehr den Mut und die Mittel, den Frieden der Tapferen zu wagen.

Es ist diese tragische Ohnmacht, die Todds These beleuchtet: Unser moralischer Niedergang und unsere Unfähigkeit, unsere politischen Schwierigkeiten anders als mit Gewalt zu lösen, sind keineswegs nur Begleiterscheinungen, sondern die faulen Früchte eines unaufhaltsamen wirtschaftlichen, demografischen und kulturellen Niedergangs.

«In den arabischen Ländern hört niemand mehr auf das, was der Westen sagt», sagte kürzlich ein algerischer Freund zu mir. Er hätte hinzufügen können: in den asiatischen, afrikanischen und lateinamerikanischen Ländern auch nicht. Der moralische Zusammenbruch und der Narzissmus der Medien im Westen haben dazu geführt, dass sie jeden Kredit verspielt haben. In seinem Buch nennt Todd die historischen und materiellen Gründe dafür. Der Westen ist dabei, zu implodieren, in sich zusammenzufallen, sich von innen heraus zu entleeren, um in der Leere zu versinken, fasziniert vom Nihilismus.

Der Krieg in der Ukraine ist ein Beispiel dafür: Russland wird diesen Krieg gewinnen, weil es

JOHN J. MEARSHEIMER

Recht vs. Realität: Israel und der Völkermord

Der Internationale Gerichtshof (IGH) hat am 26. Januar 2024 seinen Beschluss zum südafrikanischen Verfahren gegen Israel wegen möglichen Völkermords im Gaza-Streifen veröffentlicht.

Vorhersehbarerweise zielt die Berichterstattung über den Beschluss in den westlichen Mainstream-Medien darauf ab, die Geschichte so zu drehen, dass sie für Israel am günstigsten ist. Das bedeutet, dass die Elemente der Geschichte, die Israel schlecht aussehen lassen, heruntergespielt oder weggelassen werden und dass betont wird, dass der IGH Israel nicht angewiesen hat, alle militärischen Operationen in Gaza einzustellen.

Verbrechen aller Verbrechen

Kaum jemand hat erwartet, dass der IGH entscheiden würde, dass Israel alle militärischen Operationen in Gaza einstellen müsse, da es sich im Krieg mit der Hamas befindet und das Gericht der Hamas nicht befehlen kann, ihre militärischen Operationen gegen Israel einzustellen. Der IGH hat Israel jedoch aufgetragen, seine Offensive auf die Hamas zu konzentrieren und nicht auf die Zivilbevölkerung. Schliesslich geht es bei der Anklage wegen Völkermordes darum, was Israel der Zivilbevölkerung in Gaza antut, nicht der Hamas.

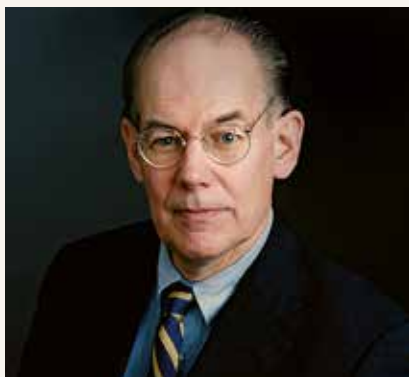
Was in dem Erlass wirklich zählt, ist die Aussage, dass Israel einen Völkermord begeht. Wie könnte es anders sein? Völkermord ist das Verbrechen aller Verbrechen.

Der Beschluss besagt eindeutig, dass es erstens plausible Beweise dafür gibt, dass Israel die Absicht hat, einen Völkermord zu begehen, und zweitens, dass es plausible Beweise dafür gibt, dass Israel einen Völkermord begeht.

Als Reaktion auf diese schlimme Situation hat das Gericht Israel angewiesen, die Handlungen einzustellen, die als Völkermord erscheinen, und alle Beweise zu sichern, die mit dieser Angelegenheit in Zusammenhang stehen, natürlich für den bevorstehenden Prozess.

Kurz gesagt, der IGH hat keine endgültige Entscheidung über den Vorwurf des Völkermordes gegen Israel getroffen, sondern erklärt, dass zum jetzigen Zeitpunkt genügend Beweise vorliegen, um zu glauben, dass eine «reale und unmittelbare Gefahr» eines Völkermordes besteht und dass Israel daher seine Kriegsführung in Gaza grundlegend ändern muss.

Ich denke, dies ist ein erstaunliches Ergebnis, vor allem, wenn man die Abstimmungen unter den siebzehn Mitgliedern des IGH betrachtet. Es gab sechs getrennte Abstimmungen über sechs vorläufige Massnahmen, die Israel zu



Professionell und fair: Mearsheimer.

befolgen habe. Bei vier der sechs Abstimmungen lautete das Stimmenverhältnis 15:2. Bei zwei Abstimmungen 16:1.

Erstaunlicherweise stimmte der israelische Richter – der kürzlich von Premierminister Benjamin Netanjahu ernannt wurde – für zwei der Massnahmen. Der amerikanische Richter, der auch der Vorsitzende des IGH ist, stimmte für alle sechs Massnahmen. Der einzige Richter, der gegen alle sechs Massnahmen stimmte, kommt aus Uganda.

Schwarzer Tag für Israel

Ich habe die Verhandlungen des IGH am 11. und 12. Januar 2024 verfolgt, und sie wurden professionell und fair geführt.

Sowohl die Israeli als auch die Südafrikaner schickten ihre A-Teams zu den Verhandlungen, und beide nahmen sich über drei Stunden Zeit, um ihre Argumente systematisch und umfassend darzulegen.

Schliesslich habe ich den 27-seitigen Beschluss des IGH gelesen, und es ist ein beeindruckendes Dokument, was nicht bedeutet, dass man mit allen Schlussfolgerungen einverstanden sein muss.

Dies war kein Känguru-Gericht. Es scheint klar zu sein, dass der 26. Januar 2024 ein schwarzer Tag für Israel war, denn der IGH-Beschluss wird seinen Ruf tief und dauerhaft befecken.

John J. Mearsheimer ist Professor für Politikwissenschaft an der Universität Chicago.

in der Region zu Hause ist und für sich selbst kämpft. Es ist zwar eine autoritäre Demokratie (die die Entscheidung der Mehrheit ohne Rücksicht auf Minderheiten umsetzt), aber seine Wirtschaft und Gesellschaft sind stabil oder sogar im Fortschritt begriffen. Das zeigen die Widerstandsfähigkeit in Landwirtschaft und Industrie, die solide Ausbildung von Ingenieuren und die stetige Erhöhung der Lebenserwartung.

Die Ukraine ist ein von Stalin geschundenes Land, das nach 1945 von den kommunistischen Machthabern gehätschelt wurde. Seine Eliten haben sich nach 1991 als unfähig erwiesen, einen stabilen Staat aufzubauen. Es gelang der Bevölkerung nie, sich von der Bevormundung durch die Oligarchen und von der Korruption zu befreien. Nach und nach wurde die Macht von der ultranationalistischen Minderheit im Westen übernommen (den «Neonazis», in der russischen Terminologie). Sie hüten sich davor, eine echte Demokratie einzuführen, sondern verbieten vielmehr Oppositionsparteien, Gewerkschaften und kritische Medien.

Osteuropa folgte demselben Muster, nur ohne den Krieg. Die ehemaligen kommunistischen Eliten liefen mit Waffen und Gepäck ins liberale Lager über. Sie wechselten nur den Besitzer und tauschten Moskau und seine Rubel gegen die Euros und Dollars von Berlin, Brüssel und Washington. Der Freund von gestern wurde zum neuen Feind. Die Staaten der Region wurden entvölkert, um deutsche Fabriken mit billigen Arbeitskräften zu versorgen, während sich willfährige Politiker Wohnun-

Die Demografie ist im Keller, die Demokratie in der Krise, die deutsche Industrie in der Rezession.

gen in London und Washington kauften. Die einzige Ausnahme ist Ungarn, das sich – nachdem es unermüdlich für seine Souveränität gegen die Türken, Österreicher und dann die Sowjets gekämpft hat – gegen das Diktat aus Brüssel verwahrt.

Westeuropa folgt den USA und ist sowohl Opfer seiner oligarchischen Entwicklung – seine Eliten haben sich von ihrem Volk abgespalten – als auch des endgültigen Niedergangs des Protestantismus, der für hohe Bildungsstandards und Arbeitsethik stand. Heute zählen Image und kurzfristiger Profit. Die Demografie ist im Keller, die Demokratie in der Krise, die deutsche Industrie in der Rezession, die Verschuldung wächst, die Verteidigung liegt brach, und das politische Projekt Europa ist vom Aussterben bedroht. Der deutsche Motor kommt ins Stocken, die französische Gleichgewichtsdiplomatie zerfasert, während die britische «Titanic» untergeht, nachdem sie den erhofften Brexit-Schub verpasst hat. Doch niemand achtet darauf, da die europäischen Orchester die

Musikanlage voll aufgedreht haben, um das Krachen im Gebälk zu übertönen.

Die USA befinden sich in einem dauerhaften Prozess des Verfalls. Ihr Bildungsniveau sinkt, die Lebenserwartung zeigt nach unten, während die Kindersterblichkeit steigt. Die Gesundheitsausgaben explodieren – Treiber sind Fettleibigkeit und Drogenmissbrauch –, die Zahl von Amokläufen nimmt zu. Währenddessen verkümmert die Demokratie, die durch beide Lager geschwächt wird: durch die Demokraten, die Trumps Wahl ablehnten und zweimal versuchten, ihn durch ein Amtsenthebungsverfahren zu stürzen, aber auch durch die Republikaner, die versuchten, Bidens Sieg zu leugnen. Die alte WASP-Meritokratie (*white Anglo-Saxon Protestants*) ist einer neoliberalen Oligarchie gewichen, die bunter, aber bindings- und heimatlos ist. Die amerikanische Wirtschaft produziert nur wenig reale Güter und lebt auf Pump, indem sie Dollars druckt und Waren, Dienstleistungen und Humankapital massiv importiert – zum Preis einer Verschuldung, die sich nur in Billionen von Dollars berechnen lässt.

Bruch mit dem Rest der Welt

Schlimmer als alles andere: Amerika hat keine Vision, keine Kultur, keine kollektive Intelligenz mehr. Es springt von einer Modeerscheinung zur nächsten (heute ist es die künstliche Intelligenz), von einem Krieg zum nächsten, von einer sinnlosen Innovation zum nächsten, von der antirussischen Hysterie zur chinesischen Besessenheit, und überzeugt sich davon, dass die sozialen Netzwerke und die Jagd auf Fake News die Rettung sein werden.

Todd datiert das Ende des Protestantismus – sowie des Katholizismus, seit der Heilige Stuhl Priestern erlaubt, gleichgeschlechtliche Paare zu segnen – und den Beginn des nihilistischen Zeitalters auf die Annahme der Ehe für alle und das Recht, das Geschlecht nach Belieben zu ändern. Wenn ein Mann unabhängig von seinem biologischen Geschlecht eine Frau und eine Frau ein Mann sein kann und diese Möglichkeit zur vorherrschenden Ideologie wird, kommt es zu einem anthropologischen Bruch mit dem Rest der Welt, der meint, der Westen sei verrückt geworden. Das ist der Kern von Todds Thesen, frei interpretiert und cum grano salis.

Es bleibt abzuwarten, ob sie zutreffen und welche Folgen sie haben werden. Dies wird sich bald zeigen, insbesondere nach dem Ende des Konflikts in der Ukraine, das für mehr Klarheit sorgen wird. Inzwischen ist es erlaubt, diese Feststellung mit Hilfe der Geschichte und sogar der filmischen Fiktion zu beleuchten. Ist die «Star Wars»-Saga von George Lucas schliesslich nicht eine Metapher für den Wandel der amerikanischen Republik zu einem autoritären planetaren Imperium?

Eine korrupte, galaktische Republik verwandelt sich durch einen Putsch ihrer herrschen-

den Eliten, die von einer Handelsföderation unterstützt werden, die nach neuen planetaren Märkten giert, in ein tyrannisches Imperium. Die Oligarchie hat die Macht übernommen. Die Formen der Demokratie – Institutionen, Senatoren, Konsuln – werden beibehalten, nicht aber ihr Geist. Ein gesichtsloser Imperator – man denke

Die traditionellen Werte wurden zugunsten von Gier, Klientelpolitik und Bruderkämpfen ausgelöscht.

an die Gnome in Davos, die den globalistischen Katechismus herunterbeten – führt das Ganze mit eiserner Hand, dank Legionen von Klonen, die gehorsam das Programm ausführen, während eine Handvoll etwas skurriler Rebellen, unterstützt von einigen tapferen Jedi-Rittern, versuchen, die helle Seite der Macht wiederherzustellen. Wie könnte man darin, bald fünfzig Jahre später, nicht eine Allegorie auf die Entwicklung der Vereinigten Staaten sehen?

Ist die römische Republik mit ihrer Umwandlung in ein oligarchisches und autokratisches Imperium nicht denselben Weg gegangen, obwohl Cicero versuchte, sich dagegen zu wehren? Da die staatsbürgerliche Religion und die demokratischen Kräfte unter dem Druck der Oligarchien, die sich durch die unaufhörliche Eroberung neuer Märkte in Griechenland, Gallien, Kleinasien und Nordafrika bereichert hatten, zusammenbrachen, mussten sie einer globalen Elite ohne Glauben und Gesetz weichen. Die traditionellen Werte – die des strengen lateinischen Bauernsoldaten – wurden zugunsten von Gier, Klientelpolitik und Bruderkämpfen zwischen plebejischen Populisten vom Typ Marius oder Caesar und senatorischen Oligarchen vom Typ Sulla und Lepidus ausgelöscht – bis ein ehrgeiziger und inspirierter Tyrann, Octavian mit Namen, heute als Augustus bekannt, die Autorität dauerhaft wiederherstellte, mit Waffengewalt und dem Geschick, den Schein zu wahren, indem er vorgab, nur ein bescheidener Primus inter Pares zu sein.

Auch hier blieben die republikanischen Formen – Wahlen zum Senat und zu den Plebejertribunen, Senatssitzungen, Konsuln und Likatoren – bestehen. Doch die tatsächliche Macht konzentrierte sich in den Händen eines Einzigen, eines Kaisers, der von einer dünnen Schicht von Patriziern unterstützt wurde, die die Finanzen, den Handel, die grossen Landgüter und sogar die Steuererhebung kontrollierten, während unaufhörlich Kriege gegen äussere Feinde geführt wurden, die als barbarisch beschrieben wurden. Man denke hier an die verhassten Figuren Putin und Xi Jinping.

Der britische Historiker Paul Kennedy hat Ursachen für «Aufstieg und Fall der grossen Mächte» in seinem gleichnamigen Werk analysiert. Zum Jahrestag dieses Klassikers von

1987 hat Kennedy im *New Statesman* erneut die Dilemmata untersucht, vor denen jede Hegemonialmacht steht, die von imperialer Überdehnung bedroht ist, während sie sich, wie die USA, in einem relativen Niedergang befindet. Washington hat demnach nur noch zwei Optionen: seine Ressourcen zu bündeln, was bedeutet, weniger Menschen weniger Sicherheiten zu bieten – oder seine Glaubwürdigkeit bei seinem grossen Kreis von *affiliates* zu stärken, was in den Worten des früheren Finanzministers Lawrence Summers bedeuten würde, «festzustellen, dass das derzeitige System nicht mehr tragfähig ist und viel mehr in die nationale Sicherheit investiert werden sollte».

Biden zieht es vor, dieser schwierigen Wahl auszuweichen, indem er sowohl auf eine Reduzierung seiner Verpflichtungen als auch auf ausreichende Ausgaben zur Erfüllung dieser Verpflichtungen verzichtet. Problem: Die 886 Milliarden Dollar des Verteidigungshaushalts 2024 reichen trotz ihrem gigantischen Umfang bei weitem nicht aus, um dieses Ziel zu erfüllen. Trump befürwortet die umgekehrte Strategie: einen strategischen Rückzug auf verteidigungsfähige Ziele und damit eine Beschränkung auf unverzichtbare Verbündete. Daher seine Zurückhaltung gegenüber der Nato und der Fortsetzung des Krieges in der Ukraine und sein Interesse an einem Entgegenkommen gegenüber Russland.

Kaiser Konstantins Präzedenzfall

Für Paul Kennedy ist die Messe gelesen: Die USA haben nicht mehr die politischen und wirtschaftlichen Mittel, ihre Militärausgaben zu verdoppeln oder zu verdreifachen, um fünfzig Verbündete gleichzeitig zufriedenzustellen und an drei Fronten gleichzeitig zu kämpfen: Ukraine, Israel sowie Taiwan und Korea, falls es zu einem offenen Konflikt im Pazifik kommen sollte. In Zukunft werde die amerikanische Sicherheitsabdeckung enger und kleiner sein, so Kennedy, und sich wohl auf Nato-Europa, Japan, Australien und Neuseeland, Israel, Korea und vielleicht noch Taiwan beschränken.

Persönlich möchte ich hinzufügen, dass es in der Geschichte einen solchen Präzedenzfall gab, nämlich den des Oströmischen Reichs. Als Kaiser Konstantin feststellte, dass das Römische Reich nicht in der Lage war, an allen Fronten gleichzeitig zu kämpfen, beschloss er, Rom zu verlassen und sich nach Konstantinopel zurückzuziehen. Der westliche Teil war nach einem Prozess, der immerhin eineinhalb Jahrhunderte gedauert hatte, zusammengebrochen. Doch auf diese Weise gelang es ihm, die Existenz des östlichen Teils um mehr als tausend Jahre zu verlängern. Eine Strategie, der es nicht an Weitsicht mangelte, wie man zugeben muss.

Guy Mettan ist ehemaliger Chefredaktor der *Tribune de Genève* und Grossrat des Kantons Genf (SVP).

Meer der Müdigkeit

Wahrscheinlich waren die Menschen seit dem Homo erectus stets müde.



Eine fast beleidigende, simple Form des Metaphysischen.

Ich sass ganz in der Ecke einer Bar und trank einen Wodka, in der Hoffnung, dass er mich ins Leben zurückbringen würde. Menschen waren keine da, die das hätten tun können, noch nicht, wenn überhaupt, die sass alle noch in ihren Büros und verdienten jenes Geld, das sie brauchen, um ihre Leben zu führen. Ein vielleicht dreissigjähriger Mann, gepflegt, mittelteure Kleidung, rasiert, rote Socken und hellblaue Schuhe, Rayban-Brille mit geschliffenen Gläsern, dahinter ermattete Augen, die in einem langweiligen Gesicht lagen, sass am andern Ende der Bar.

Ich tippte zuerst auf einen Architekten, aber dafür war er nicht dunkel genug angezogen. Wahrscheinlich handelte es sich um einen Immobilienmakler, der seit ein paar Wochen nichts verkauft hatte und dem langsam der Arsch auf Grundeis ging. Er trank ein Bier und versank oder ertrank in der Welt seines Handys.

Ich hatte einen jener Tage, in denen ich am Morgen mein Bestes geben wollte, am Mittag scheiterte, nachmittags auf dem Sofa lag und las und gleichzeitig Fernsehen schaute und wartete, bis die Bars aufgingen, um in jenen Frank-Sinatra-Zustand zu gelangen, in dem die Welt ein paar Drinks hinter einem liegt. Ich stützte mich mit meinen Armen auf dem Tresen ab und hoffte auf ein wenig Halt.

Da kam ein weiterer Gast an die Bar, er sah aus wie jener, der schon da war, bis auf die Socken, die waren gelb, und die Schuhe, die waren olivgrün. «Hi, Alter», sagte der Mann am Tre-

sen. «Alles klar?», fragte der Dazugekommene. «Bin müde.» – «Ich auch.» Der Neue setzte sich hin, bestellte ein Bier, sie stiessen an, tranken, und dann waren sie zusammen müde.

Müdigkeit, dachte ich, welch grossartiges Thema, der aktuelle Aggregatzustand unserer Gesellschaft, das vorherrschende Grundgefühl. Eine Müdigkeit, die mehr als ein körperliches Phänomen, die eine umfassende Erscheinung des Menschseins ist. Diese Müdigkeit, die der Preis der geforderten und gelebten Pausenlosigkeit ist, immer aktiv, immer online, tausend kleine Sachen jede Minute, aber keine grossen mehr und so weiter.

Wahrscheinlich waren die Menschen seit dem Homo erectus, als das Hirn aufhörte zu stottern, stets müde, erschöpft vom Leben und Überleben, da hat sich bis heute wenig daran geändert. Vielleicht ist die Beschaffenheit der Müdigkeit eine andere geworden. Ist zu einer geworden, die nicht von der harten Arbeit kommt wie einst, sondern vom Überfluss von allem.

Als ich in Griechenland Oliven pflückte, tagelang von morgens um sieben bis anfangs der Dämmerung am späten Nachmittag, so gegen fünf, in diesen sphärischen wie schöpfungsbelaassenen Plateaus des Taygetos-Gebirges, im Rücken die Berge und Hügel, vorne das Meer, fuhren wir mit den prall gefüllten Säcken jeweils zur Olivenpresse, luden sie ab, fuhren weiter ins Dorf, wo sich jeder

umzog und erfolglos versuchte, die schwarzen Hände sauber zu bekommen, und trafen uns danach in der Taverne, um gemeinsam zu essen und zu trinken. So versanken wir in der Müdigkeit, wie jeden Abend, schwiegen und lachten, wir waren leicht und schwer zugleich und froh, bald ins Bett zu fallen in diesen tiefen, meist traumlosen Schlaf.

Ganz anders die Müdigkeit hier an der Bar, die sich anfühlte wie eine fast beleidigende, simple Form des Metaphysischen. Und nicht wie eine, die, wenn man so will, von der Beanspruchung des Körpers, vom Metabolischen im weiteren Sinne herührte. Die Müdigkeit an dieser Bar schien mir einfach die Summe des modernen Daseins zu sein, das Produkt einer an- und fort dauernden Selbstkonsumation und Selbstausbeutung auch, wenn man es etwas dramatischer ausdrücken möchte.

Mir kam ein Satz von Handke in den Sinn, aus seinem schmalen Buch «Versuch über die Müdigkeit», nicht wörtlich, nur sinn gemäss; dass die Inspiration der Müdigkeit darin liegen könnte, dass sie einem weniger sagt, was zu tun, als was gelassen werden kann. Die Müdigkeit als Ausschlussverfahren gegen das sich im Vielen verzettelnde Aktivsein.

Ich bestellte einen weiteren Drink, nahm einen Schluck und fühlte, wie der Tag am Abend langsam weiter dahinfloss, mild ins sanft ruhende und wellige Meer der Müdigkeit.



Deutsches Vorbild: Magdalena Erni.



Sammelfieber: Marionna Schlatter.



Grün ist die Hoffnung: Lisa Mazzone.

WANDELHALLE / MARCEL ODERMATT

Glättli, Mazzone, Schlatter, Töngi, Erni, Vogt, Rösti, Vallotton

Was essen Grüne zu Mittag, wenn sie sich zu einer Delegiertenversammlung (DV) wie am Wochenende im Paulusheim in Luzern treffen? Die Anhänger der Öko-Partei hatten die Wahl zwischen einem veganen und einem veganen Menü. Die Teilnehmer liessen sich entweder ein indisches Gericht (Reis, Currygemüse, Spinat und Papadam) oder eritreisches Essen (Injera-Brot, Gemüse und rote Linsen) schmecken.

Seinen letzten Auftritt an einer DV als Präsident der Grünen absolvierte **Balthasar Glättli**. Der Zürcher Nationalrat – stets etwas zu intellektuell und verkopft für den hiesigen Politikbetrieb – wirkte nachdenklich. Er habe eine sechsjährige Tochter, erzählte er. Angesichts des düsteren Bilds der aktuellen Weltlage frage er sich immer wieder, wenn er ihr in die Augen schaue: «Habe ich genug getan?»

Kein Wort verlor der abtretende Chef der Öko-Partei dagegen über seine designierte Nachfolgerin, **Lisa Mazzone**. Die neue alte Hoffnungsträgerin der gebeutelten Gruppierung reiste erst nach dem Mittag in die Leuchtenstadt – ihr erster öffentlicher Auftritt seit ihrer Abwahl als Ständerätin. Bescheiden nahm die Westschweizerin, die am 6. April in Yverdon-les-Bains in den *driver's seat* der Grünen gehievt werden soll, in der hintersten Reihe Platz. Es ist aber offensichtlich: Die Genferin hat sich ihre Rückkehr gut überlegt und dürfte schon bald in Bern wieder für Furore sorgen.

Die Zürcher Nationalrätin **Marionna Schlatter** will Vizepräsidentin unter der Leitung von

Mazzone werden. Entsprechend steckten die beiden Frauen bereits die Köpfe zusammen. Die begnadete Pilzsammlerin machte sich für eine einstimmig verabschiedete Resolution stark, die verlangt, dass «alle Bewohner*innen unseres Landes Zugang zu unabhängigen, ausgewogenen Informationen haben». Wenig überraschend bedeutet das für Schlatter und ihren Mitstreiter, den Luzerner Nationalrat **Michael Töngi**, dass ein «SRG-Abbau» unter allen Umständen verhindert werden muss.

Für Schlagzeilen sorgte dieser Tage auch **Magdalena Erni**. Die Co-Präsidentin der Jungen Grünen rief nach deutschem Vorbild zu einer «Zusammen gegen rechts»-Demonstration auf dem Berner Münsterhof auf. Schliesslich würden auch in der Schweiz «der Rechtsextremismus und der Faschismus wieder erstarken», so die steile These der Nachwuchspolitikerin. Im Kreise ihrer Parteifreunde bewies Erni dann aber, dass sie auch kleinere Brötchen backen kann. Um einen Werbespot an Bahnhöfen gegen die Renteninitiative der Jungfreisinnigen schalten zu können, rief sie die Grünen auf, ihr und ihrer Gruppe zu helfen, 9000 Franken zu sammeln.

Zu reden geben diese Woche die Gemeindefschutz- und die Waldschutz-Initiative. Hinter den Anliegen steckt **Elias Vogt** vom Verband Freie Landschaft Schweiz. Die Begehren hätten bei Annahme Auswirkungen auf die Energieversorgung. Der Duzfreund von Stromminister **Albert Rösti** verlangt, dass die Bürger über alle

Windkraftwerke mit einer Gesamthöhe von dreissig Metern oder mehr entscheiden müssen. Anlagen, deren Mast am 1. Januar 2024 noch nicht errichtet war, bedürfen der nachträglichen Zustimmung der betroffenen Gemeinden, sofern diese noch nicht ja zum Projekt sagten. Verweigern sie die Zustimmung, müssten die Turbinen innert achtzehn Monaten abgebrochen werden. Der parteilose Unternehmer Vogt: «Windkraftanlagen haben Auswirkungen auf die Landschaft der betroffenen Regionen und den Alltag der Menschen, die dort leben. Deshalb muss den Betroffenen die Möglichkeit gegeben werden, über diese Projekte abzustimmen.»

Doch zurück zum leiblichen Wohl. Die 24-Stunden-Gesellschaft hat auch im Bundeshaus Einzug gehalten. Das «Café Vallotton», eröffnet 1938 und benannt nach seinem Initianten, dem Nationalratspräsidenten **Henry Vallotton**, ist zu einer Gaststube mit Selfservice umfunktioniert worden. Den Ratsmitgliedern steht die Cafeteria gemäss Eigenwerbung «auch zwischen den Sessionen offen – 24 Stunden in Selbstbedienung». Ob das im Sinne des 1971 verstorbenen Waadtländer Freisinnigen ist, der sich explizit ein alkoholfreies Lokal gewünscht hatte, ist unklar. Immerhin, Wein und Schnaps gibt es an diesem Ort im Parlamentsgebäude weiter nicht zu kaufen – dafür einen Kaffee für drei, ein Süssgetränk für fünf Franken und Gummibärchen (mit Schweineschwartengelatine) für Fr. 2.20.

MÖRGELI

Hilfe von der «Rundschau»

Die Sendung «Rundschau» des Schweizer Fernsehens befasste sich mit der SVP – in der Pose eines Psychotherapeuten, der ja nur das Beste will. Was heisst: keinesfalls bei den Themen Zuwanderung und EU verharren. Bitte die «soziale Frage», die «externe Kinderbetreuung», die «urbanen Gebiete» nicht vergessen. Nicht auf den «Übervater» und «SVP-Gott» Christoph Blocher hören. Und auch nicht auf Marcel Dettling, dessen «Stellvertreter auf Erden». Denn der sei auf «dem rechten Flügel», dem «rechten Rand», auf «strammem Rechtskurs» unterwegs.

Dann spielte die «Rundschau» andersdenkende Stimmen ein. Etwa einen enttäuschten Aargauer Benjamin Giezendanner, der die Wahl in den Ständerat verpasst hat. Wobei der Grund nicht an den SVP-Inhalten lag. Sondern darin, dass die naive SVP-Basis den FDP-Mann Thierry Burkart im ersten Wahlgang gekürt hat. Jetzt glaubt Giezendanner, er hätte es mit einer weichgespülteren SVP, mit mehr Kita und mehr Klima geschafft.

Alt Bundesrat Adolf Ogi und Ständerat Hannes Germann wünschen sich «Lösungen» statt der «Bewirtschaftung von Problemen». Wie wenn die SVP keine Lösungen hätte. Es sind einfach nicht die Lösungen der anderen. Darum finden sie keine Mehrheit. Und falls doch – wie am Beispiel von Masseneinwanderungs- oder Ausschaffungsinitiative –, wird der Volkswille nicht umgesetzt. Auch die «Nachhaltigkeitsinitiative» gegen eine Zehn-Millionen-Schweiz ist eine vorzügliche SVP-Lösung. Dasselbe gilt für die neue «Grenzschutzinitiative», welche die Schweiz wieder sicherer machen will.

Am wirkungsvollsten aber ist die SVP-Lösung der Initiative «200 Franken sind genug!». Dank der drohenden Reduktion der Zwangsgebühren für Radio und Fernsehen sitzen die SRG-Verantwortlichen auf ihren Stühlen mittlerweile so bequem wie auf einem Nagelbrett. Von der «Rundschau» hat die SVP darum zuletzt gute Ratschläge zu erwarten. Den dortigen Mitarbeitern wäre es am liebsten, diese Partei würde sich über Nacht in Luft auflösen. Am meisten taugt Giezendanners Vorschlag von «mehr Energiepolitik». Nach dem Motto: lieber Stausen statt Fernsehen.

Christoph Mörgeli

Umwelthelden von Peking

China überholt die EU, jetzt auch bei sauberen Technologien:
Das zeigt eine Studie des Europäischen Parlaments.

Oliver Stock

Die EU stellt in einer eigenen Auswertung fest, dass sie gegenüber Peking zurückgefallen ist. Die Europäische Union macht ihren Job äusserst gründlich. Da gibt es wirklich nichts zu meckern. Oder doch?

Aktuelles Beispiel: Die wissenschaftlichen Mitarbeiter im Europäischen Parlament haben eine gründliche Studie zum Verhältnis der EU gegenüber China herausgebracht. Das ungeschönte Ergebnis lautet: China liegt vorn. Und zwar ausgerechnet auf dem Gebiet, auf dem die Union unter ihrer Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen besonders viel auf sich hält: bei den Umwelttechnologien. Von der Leyen hatte bei ihrem Amtseintritt vor gut vier Jahren den «Green Deal» ausgerufen, mit dem erklärten Ziel, EU-Europa zur führenden Grossmacht bei der Bekämpfung des Klimawandels zu machen. Tatsächlich, so bescheinigen ihr nun die eigenen Beamten, falle die EU zurück.

Bei den wissenschaftlichen Veröffentlichungen auf den Gebieten Solar- und Windenergie, Lithiumbatterien, Wärmepumpen und Kohlenstoffabscheidungs-Technologien jedenfalls, so haben es die Autoren der Studie ausgewertet, liegt China vor der Europäischen Union. China entwickle sich «immer mehr zu einem weltweit führenden Land in Sachen Wissenschaft und Innovation, und zwar bei mehreren kritischen Technologien», heisst es im Papier der aufrichtigen Beamten.

Von der Leyen macht es umgekehrt

Die Autoren führen damit die Strategie von EU-Kommissions-Präsidentin Ursula von der Leyen mehrfach ad absurdum. Sie hatte nicht nur den Green Deal angekündigt, sondern auch das Ziel ausgegeben, die Abhängigkeit von China bei wichtigen Technologien zu verringern. Passiert ist aber offenbar auch da das Gegenteil: Die Abhängigkeit der EU von China ist während von der Leyens Legislaturperiode auf rund 22 Prozent aller Importe angestiegen. Ganz anders in den USA: Dort sei der chinesische Importanteil über Jahre hinweg gesunken, heisst es in dem Report. Die Studie des European Parliamentary Research Service weist nicht nur bei Umwelt-

technologien, sondern überhaupt eine starke Abhängigkeit von chinesischen Vorleistungen aus. Das gelte auch für Basismetalle, Chemikalien, Elektronik und Elektrogeräte.

Die Strategie dahinter, die sich die chinesische Führung ausgedacht hat, ist kein Geheimnis: Peking lässt sich Zeit beim Ausstieg aus den fossilen Energieträgern und nutzt diese Jahre, in denen es noch Geld verdient, um sich mit Forschung und Entwicklung auf das Zeitalter der erneuerbaren Energien vorzubereiten.

Europa unter von der Leyens Führung macht es umgekehrt. Die Europäische Union präsentiert sich gern als globale Vorreiterin in Sachen Klimaschutz, in Wahrheit aber hat China bei diesem Thema «längst auf die Überholspur gewechselt», sagt zum Beispiel Karlheinz Zuerl, der deutsche Firmen bei ihrer China-Strategie berät. An diesem niederschmetternden Ergebnis kommen nun selbst die wackeren EU-Wissenschaftler nicht vorbei.

liebe ist...



... seine Lieblingshose
zu retten!

Schweiz ist Nato-verseucht – wegen der SVP

Trump ist wahrscheinlich der nächste Präsident der USA. Was kommt da auf uns zu?



Wenn das so weitergeht, wird Trump die Wahlen in den USA gewinnen. Für viele ist dies der *best case*, auch im Blick auf die Schweiz. Für andere – wie mich – gar nicht. Was bedeutet die allfällige Wahl wirtschaftlich und militärisch für die Schweiz?

Trump 1 — Alle Importe aus dem Ausland will Trump mit einem Zoll von 10 Prozent belasten. Und damit den «Inflation Reduction Act» von Biden – der schwergewichtig auf Subventionen mittels Steuergutschriften setzt – schrittweise verschrotten. Die Differenz ist unter dem Strich minim. Wird es eine Trump-Extrawurst für *Great Britain* und die Schweiz geben? Nie und nimmer. Denn das Ziel ist eine Verlagerung der Produktion in die USA. Die entscheidende Differenz zu heute: Die EU wird im Gegenzug ihre Zölle erhöhen. Für die Schweiz wird deshalb ein Rahmenabkommen mit der EU umso wichtiger.

Trump 2 — Die Europäer müssen amerikanische Truppen und Stützpunkte absehbar nicht aus Europa vertreiben. Denn Trump will die Nato in seiner zweiten Präsidentschaft zumindest aushöhlen. Für die Verteidigung Europas wird eine Schrumpf-Nato ohne USA zuständig werden. Ist finanziell und militärisch kein Problem, sondern eine Chance: Europa gibt pro Jahr fünfmal mehr für seine Armeen aus als Russland.

Begriffen haben dies zwei bisher neutrale Länder mit Grenzen zu Russland: Finnland ist in der Nato, Schweden nächstens auch. Es gibt deshalb – zumindest auf dem Papier – noch zwei neutrale Donuts, zwei neutrale Willisauer Ringli, im Zentrum Europas: Österreich und die Schweiz.

Faktisch haben sich diese beiden Länder bereits schrittweise in die Nato integriert. Robert

Brieger – der höchste General der Europäischen Union – erklärt angesichts der «Sky Shield»-Initiative, die sowohl Österreich als auch die Schweiz sehr teuer zu stehen kommen wird: «Ja, das Neutralitätsgebot würde durch die Beteiligung an «Sky Shield» nicht verletzt, solange die Entscheidung über einen Waffeneinsatz in österreichischer Hand bleibt.»

Bereits im Kindergarten lernten wir jedoch alle: «Mitgegangen, mitgehangen». Wenn es zu einem Krieg der Russen gegen die Nato kommen

Es gibt noch zwei neutrale Donuts, zwei Willisauer Ringli, im Zentrum Europas: Österreich und die Schweiz.

sollte – was allerdings so wahrscheinlich ist wie die Aufhebung des Zölibats durch die katholische Kirche –, müssten wir als eingebundene Scheinneutrale mitmachen.

Diese ganze überbeuerte amerikanische Sauce verdanken wir der SVP, die während 23 Jahren das Militärdepartement faktisch in die Arme der Nato getrieben hat. Dieses Kesseltreiben geht weiter, nun unter dem Kommando des Berner SVP-Ständerats und Obersten Werner Salzmann.

Wir müssen endlich eine ernsthafte Diskussion darüber führen, welche Armee eine neutrale Willisauer-Ringli-Schweiz braucht.

Die schiitischen Huthi besitzen keine Kampf-flieger und auch keine brauchbaren Panzer. Die mit allem Firlefanz ausgerüsteten wahhabitisch-fundamentalistischen Saudis und ihre

jemenitische Marionettenregierung können die Huthi seit dreissig Jahren nicht besiegen. Und jetzt legen sie gleich noch die Route durch den Suezkanal lahm. Die Amerikaner und die Briten bombardieren die Huthi-Stellungen. Nachweislich ohne durchschlagende Erfolge.

Jetzt sollen die Chinesen Druck auf den Iran ausüben. Warum die Chinesen? Erstens treiben sie Handel mit dem Iran. Und zweitens verteuern sich ihre Exporte, wenn alle Containerschiffe den Umweg über das Kap der Guten Hoffnung im südlichen Afrika machen müssen. Warum Druck auf den Iran? Die Huthi sind Bestandteil der iranischen Achse des Widerstands, die schwergewichtig den Interessen der Mullahs dient.

Ein weitgehend blockierter Suezkanal ist für die regierenden ägyptischen Militärs ein finanzielles Desaster. Denn sie nehmen pro Jahr von den 200 000 Schiffen, die den Kanal benützen, zehn Milliarden Dollar ein. Macht durchschnittlich 45 000 Franken pro Schiff. Bereits durchqueren rund 60 Prozent weniger Schiffe den Suezkanal. Tendenz weiter sinkend.

Alles etwas kompliziert und auch widersprüchlich. Nur zwei Dinge sind sicher: Seit dem Vietnamkrieg gewinnen Guerillaarmeen fast jeden Krieg. Und Wandel erfolgt durch Handel, wie selbst Vietnam belegt.

Auch für die Ängstlichen unter uns gilt: Drei Milliarden pro Jahr für eine Schweizer Guerillaarmee reichen aus, um erfolgreich jeden Gegner abzuschrecken. Mit den gesparten zehn Milliarden könnte und müsste die Schweiz international zu einer humanitären Grossmacht werden.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



Slalomkurs: Nationalräte Silberschmidt (FDP), Gredig (GLP, r.).



Dünn gesäte Wortmeldungen: Bauern-Präsident Ritter (Mitte).

Schweigen im Walde

Die Schweiz steht vor einer epochalen Entscheidung über die Zukunft der AHV. Trotzdem tun die Bürgerlichen so, als ob sie die Sache nichts angehe.

Marcel Odermatt

Es wäre einer der grössten Sozialausbauten seit vielen Jahren. Stimmt das Volk am 3. März der 13. AHV-Rente zu, steigen die Ausgaben um mindestens 4,1 Milliarden Franken. Man muss tief in die Geschichte eintauchen, um Vergleichbares zu finden. Nach den wirtschaftlichen Boomjahren beschlossen Bundesrat und Parlament in den siebziger Jahren, die Renten auf einen Schlag zu verdoppeln.

Ausnahme Aeschi

Die jährlichen Ausgaben der Versicherung betragen heute 50 Milliarden Franken. Insgesamt beliefen sich die Aufwendungen für die Sozialleistungen im Jahr 2022 auf 208 Milliarden Franken oder 27 Prozent der Wirtschaftsleistung. 1997 machte dieser Betrag erst 104 Milliarden Franken aus (24 Prozent).

Angesichts dieser Ausgangslage ist klar: Wer einen Ausbau des Sozialstaats ablehnt, keine neuen Steuern will und die Arbeitnehmer und Unternehmen nicht belasten möchte, muss diese Vorlage der Gewerkschaften mit allen Mitteln bekämpfen. Es erstaunt deshalb nicht,

Bern

dass SVP, FDP, Mitte, GLP, Wirtschafts- und Bauernverband unisono die Initiative aus Gewerkschaftskreisen offiziell ablehnen.

Was dagegen stutzig macht, ist die Art, wie die Bürgerlichen dieses Anliegen bodigen wollen. Statt das Begehren zur Chefsache zu erklären, ducken sich die Granden

Die Umfragen verheissen nichts Gutes. 61 Prozent der Befragten wollen mit Ja stimmen.

weg. Das beste Beispiel lieferte der Auftritt der Nein-Allianz diese Tage im Bundeshaus. Von den Aushängeschildern erschien einzig SVP-Fraktionspräsident Thomas Aeschi. Die anderen Parteien schickten die zweite oder dritte Garde aufs Podium: den Waadtländer Nationalrat Olivier Feller (FDP), seine Berner Ratskollegin Melanie Mettler (GLP) und die Thurgauer Ständerätin Brigitte Häberli-Koller (Mitte).

Die Hinterbänkler warnten zwar tapfer vor der «ruinösen» Vorlage, doch der Eindruck

blieb haften: Oberste Priorität scheint dieses Geschäft nicht zu haben. Dabei muss man wissen: Das Nein-Komitee hatte den Anlass organisiert. Es lag in der Verantwortung der Parteien, zu entscheiden, wer auftreten soll.

Besonders zurückhaltend verhält sich die Mitte. Wortmeldungen von Präsident Gerhard Pfister und seinem Fraktionschef Philipp Matthias Bregy sind dünn gesät. Darauf angesprochen, reden sie von «Aufklärungsarbeit», die jetzt geleistet werden müsse.

Doch das ist bestenfalls ein Teil der Erklärung. Die Partei hat in dieser Frage ein ernsthaftes Glaubwürdigkeitsproblem. Sie sammelt zurzeit Unterschriften für ihre Initiative «Ja zu fairen AHV-Renten auch für Ehepaare». Das Anliegen bemängelt, dass unverheiratete Paare mit zwei getrennten Renten bis zu 200 Prozent des Höchstbetrags einer AHV-Rente erhalten, Ehepaare dagegen maximal 150 Prozent. Diesen Missstand möchte die Mitte beseitigen.

«Wir sind nicht im Lead»

Unabhängig davon, wie man zu diesem Vorschlag steht: Er kostet auf jeden Fall viel Geld. Die



Die Granden ducken sich weg: Parteichefs Burkart (FDP, l.), Pfister (Mitte).

Gleichstellung der Ehepaare mit Konkubinatspaaren bei der AHV würde laut Experten rund 3 Milliarden Franken betragen. Wie das finanziert werden soll, ist wie bei der 13. Rente völlig offen. Genau gleich verhält es sich mit dem Argument, dass auch bei diesem Vorschlag alle profitieren würden, unabhängig von ihrer wirtschaftlichen Situation.

Der Bundesrat beschloss, über das Anliegen für einen Rentenausbau bereits im März abstimmen zu lassen, obwohl diese Initiative mehr als ein Jahr nach der Prämien-Entlastungs-Initiative eingereicht wurde, über die der Stimmbürger erst im Sommer entscheidet. Entsprechend wenig Zeit haben Pfister und Co., ihre Argumente darzulegen.

Eine spezielle Rolle in diesem Abstimmungskampf spielt auch Bauernpräsident und Mittemationalrat Markus Ritter. Die Landwirtschaftskammer des Bauernverbands beschloss am 11. Januar mit grossem Mehr, sich für eine Ablehnung starkzumachen. Anders als in anderen Fällen in jüngster Zeit hält sich das Engagement des St. Gallers in engen Grenzen. Das Schwergewicht, das sonst alles in die Waagschale legt, um seine Ziele zu erreichen, gibt sich bisher betont zurückhaltend.

Kein Wunder, denn seine Basis ist in dieser Frage gespalten. Ritter sagt dazu: «Wir informieren gezielt in unseren Organen nach innen und erklären, warum ein Nein zu dieser Volksinitiative aus Sicht der Landwirtschaft richtig und wichtig ist. Wir sind aber bei dieser Vorlage nicht im Lead, wie zum Beispiel bei der Trinkwasserinitiative oder der Massentierhaltunginitiative.»

Darum würden sie wahrscheinlich etwas weniger wahrgenommen, räumt er ein. Gleichzeitig betont der oberste Bauer, dass er auch anders könne und bald wieder mehr zu hören sein werde. «Wir werden bei der Biodiversitätsinitiative wiederum im Lead für ein Nein sein.» Die Abstimmung dazu findet im Juni oder September 2024 statt.

Lamentieren über Maillard

Bei den Grünliberalen ist ebenfalls wenig Kampfgeist zu spüren. Schon im November gab die Partei die Nein-Parole heraus. Seit dann fahren die beiden Aushängeschilder – Präsident Jürg Grossen und Fraktionschefin Corina Gredig – im Schongang. Mehr noch: Sie haben inzwischen sogar den Rückwärtsgang eingelegt. Die GLP betont, dass die ärmsten Pensionäre mehr Geld bekommen sollen und sprechen sich für eine zielgerichtete Erhöhung der AHV-Rente aus. Doch damit geben sie den Linken recht, die erklären, dass die ausbezahlten Gelder zu tief sind und Handlungsbedarf besteht.

Auch die Spitze der Freisinnigen geht nicht in die Offensive. Übungsleiter Thierry Burkart warnte an der Delegiertenversammlung vor einigen Tagen zwar vor einer Annahme der 13. AHV-Rente. Priorität hatte aber anderes: die Aufarbeitung der Wahlniederlage im Oktober, die fehlende Kompromissfähigkeit der übrigen Parteien und das Lamentieren über das angebliche neue «Traumduo in der Europapolitik», SVP-Altmeister Christoph Blocher und Gewerkschaftsboss Pierre-Yves Maillard.

Einen Slalomkurs fährt indessen Vizepräsident Andri Silberschmidt. Der ehemalige

Präsident der Jungfreisinnigen gilt als Vater der Renteninitiative, die das Pensionsalter erhöhen will. Über das Anliegen wird ebenfalls am 3. März abgestimmt. Doch beim Kampagnenstart glänzte der Zürcher Nationalrat durch Abwesenheit. Es braucht im Moment viel Courage, um sich für das beim Volk laut Umfragen unbeliebte Projekt starkzumachen. Wer sich aus dem Fenster lehnt, hat eigentlich schon verloren. Silberschmidt sagt: «Nachdem ich als Präsident der Jungfreisinnigen Schweiz abgetreten bin, habe ich das Projekt bewusst in andere Hände gegeben.»

Gigantischer Sozialausbau

Es lässt sich nicht von der Hand weisen: Die bürgerlichen Parteien haben bisher aus verschiedenen Gründen einen lauen Abstimmungskampf geführt. Dabei verheissen die Umfragen nichts Gutes. 61 Prozent der Befragten wollen laut einer Untersuchung der SRG mit Ja stimmen. Von den ablehnenden Parteien sagen nur die Anhänger von FDP und GLP mehrheitlich nein.

Die Gegner des gigantischen Sozialausbaus stehen mit dem Rücken zur Wand. Es braucht eine Parforceleistung, wenn der Urnengang in gut vier Wochen mit einem Nein ausgehen soll. Was sicher nicht reicht, ist, wenn weiter die zweite Auswahl auf dem Platz steht.

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital oder beides?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?



Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

www.vermoegenszentrum.ch



Selbstentmachtung der Kantone

Die Kantonsregierungen marschieren beim EU-Anbindungsvertrag stramm mit dem Bundesrat. Im Zweifel stimmen die Regierungsräte für Brüssel statt für die Interessen ihrer Wähler.

Christoph Mörgeli

Am 2. Februar wollen die versammelten Delegationen von 26 Kantonsregierungen an einer ausserordentlichen Vollversammlung ihre Stellungnahme zum bundesrätlichen EU-Verhandlungsmandat verabschieden. «Welches Regierungsmitglied den Kanton vertritt, entscheidet jede Regierung selbst», teilt die Konferenz der Kantonsregierungen (KdK) auf Anfrage der *Weltwoche* mit. An einer Medienkonferenz im «Haus der Kantone» soll diese Stellungnahme den Journalisten vorgestellt und ihnen die Möglichkeit geboten werden, mehr oder weniger kritische Fragen zu stellen.

Es würde überraschen, wenn dieses KdK-Statement anderes enthielte als Frohlocken, Jauchzen und Halleluja zum EU-Anbindungsvertrag. Denn längst hat die KdK entsprechend vorgespurt. Das bundesrätliche Verhandlungsmandat sei ein «weiterer wichtiger Schritt», den die Kantonsregierungen «begrüssen». Zwar hat der Aargauer Regierungsrat Markus Dieth (Mitte) als KdK-Präsident im Dezember in Aussicht gestellt, man werde «der Verantwortung nachkommen» und dieses Mandat «genau prüfen».

«Zur Rechtsübernahme bereit»

Trotzdem sind Dieth, der jurassische Regierungsrat Jacques Gerber (FDP) und der KdK-Generalsekretär Roland Mayer vorgeprescht und haben auf eine Standortbestimmung vom 24. März 2023 verwiesen. Gerber liess sich als Präsident der «Europakommission» der Kantonsregierungen wie folgt zitieren: «Jetzt ist es Zeit für Verhandlungen, um die letzten offenen Fragen zu klären und die Weiterführung eines soliden und nachhaltigen Verhältnisses mit der EU zu gewährleisten.» Über solche Worte dürfte sich die SVP des Kantons Jura wundern, die im Herbst ein Nationalratsmandat erobert, aber Gerbers Kandidatur für den Ständerat vergeblich unterstützt hat.

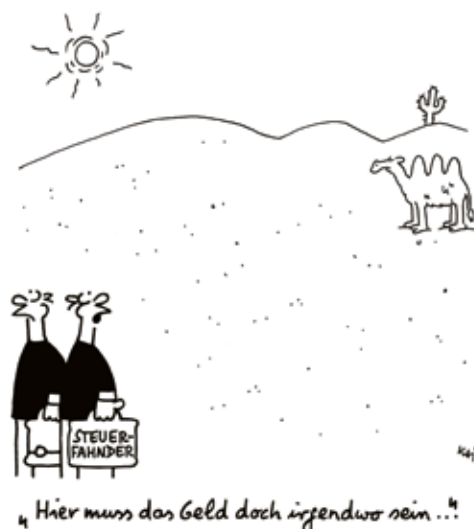
Tatsächlich lässt die Medienmitteilung der KdK vom letzten März keinen Zweifel offen, wohin die «einstimmige» Reise der Kantonsregierungen gehen soll. Da die EU keine andere Lösung akzeptiere – so die defätistische

Kapitulation der Kantone –, müsse man feststellen, dass «kein Weg an einer dynamischen Übernahme von EU-Recht vorbeiführt». Die Kantonsregierungen seien darum «grundsätzlich bereit, dieser Rechtsübernahme in den Verhandlungen zuzustimmen». Zudem befürworten die Kantone die vertraglich festgelegte Regelung von Streitigkeiten im Zusammenhang mit den EU-Abkommen. Darum könnten «die Kantonsregierungen eine Lösung akzeptieren, bei welcher dem Gerichtshof der EU die Aufgabe zukommt, eine kohärente Auslegung des betroffenen EU-Rechts sicher-

«Haben auch sie die Souveränität nach Brüssel delegiert? Dann braucht's aber keine Regierungsräte mehr.»

zustellen». Selbst die «Übernahme der Staatsbeihilferegeln der EU» wollen die Kantonsregierungen nicht ausschliessen; sie müssten sich allerdings auf Bereiche beschränken, in denen ein vertraglich abgesicherter Marktzugang bestehe.

Im Klartext heisst dies, dass die Konferenz der kantonalen Regierungen der Entmachtung ihrer Stimmbürger wie ihrer Kantone als Gesetzgeber durch Brüssel zustimmt. Sie applaudiert auch den fremden Richtern, die als



Europäischer Gerichtshof letztgültig Recht sprechen. Selten haben sich hierzulande staatliche Organe dermassen selber entmachtet. Und sie gefährden durch die Zustimmung zu den EU-Staatsbeihilferegeln ihre eigenen Kantonalbanken und Kraftwerke. Zum Lohnschutz und zu den Unionsbürgergerichtlinien äusserten sich die Kantone bislang kaum, obwohl diese den Zuzüglern aus der EU nach fünf Jahren Niederlassung Zugang zu allen Sozialleistungen erzwingen. Man fragt sich, wer in den 26 Kantonsverwaltungen den neuen Rahmenvertrag überhaupt gelesen hat.

SVP kritisiert eigene Regierungsräte

In der opponierenden SVP hat sich mittlerweile herumgesprochen, dass nicht einmal alle eigenen Vertreter in den Kantonsregierungen Widerstand gegen den vom Bundesrat aufgestellten Entwurf eines «Kolonialvertrags» geleistet haben. Es gehe ja lediglich um ein Verhandlungsmandat, versuchten die darauf angesprochenen Magistraten abzuwiegeln. SVP-Doyen Christoph Blocher kanzelte an seiner Albisgütli-Rede die Angesprochenen inner- und ausserhalb seiner Partei in scharfen Worten ab: «Sehen auch die Regierungsräte nur noch ihr Salär und ihr Renommee? Haben auch sie die kantonale Souveränität bereits nach Brüssel delegiert? Dann braucht's aber keine hochbezahlten Regierungsräte mehr, sondern nur noch Briefträger. Wobei ich mittlerweile von den Briefträgern eine viel höhere Meinung habe!»

Man darf jetzt gespannt sein, wie die Konferenz der Kantonsregierungen Stellung nimmt zur entscheidenden Frage, ob es bei der institutionellen Anbindung eine Mehrheit von Volk und Ständen brauche. KdK-Generalsekretär Mayer bestätigt der *Weltwoche*, dass die Plenarversammlung auch darüber entscheiden werde.

Sollten sich die Kantone für ein fakultatives Referendum und damit für ein einfaches Volksmehr aussprechen, würden sie sich auch in der Frage des Ständemehrs selber kastrieren. Kein Kanton hätte dann aber künftig noch irgendein Recht, je wieder auf den Föderalismus zu pochen.

Tochter Frankreichs

Rachida Dati, Femme fatale der Politik, setzt zum zweiten Akt ihrer brillanten Karriere an.

Das islamistische Pogrom vom 7. Oktober hat viel verändert, ja, vielleicht sogar die ganze Welt. Eine der unerwarteten Nebenwirkungen war, wie viele junge, linke westliche Frauen sich durch die Gräueltaten dazu anregen liessen, Musliminnen zu werden (Schwule für Palästina, darf ich vorstellen: Feministinnen für Vergewaltigung). Doch im Kulturkrieg zwischen Dummheit und Intelligenz ist Qualität wichtiger als Quantität, und eine Menge brillanter Frauen, die als Musliminnen geboren wurden, bewiesen grossen Mut und wehrten sich gegen die Zwangsjacken, die zu tragen von ihnen erwartet wurde. Um nur einige zu nennen: Ayaan Hirsi Ali, Yasmine Mohammed, Asra Nomani – und Rachida Dati, die unter Emmanuel Macron zur Kulturministerin ernannt wurde, was einen Parteiwechsel bedingte und alle überraschte.

Oder alle, die keine Ahnung von ihr hatten und somit nicht wussten, dass man von ihr das Unerwartete erwarten muss. Als erste Muslima bekleidete Dati zwei Jahre lang einen wichtigen Regierungsposten, nachdem sie 2007 unter Sarkozy Justizministerin geworden war. Französische Politikerinnen haben immer eine Aura von exklusivem Chic, aber Dati hob sich von allen anderen durch ihre atemberaubende, knabenhafte Schönheit ab.

«Fürchten Sie sich nicht vor mir!»

Atemberaubend war auch die Unbekümmertheit, mit der sie sich weigerte, andere mit Samthandschuhen anzufassen. Zu kämpfen hatte sie in ihrer Kindheit als eines von elf Kindern eines marokkanischen Maurers und einer algerischen Mutter gelernt. Als sie 2016 von der BBC gefragt wurde, ob ihrer Meinung nach Hillary Clinton unfair behandelt werde, weil sie eine Frau sei, antwortete Dati: «Hillary Clinton ist privilegiert ... Sie ist keine arme Frau. Ich will Frauen verteidigen, die um ihr Leben fürchten müssen, die heiraten möchten, wen sie wollen, und die keine Burka tragen wollen ... Ich fordere sie dazu auf, nach Saudi-Arabien oder Afghanistan zu gehen und zu schauen, wie Frauen dort leben. Mächtige



«Mutterschaftsurlaub ist etwas für Waschlappen»: Kulturministerin Dati, 58.

Frauen wie Hillary Clinton sollten sich für solche Frauen einsetzen.»

Sie arbeitete als Putzfrau und Hilfspflegerin und studierte Wirtschaft und Jura. Nach ihrer Arbeit als Justizministerin war sie eine Zeitlang Europa-Abgeordnete, wurde der passiven Bestechung verdächtigt und amtierte als Bürgermeisterin eines Stadtteils von Paris. Als sie ihre neue Stelle als Kulturministerin antrat, verkündete sie: «Alle wissen, dass ich gern kämpfe. Fürchten Sie sich also nicht vor mir!»

Als sie mit 42 Mutter einer Tochter wurde, kehrte sie nach fünf Tagen an ihren Arbeitsplatz zurück und erklärte, Mutterschaftsurlaub

sei etwas für «Waschlappen». Auf ihre nordafrikanische Abstammung angesprochen, erklärte sie, eine «Tochter Frankreichs» zu sein, und man kann sich tatsächlich kaum vorstellen, dass eine Frau anderer Nationalität so verwegen sein könnte.

Während die öden Handlangerinnen des europäischen Superstaats, Merkel, Sturgeon und May, sich alle mehr oder weniger verkrochen haben, erleben wir nun die Rückkehr dieser geheimnisvollen Femme fatale für den zweiten Akt ihrer brillanten Karriere.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Plädoyer für Trump...

... von einem, der eigentlich will, dass er verliert.

Bret Stephens

Wenn nicht ein politisches Wunder geschieht oder eine Naturkatastrophe dazwischenkommt, wird Donald Trump als Präsidentschaftskandidat der Republikanischen Partei nominiert werden. Sofern Joe Biden im Herbst von den Demokraten als Kandidat bestätigt wird, dürfte Trump laut Umfragen beste Chancen haben, wieder ins Weisse Haus einzuziehen.

Was Gott verhüten möge. Was sollten seine Kritiker nun tun?

Man kann einen Gegner nicht besiegen, wenn man nicht erkennen will, warum er so beeindruckend ist. Zu viele Menschen, zumal Progressive, fragen sich nicht, woher Trumps ungeborene Anziehungskraft rührt. Sie könnten darüber nachdenken, ohne ihn und seine Anhänger zu beschimpfen oder seinen Aufstieg ausländischen Kräften oder der Ungerechtigkeit des Wahlmännergremiums zuzuschreiben. Da ich in den nächsten Monaten meine Stimme gegen seine Kandidatur erheben werde, möchte ich hier darlegen, was für Donald Trump spricht.

Warnung vor Massenimmigration

Beginnen wir mit dem Grundsätzlichen. Trump hat drei wesentliche Dinge verstanden. Die wichtigste geopolitische Tatsache unseres Jahrhunderts ist die Massenmigration aus dem Süden und Osten, die zu demografischen, kulturellen, ökonomischen und letztlich politischen Verwerfungen führt. Trump hat das schon 2015 erkannt, in jenem Jahr also, in dem Europa von einer weithin unkontrollierten Migrationsbewegung aus dem Nahen Osten und Afrika überrollt wurde. Wie er im darauffolgenden Jahr erklärte: «Eine Nation ohne Grenzen ist keine Nation. Wir brauchen eine Mauer. Die Gesetze müssen eingehalten werden.»

Viele Kritiker von Trump sehen in der praktisch unkontrollierten Migration überhaupt kein Problem für den Westen. Für manche ist es eine Gelegenheit, Mitmenschlichkeit zu demonstrieren. Andere betrachten Migration als unerschöpfliche Quelle von billigen Arbeitskräften und neigen dazu, Andersdenkende als Rassisten zu verurteilen. Aber Grenzüberwachung – ob

durch eine Mauer, einen Zaun oder mit anderen Mitteln – ist kein Rassismus, sondern unabdingbar für ein funktionierendes Gemeinwesen.

Erst jetzt, da die Konsequenzen von Bidens Migrationspolitik in den Strassen, Obdachlosenheimen und Schulen von Grossstädten wie New York und Chicago, die von Demokraten geführt werden, sichtbar werden, fangen die Kritiker von Trump an, die Dinge etwas klarer zu sehen. Steuerfinanzierte Sozialleistungen gibt es für Menschen, die in Amerika leben, nicht grund-

Viele Kritiker von Trump sehen in der praktisch unkontrollierten Migration überhaupt kein Problem.

sätzlich für jeden, der es unter Missachtung der Gesetze irgendwie in unser Land schafft. Auf dem Arbeitsmarkt gelten Vorschriften und Gesetze, er ist kein Ort eines unaufhörlichen Stroms von Verzweifelten, die bereit sind, für weniger Geld länger zu arbeiten. Eine nationale Kultur wird getragen von gemeinsamen Erinnerungen, Idealen, Gesetzen und einer gemeinsamen Sprache – was Neuankommlinge als Einlassbedingung honorieren und akzeptieren sollten. Es gibt kein riesiges Eingangstor für all jene, die vom Reichtum und von der Grosszügigkeit Amerikas profitieren wollen.

Es verriet etwas über die Illusionen in der Politik des Westens, dass Trumps Hinweis auf das Offensichtliche seinerzeit als Skandal betrachtet wurde, jedenfalls von dem Teil der Gesellschaft, der am wenigsten unter Massenmigration zu leiden hatte. Für Millionen anderer Amerikaner war seine Botschaft, wie vulgär er sie auch formuliert haben mochte, nur ein Ausdruck gesunden Menschenverstands.

Das Zweite, was Trump verstand, hatte mit der allgemeinen Verfassung des Landes zu tun. Trump wurde von einer Welle des Pessimismus ins Weisse Haus getragen – den seine Kritiker nicht teilten, weil er von einem Amerika sprach, das sie nicht sahen oder nur als Karikatur verstanden. Aber auch in diesem Jahr, da linke Eliten behaupten, dass alles gut laufe, während für

die allermeisten Amerikaner nichts gut läuft, hat Trump mit seinen wenig schmeichelhaften Ansichten die Stimmung im Land erfasst.

2017 stützte der Demograf Nicholas Eberstadt diesen Pessimismus mit umfassenden Daten in einem einflussreichen Beitrag für *Commentary*. Er verwies auf ein zähes Wirtschaftswachstum und einen Rückgang der Erwerbsquote, die sich seit der Finanzkrise 2008 nicht mehr erholt hatte. Es gab eine steigende Sterberate unter Weissen mittleren Alters und eine sinkende Lebenserwartung für Neugeborene, nicht zuletzt wegen stark ansteigender Todesfälle durch Selbstmord, Alkoholismus oder Drogenabhängigkeit. Mehr als 12 Prozent aller erwachsenen Männer waren vorbestraft, womit sie auf der Schattenseite des Lebens standen. Und der wirtschaftliche Niedergang war allenthalben wahrzunehmen, immer weniger junge Amerikaner konnten darauf hoffen, den Lebensstandard ihrer Eltern zu erreichen.

Viel zu wenig hat sich seitdem getan. Die Erwerbsquote ist noch immer dort, wo sie in den letzten Tagen der Regierung Obama war. Immer mehr Amerikaner nehmen sich aus Verzweiflung das Leben. Die Lebenshaltungskosten sind deutlich angestiegen, und während die Preise von Artikeln des täglichen Bedarfs zurückgehen könnten, gilt das nicht für Mieten. Nur 36 Prozent der Wähler glauben noch an den «amerikanischen Traum» (2016 waren es 48 Prozent). Wenn überhaupt, dann könnte Trumps These heute noch zutreffender sein als zum Zeitpunkt seiner ersten Kandidatur.

Institutionen verspielen Vertrauen

Schliesslich stellt sich die Frage nach den Institutionen, die angeblich unparteiisch sein sollen – von den Eliteuniversitäten und Medien bis zu den Gesundheitskommissionen und dem FBI. Trumps Kritiker (mich eingeschlossen) haben oft gesagt, dass er mit seiner Demagogie und Verlogenheit das Vertrauen in diese wichtigen Institutionen untergraben habe. Wir sollten aber ehrlicherweise zugeben, dass diese Institutionen – durch Parteilichkeit oder Inkompetenz – die ihnen entgegengebrachte Wertschätzung selbst verspielt haben.



Zeit, den Kopf aus dem Sand zu ziehen: Donald J. Trump.

Wie konnte es dazu kommen? Ein Grossteil der Medien-Elite, zumeist links orientiert, hat bei den Wahlen 2016 offen Partei ergriffen und damit nicht nur nicht verstanden, warum Trump gewann, sondern wahrscheinlich auch ungewollt zu seinem Wahlsieg beigetragen. Die akademische Welt, ebenfalls weitgehend links, agierte zunehmend illiberal, nicht nur gegenüber Konservativen, sondern gegenüber jedem, der die Orthodoxie der Progressiven auch nur ansatzweise kritisierte. Das FBI missbrauchte seine Autorität mit dubiosen Ermittlungen und schlüpfrigen Leaks, die zu sensationellen Schlagzeilen führten, aber nicht zu Strafprozessen, geschweige denn zu Verurteilungen.

Die staatlichen Gesundheitsinstitutionen vermasselten eine wirksame Reaktion auf die Pandemie mit (meist) guten Intentionen, aber häufig katastrophalen Folgen: «Wenn man als Mitarbeiter des öffentlichen Gesundheitswesens eine Entscheidung treffen muss, sieht man die Frage, was richtig und falsch ist und was Leben retten wird, sehr eng», sagte Francis Collins, der Ex-Direktor der National Institutes of Health, im vergangenen Monat. «Man denkt nicht darüber nach, ob das Leben der Menschen total durcheinandergebracht wird, ob es die Wirtschaft ruiniert und viele Kinder nicht mehr die Schule besuchen können, wovon sie sich nie mehr ganz erholen werden.»

Trump und seine Anhänger haben das kritisiert. Von Leuten, die sich für aufgeklärt und

einfühlsam halten und im Kulturleben den Ton angeben, wurden sie dafür als Idioten, Lügner und Fanatiker beschimpft. Diese Verachtung verstärkte bei Millionen von Amerikanern nur den Eindruck, dass die linken Eliten selbstverliebt, arrogant, hysterisch und weltfremd sind – oder, um einen von Trumps Lieblingsausdrücken zu verwenden, «widerlich».

Einige Leser werden zustimmend nicken, dann aber fragen: Und was ist mit dem Nichtakzeptieren des Wahlergebnisses? Und was mit dem 6. Januar? Und was ist mit der Bedrohung,

Das Leugnen des Wahlergebnisses ist gewiss unschön, aber es ist kein Einzelfall.

die Trump für das Fundament unserer Demokratie darstellt? Aus meiner Sicht alles zutreffende, ernsthafte Bedenken. Man muss aber auch versuchen, zu verstehen, warum so viele Wähler das Argument vom «Ende der Demokratie» nicht beeindruckend finden.

Haben sie diesen Einwand denn nicht schon einmal gehört – vorgebracht in der gleichen apokalyptischen Intensität? 2016 wurde Trump oft mit Mussolini und anderen Diktatoren verglichen (auch ich bekenne mich dazu). Der Vergleich wäre überzeugender gewesen, wenn es auch in Trumps Amtszeit zur Inhaftierung und

Ermordung politischer Gegner gekommen wäre, wenn Wahlen gefälscht oder annulliert worden wären, wenn die Presse gegängelt oder verboten worden wäre – und Trump heute noch immer im Amt wäre und nicht zur Wiederwahl anträte. Das Leugnen des Wahlergebnisses ist gewiss unschön, aber es ist kein Einzelfall. Prominente Demokraten haben die Legitimität der beiden Wahlsiege von George W. Bush in Frage gestellt.

Viele überzeugte Republikaner halten den Angriff auf das Kapitol am 6. Januar 2021 für eine Schande und den Tiefpunkt von Trumps Präsidentschaft. Sie glauben aber auch, dass es kein Aufstand war, sondern eher ein hässlicher Wutanfall von Trump und seinen rabiatesten Anhängern, der keinerlei Chancen hatte. Nicht zuletzt deswegen, weil die von Trump nominierten Bundesrichter und Richter am Supreme Court seine juristischen Einsprüche zurückwiesen und ihm nichts anderes übrigblieb, als die Urteile zu akzeptieren. Eine amerikanische Version von Wladimir Putin ist Trump jedenfalls nicht.

Deswegen dürften die Warnungen von Biden und anderen, Trump sei eine Gefahr für die Demokratie, selbst bei vielen moderaten Wählern nicht verfangen. Wenn es eine ernsthafte Gefahr für die Demokratie gibt, kommt sie dann nicht auch von demokratischen Richtern und Staatsbeamten, die unter Verweis auf abwegige Theorien (die selbst linke Juristen wie Lawrence Lessig von der Harvard-Universität

GRENZSTREIT

In Texas kommt es zum Showdown zwischen Präsident Biden und Gouverneur Abbott. Warnungen vor einem Bürgerkrieg werden laut

In Deutschland, Frankreich, Polen – und nun auch in den USA – setzen sich die Giganten der Landstrasse in Bewegung, um mit geballten Pferdestärken ihren Unmut gegen die Regierung kundzutun.

Anfang Woche brach ein Konvoi von ein paar Dutzend Truckern in Virginia Beach in Richtung Südgrenze auf. «Take Our Border Back» (Holen wir unsere Grenze zurück) nennt sich das Organisationskomitee. Mit einer «legalen, friedlichen» Kundgebung wolle man ein Zeichen setzen. Und auf «die offensichtlichen Gefahren, die von weit offenen Südgrenzen ausgehen» hinweisen.

Bundesgericht gibt Biden recht

Seit Joe Biden im Weissen Haus sitzt, ist die illegale Immigration auf Rekordhöhe gestiegen. Letzten Dezember allein hatten mehr als 300 000 Menschen illegal die amerikanische Südgrenze passiert.

Diesen Samstag will der Trucker-Konvoi am Eagle Pass im Bundesstaat Texas eintreffen. Der Pass ist seit Wochen Schauplatz eines Showdowns zwischen Präsident Joe Biden und dem Gouverneur von Texas, Greg Abbott, der Sprengstoff in sich birgt.

Abbott hat die Grenze an dieser neuralgischen Stelle auf einer Länge von dreissig Meilen mit Stacheldraht sichern lassen. Was sicherheitspolitisch sinnvoll erscheint, ist rechtlich ein Problem. Denn zuständig für den Schutz der Landesgrenze sind nationale Behörden, die der Zentralregierung unterstehen.

Die Biden-Regierung legte Beschwerde beim Supreme Court ein. Die nationalen Beamten könnten aufgrund des Stacheldrahts nicht mehr ihrer Arbeit nachgehen.

Biden bekam recht – mit einem knappen Entscheid von 5 zu 4 Richterstimmen. Das Oberste Gericht verfügte, dass den Bundesbehörden wieder freier Zugang zum ganzen Grenzabschnitt gewährt wird.

Gemäss Gerichtsentscheid muss Abbott zwar den Zaun nicht selbst zurückbauen lassen. Aber er darf die Bundesbehörden nicht daran hindern, wenn sie den Zaun räumen. Abbott gibt sich unbeugsam. Sollten die Behörden den Stacheldraht kappen, würde er ihn sofort wieder installieren lassen, liess er verlauten.

Abbott wirft dem Präsidenten vor, er vernachlässige auf fatale Weise seine von der Verfassung auferlegte Pflicht. «Präsident



Grösstes Grenzchaos in der Geschichte der USA: Stacheldraht am Rio Grande.

Biden hat gegen seinen Eid verstossen, die vom Kongress erlassenen Einwanderungsgesetze getreu umzusetzen», so Abbott letzte Woche in einem Brief an das Weisse Haus. Die Folge: das wohl grösste Grenzchaos in der Geschichte der USA. «Mehr als sechs Millionen illegale Einwanderer» hätten «unter der gesetzlosen Grenzpolitik von Präsident Biden» seit dessen Amtsantritt vor drei Jahren die Grenze überquert.

Abbott steht mit seinem Protest nicht allein da. In seinem Rücken hat sich eine beeindruckende Koalition aufgebaut. Republikanische Gouverneure aus 25 Bundesstaaten stellen sich hinter den Lone Star State – und gegen Präsident Biden. Dadurch verhärtete sich die Front abermals.

Biden und die Demokraten werfen den Republikanern vor, sie würden an der Grenze Wahlkampf betreiben.

Doch durch derlei Schuldzuweisungen vermag Biden sein katastrophales Grenzmanagement nicht zu kaschieren. Seine Politik der offenen Tür hat zu massiven Sicherheitsrisiken geführt. Dergestalt, dass Mitte Januar zehn ehemalige hohe Geheimdienstbeamte Alarm schlugen. «In ihrer modernen Geschichte haben die USA noch nie eine Invasion des eigenen Landes erlebt, und doch findet jetzt eine statt», schreiben sie in einem Brief an die führenden Kongresspolitiker beider Parteien.

Sie warnen vor einer «neuen» Bedrohung, wie man sie «noch nie gesehen hat» und die «eine der bösartigsten sein könnte», die die Vereinigten Staaten je zu gewärtigen hatten. «Männer im militärischen Alter aus der ganzen Welt» könnten leicht in die USA einreisen, «über eine Grenze, die weltweit als weitgehend ungeschützt und leicht zugänglich angepriesen wird».

Die Warnung ist nicht aus der Luft gegriffen. Allein im laufenden Fiskaljahr (seit Anfang Oktober 2023) wurden fünfzig illegale Migranten aufgegriffen, die auf der nationalen Liste der gesuchten Terroristen standen.

Abspaltungsrhetorik

Wie geht es weiter? Werden Bidens nationale Grenzbeamte mit den texanischen Behörden zusammenprallen?

Die *Washington Post* vergleicht die Situation mit dem Bürgerkrieg (1861–1865). «Abbott widersetzt sich der Autorität der Bundesregierung, so wie es andere Gouverneure der Südstaaten (...) getan haben.» Das Blatt verwies auf den rebellischen Ton, den Abbott in seinem Brief an den Präsidenten anschlug: Der Gouverneur greife «die Abspaltungsrhetorik der Konföderation auf». Er behauptete, dass die Bundesregierung «den Vertrag zwischen den Vereinigten Staaten und den Staaten gebrochen» und dass Texas daher «das Recht auf Selbstverteidigung» habe. Und, so hielt die *Washington Post* weiter fest: «Wie die Präsidenten vor ihm hat auch Joe Biden das Recht – und letztlich die Pflicht –, die Verfassung zu wahren, auch mit Gewalt.»

Präsident Biden ist in der Zwickmühle. Wenn er den Bundesgerichtsentscheid durchsetzen lässt, riskiert er eine Eskalation, die rasch in Gewalt umschlagen könnte. Reagiert er nicht, feiern Texas und sein «rebellischer» Gouverneur einen De-facto-Sieg – nicht nur über den Präsidenten, sondern auch über ein Urteil des Obersten Gerichts. Damit wäre ein Präzedenzfall geschaffen, der die Zentralgewalt unterhöhlte.

Urs Gehrig

als gefährlich und absurd bezeichnen) Trumps Namen von den Wahlzetteln in Maine und Colorado streichen wollen? Wenn Linke versuchen, im Namen der Demokratie die Demokratie zu unterdrücken, hilft das ihrer Sache weder politisch noch juristisch. Sie bestätigen lediglich die schlimmsten Klischees hinsichtlich ihrer eigenen Heuchelei.

Nach Lage der Dinge wird es bei der Wahl 2024 nicht um das Thema Demokratie gehen, sondern darum, welcher Kandidat mehr für die Wähler tun wird. Das wird natürlich zu der Frage führen, welcher Kandidat in seiner Amtszeit mehr für die Wähler getan hat. Bidens Anhänger sind überzeugt, dass der Präsident mit einer guten Story aufwarten kann, glauben aber auch, dass Trump nichts vorzuweisen hat, sondern nur Eigenlob und Lügen. Das ist linke Selbsttäuschung.

Gegner in Atem halten

Abgesehen von der Corona-Pandemie, einem singulären Ereignis, das fast jeden amtierenden Präsidenten unvorbereitet erwischt hätte, haben die Amerikaner allen Grund, sich an die Trump-Jahre als gute Jahre zu erinnern – als eine Zeit, die den von Experten vorausgesagten Untergangsszenarien Hohn sprach. Die Löhne stiegen schneller als die Inflation, was laut einer Untersuchung der Vergleichsplattform Bankrate unter Biden gerade erst anfängt. Die Arbeitslosigkeit sank auf ein Fünfzig-Jahres-Tief (wie unter Biden), die Aktienkurse schossen in die Höhe, Inflation und Zinsraten waren niedrig.

Trump überzeugte Amerikaner, die in der Wirtschaft tätig waren (Bauunternehmer, Fabrikanten, Energieerzeuger, Nahrungsmittelproduzenten usw.) und nicht so sehr Anwälte, Akademiker, Journalisten, Beamte. Und er teilte das Ordnungsbedürfnis der einfachen Amerikaner, einschliesslich des Respekts für die Polizei, wofür sich die Linke am 6. Januar starkmachte, aber deutlich weniger in den Monaten von Unruhen, Gewalt und Anarchie, die auf die Ermordung von George Floyd folgten.

Und in der Aussenpolitik kann man sich fragen, ob die Welt (angesichts des russischen Überfalls auf die Ukraine, der Angriffe von Hamas und Hisbollah auf Israel, des Angriffs der Huthi auf den Schiffsverkehr im Roten Meer und der von den Chinesen offen angedrohten Invasion von Taiwan) unter Biden sicherer geworden ist. Trump mag viel Lärm gemacht haben, aber seine wirren Kommentare und seine Unberechenbarkeit schienen die Gegner Amerikas herauszufordern und in einer Weise in Atem zu halten, wie man das von Bidens vorsichtiger und kraftloser Art nicht sagen kann.

Für den normalen Wähler ist wichtig, was am Ende herauskommt. Trumps Ruppigkeit ist für viele eher unwichtig. Man darf zumindest fragen, ob seine gelegentlichen chauvinistischen Ausfälle schlimmer sind als das Moralisieren und die Besserwisserei seiner Kritiker, die an

allem Anstoss nehmen. Viele derer, die beim Bekanntwerden des berüchtigten «Hollywood Access»-Videos in Ohnmacht fielen, hatten (nur wenige Jahre zuvor) auf viel schwerer wiegende Vorwürfe sexueller Übergriffe von Bill Clinton als Justizminister und Gouverneur von Arkansas und als späterer Präsident absolut gleich-

Die Amerikaner haben allen Grund, sich an die Trump-Jahre als gute Jahre zu erinnern.

gültig reagiert. Man kann Trump Vulgarität vorwerfen, aber man kann nicht so tun, als lebten wir nicht in einer vulgären Zeit.

Und was ist mit den anderen Kandidaten der Republikanischen Partei? Warum entscheiden sich die Wähler der Grand Old Party bei den Vorwahlen nicht für sie, sondern für Trump, trotz des ganzen Ballasts und seiner Angeberei?

Meine Theorie sieht so aus: Wenn republikanische Wähler glauben, das grösste Problem im heutigen Amerika seien die verhassten Progressiven, dann kann man ihnen am besten eins auswischen, indem man ihnen Trump noch einmal für vier Jahre vorsetzt. Sollte Nikki Haley die Nominierung und dann die Wahl gewinnen, wären die Demokraten enttäuscht, aber sie würden nicht, wie nach Trumps Wahlsieg 2016, in Tränen ausbrechen und mit den Zähnen klappern. Aus Sicht vieler Republikaner würde die Befriedigung über die Verzweiflung der Linken bei einer Wiederwahl Trumps seine Schattenseiten mehr als wettmachen.

Aber es gibt noch einen tieferen Grund, den Trumps Gegner bedenken sollten, wenn sie überlegen, wie er zu besiegen wäre. Wie Pu-

blizisten wie Alana Newhouse von *Tablet* angemerkt haben, ist das Wort «kaputt» aus dem Leben der Amerikaner nicht mehr wegzudenken: kaputte Familien, kaputte öffentliche Schulen, kaputte Innenstädte, kaputte Universitäten, kaputte Gesundheitsversorgung, kaputte Medien, kaputte Kirchen, kaputte Grenzen, kaputter Staat – bestenfalls Hüllen dessen, was sie einmal waren. Und überall ist deutlich zu spüren, dass die Institutionen Amerikas und ihre hirntoten und selbstgefälligen Führungsfiguren nicht ewig auf Autopilot weitermachen können.

Die Kritiker Trumps sollten es nicht merkwürdig finden, dass jemand, der aus unserer Sicht ein Chaot ist, von seinen Anhängern als ein Mann angesehen wird, der Ordnung schaffen kann. Ich teile diese Ansicht nicht. Man repariert beschädigte Systeme nicht, indem man sie noch weiter beschädigt. Reparatur und Erneuerung sind fast immer besser als Reaktion oder Revolution. Aber ich sehe nicht, dass Trumps Gegner etwas ausrichten können, solange sie die Legitimation und die Kraft der grundlegenden Unzufriedenheit nicht zumindest anerkennen. Wer von «Morgenröte in Amerika» spricht, wenn 77 Prozent der Amerikaner glauben, dass das Land auf einem falschen Weg ist, der hat etwas Wesentliches nicht verstanden. Trumps Gegner sagen, dass die bevorstehenden Wahlen die wichtigsten in unserem Leben sind. Wäre es dann nicht an der Zeit, den Kopf aus dem Sand zu ziehen?

Bret Stephens ist Pulitzerpreisträger und Meinungskolumnist der *New York Times*. Dieser Artikel erschien zuerst in der *New York Times*. Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

FOKUSKMU
Alle sind Wirtschaft.

Einkaufstourismus: Wird er künftig eingedämmt?

Ab Montag, 5. Februar, täglich ab 17.30 Uhr auf

TELE BÄRN **TELE ZÜRICH** **TELE MI**

und ab Montag, 12. Februar, täglich ab 17.20 Uhr auf

TELE Z

www.fokus-kmu.tv

Sponsoringpartner

Es geschieht am helllichten Tag

In Deutschland lässt die Bundesregierung gegen die Opposition demonstrieren. Die Methoden zur Mobilisierung lassen nichts Gutes erahnen.

Stefan Homburg

In Deutschland gibt es viel politischen Streit, doch stimmen fast alle Beobachter in einem Punkt überein: Die sogenannte Ampelregierung aus SPD, FDP und Grünen ist die schlechteste Bundesregierung seit dem Zweiten Weltkrieg. Deutschland ist international Schlusslicht beim Wachstum, hat ungelöste Probleme bei der Energieversorgung, bekommt die illegale Einwanderung nicht in den Griff und leidet unter der Spaltung durch gesellschaftspolitische Experimente.

Dramatik dank Martin Sellner

Unter diesen Vorzeichen können Massendemonstrationen nicht verwundern. Überraschend ist jedoch, dass sich die Aufmärsche keineswegs gegen die Ampelregierung wenden, sondern vielmehr gegen die Opposition. Dass fanatisierte Massen, aufgestachelt von der Regierung, auf die Strassen strömen, um gegen Minderheiten zu hetzen, das hat man in Deutschland seit Jahrzehnten nicht gesehen. Noch kurioser als das blosse Faktum ist jedoch, wie es dazu kam.

Alles begann damit, dass im November 2023 einige Anhänger konservativer Parteien wie CDU, Werteunion und AfD in Potsdam privat zusammenkamen, um unter anderem über das Migrationsproblem zu sprechen. Ebenfalls

Ulrike Guérot erkennt in den Vorgängen einen Protofaschismus – den Übergang zu einem neuen Totalitarismus.

dabei war, um der Sache die nötige Dramatik zu verleihen, ein Österreicher namens Martin Sellner. Mit Politikern aus Österreich hat Deutschland schliesslich eigene Erfahrungen gemacht.

Eine NGO namens Correctiv hörte das Treffen vermeintlich mit nachrichtendienstlichen Mitteln ab und stilisierte es zu einem «Geheimtreffen» hoch, auf dem ein «Masterplan gegen Deutschland» geschmiedet werden sollte. Vielleicht gab es aber gar keinen Lauschangriff, sondern bloss eine spekulative Wiedergabe von Äusserungen, für die die Teilnehmer ohnehin bekannt waren und die durchaus

undramatisch sind: Jedermann weiss, dass nicht nur CDU, Werteunion und AfD auf vermehrte Abschiebungen dringen, sondern auch Bundeskanzler Olaf Scholz («Wir müssen endlich im grossen Stil abschieben»).

Was geschah nun nach dem Novembertreffen? Gar nichts, es blieb still. Erst als Bauern, Spediteure und andere Unternehmer im Januar 2024 grosse Teile Deutschlands mit imposanten Aufmärschen lahmlegten, um ihren Unmut gegen die verfehlte Wirtschafts- und Landwirtschaftspolitik der Regierung zum Ausdruck zu bringen, erschien die sogenannte Recherche über das längst zurückliegende Treffen, an dem nicht ein einziger Politiker von Rang teilgenommen hatte.

Dichtung der Medien

Es bleibt rätselhaft, warum sich jeder Fernsehsender und jede grössere Zeitung veranlasst sah, hierüber zu berichten. Jedenfalls wurde binnen Tagen eine Stimmung geschürt, als stünde Deutschland unmittelbar vor einer neuen Macht ergreifung. Inzwischen ist Correctiv zurückgerudert: Von «Deportation» sei beim Potsdamer Treffen keineswegs die Rede gewesen; diesen Begriff hätten die Medien hinzugedichtet. Damit ist die ganze Diffamierungskampagne im Grunde erledigt, aber die breite Öffentlichkeit wird von dem Dementi nichts erfahren.

Man kann mit der ganzen Angelegenheit auf zweierlei Weise umgehen. Entweder belächelt man sie als Kuriosum und weiteren Beleg für Gustave Le Bons These, dass Massen irrational reagieren. Oder man erkennt darin, wie die Professorin Ulrike Guérot, einen Protofaschismus, also einen Übergang von der offenen Gesellschaft zu einem neuen Totalitarismus, wie er sich schon während der Corona-Krise abzeichnete. Aufgrund der zunehmenden Rufe nach Parteiverboten und Grundrechtsentzug für Oppositionspolitiker neige ich der zweiten Möglichkeit zu.

Stefan Homburg ist emeritierter Professor für öffentliche Finanzen der Leibniz-Universität Hannover. Er twittert unter @SHomburg.



Rufe nach Parteiverboten und Grundrechtsentzug: Ostberlin, Juni 1953.

Gummibären und Weltkriege

Früher warnten die Journalisten vor Gift im Salat, heute vor Gummibären und drittem Weltkrieg.



Da habe ich aber Glück gehabt. Man stelle sich vor, was passiert wäre, hätte ich zu viele Gummibären verputzt.

Wir sind damit bei einer meiner liebsten Schlagzeilen aus der letzten Zeit. Sie stammt aus *20 Minuten*. Die Schlagzeile lautet: «Experten warnen vor Gummibärli».

Importierte Gummibären enthalten mitunter das Stimulans HHC, das sich auch in elektronischen Zigaretten finden lassen kann. Eine Überdosis an derartigen Bären, so das Alarmsignal, kann zu Schwindel oder Übelkeit führen.

Tolle Schlagzeile: «Experten warnen vor Gummibärli».

Wir sind damit bei einem interessanten Massenphänomen, das sich in den Medien rasant verbreitet. Es ist der kreative Warnungsjournalismus. Der kreative Warnungsjournalismus stützt sich auf kreative Fachkräfte, sogenannte Experten. Ich liefere gern zehn Beispiele, die mir zuletzt besonders gefallen haben:

«Experten warnen, dass man wilde Enten nicht füttern soll» (*Zürichsee-Zeitung*).

«Experten warnen vor unbedachtem Sprung in Flüsse» (NZZ).

«Experte warnt vor Einbusse an Lebensqualität» (*Sonntagszeitung*).

«Experte warnt vor Staatsverweigerern» (*Handelszeitung*).

«Experten warnen vor chronischem Schlafmangel» (*Schweiz am Wochenende*).

«Experten warnen vor tödlicher Gefahr beim Betreten von Wäldern» (Radio Top).

«Experten warnen vor verspäteten Diagnosen nach Zeckenbissen» (Nau.ch).

«Experten warnen vor einer Eintrübung des Umfelds» (*Finanz und Wirtschaft*).

«Experten warnen vor häufigem Gebrauch von Desinfektionsmitteln» (*Tages-Anzeiger*).

«Experten warnen vor Mitnahme kleiner Katzen aus dem Wald» (*Die Zeit*).

Interessant daran ist nicht, dass zu jedem Lebensumstand, von wilden Enten bis zu kleinen Katzen, eine Schar von Experten durch die Medien zieht. Der Expertismus ist seit je der engste Verwandte des Alarmismus.

Eine Kernkompetenz des Journalismus besteht seit Gutenberg darin, die Menschheit mit täglichen Bedrohungen und Katastrophen in Aufregung zu versetzen. Klassiker in diesem Sortiment reichen von Pestiziden im

Zur Inszenierung des täglichen Schreckens braucht es zwingend die Experten.

Salat bis zu Borkenkäfern im Gehölz. Die bedeutendsten Gefahrenmomente waren jeweils die regelmässigen Untergänge der Menschheit durch irgendwelche Bakterien und Viren wie Vogelgrippe, Ebola, Sars, Schweinegrippe und Corona, die hinterher dann allesamt als hochgeblasene Intermezzi verpufften.

Schwieriger als diese Grosstheater sind jeweils die Inszenierungen des täglichen Schreckens. Hier nun braucht es zwingend die Experten, um den Warnungsjournalismus effektiv umzusetzen. Eine normale Tageszeitung publiziert pro Tag zwi-

schen drei und sechs Warnungen vor irgendwelchen Gefahren. Jede Redaktion führt dazu eine Liste von sogenannten Experten, die bei Bedarf mit ihren Warnungen zur Verfügung stehen.

Falls man keine Experten findet, dann erfindet man sie. Wenn in einem Artikel die anonymisierte Floskel «Experten warnen» steht, diese Experten aber nicht namentlich genannt werden, dann ist die Sachlage naheliegend. Man kann als Leser davon ausgehen, dass sich der Journalist die sogenannten Experten aus den Fingern gesogen hat.

Manchmal ist es jedoch tatsächlich schwierig, einen Experten zu finden, der das gewünschte Gruselszenario liefert. Zuletzt war es für Redaktionen sehr mühsam, die ideale Schlagzeile der Gegenwart abzusichern. Sie läuft auf eine militärische Konfrontation von Russland und Westeuropa hinaus. Die ideale Schlagzeile lautet: «Experten warnen vor drittem Weltkrieg».

«Konstellation ist Weltkriegs-trächtig» wusste der Experte im *Stern*. «Dritter Weltkrieg in-ner 18 Monaten» weissagte der Experte in der *Daily Mail*. «Experte warnt vor Putin-Angriff» vermeldeten übereinstimmend das ZDF und die *Welt*. In den Schweizer Medien ist man noch nicht ganz so weit. «Dritter Weltkrieg wegen Putin? Experten uneins» titelte etwa das Onlineportal *Watson*.

Es ist nachvollziehbar, dass es mit den Warnungen zum dritten Weltkrieg noch etwas harzt. Bei Gummibären ist das Risiko eher gering, bei Weltkriegen etwas grösser.

«Meine Frau ist die Seele des Forums»

Der Gründer des Davoser Weltwirtschaftstreffens (WEF), Klaus Schwab, spricht über seine Wurzeln, seine Ziele, die Bedeutung seines Unternehmens und die Kritik an seinem Lebenswerk.

Roger Köppel

Eben ist das 54. World Economic Forum in Davos zu Ende gegangen. Das Treffen fand erstmals 1971 statt, damals noch im überschaubaren Rahmen. Inspiriert war Gründer Klaus Schwab damals vom französischen Publizisten Jean-Jacques Servan-Schreiber. Dessen Bestseller «Die amerikanische Herausforderung» diagnostizierte, Europa falle zurück gegenüber den Vereinigten Staaten. Daraus entwickelte der in Harvard diplomierte Ökonom und Manager Schwab die Idee, den Austausch zwischen den Kontinenten zu fördern. Es entwickelte sich ein grosses Unternehmen mit erheblicher internationaler Ausstrahlung und prominenten Gästen aus Politik, Gesellschaft, Wissenschaft und Unterhaltung.

Immer wieder kritisiert als Laufsteg der Eitelkeiten oder, vor allem seit Corona, als eine Art heimliche Weltregierung, schafft es das WEF immer wieder, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, politischen Strom zu erzeugen. Schwab ist Stammgast bei zahlreichen Regierungen. Von Trump, der ihn schätzt, bis Xi Jinping, der ihn zur Audienz empfängt, von Biden bis Macron oder Modi hat der vitale 85-Jährige Zugang und Einblick in die Kommandobrücken der Weltpolitik. Wir erreichen den WEF-Gründer in Genf und stellen ihm zwanzig Fragen zur Lage seines Forums.

1. Herr Schwab, wie kam es zur Gründung?

Ich hatte das Glück, rasch Karriere zu machen. Zunächst zwei Doktorate und eine Harvard-Ausbildung, dann die erfolgreiche Tätigkeit in der Konzernleitung von Sulzer-Escher Wyss und schliesslich Professor für Unternehmenspolitik an der Universität von Genf. Der deutsche Maschinenverband bat mich, ein Buch mit dem Titel «Moderne Unternehmensführung im Maschinenbau» zu schreiben. Es war die Zeit, als in den USA der Nobelpreisträger Milton Friedman deklarierte, dass ein Unternehmen nur auf Gewinn ausgerichtet sein soll. In meinem Buch sprach ich von der sozialen und umweltbezogenen Verantwortung eines Unternehmens. Das Forum, das zu Beginn European Management Forum hiess, habe ich gegründet,

um einen Ort zur Diskussion der Stellung des Unternehmens in der Gesellschaft zu schaffen.

2. Warum ist das WEF eine Stiftung?

Das erste Treffen in Davos 1971 habe ich auf eigenes unternehmerisches Risiko durchgeführt und dann mit dem Überschuss die Stiftung gegründet. Ich hatte damals nicht die Absicht, mein professionelles Leben der Stiftung zu widmen, sondern ich hatte andere erfolgversprechende Karrieremöglichkeiten.

3. Sie waren bei der Gründung Professor für Unternehmenspolitik an der Universität Genf und haben die Professur bis 2003 ausgeübt. Sehen Sie sich als Wissenschaftler oder doch mehr als Organisator?

Der Aufbau des Forums bis zur Aufgabe meiner Professur 2003 war eigentlich eine Nebentätigkeit, ermöglicht durch die Ernennung einer guten Stiftungsleitung, die für die Exekutive verantwortlich war. In jenen Jahren hatte ich neben meiner Lehrtätigkeit andere Funktionen wie verschiedene Verwaltungsratspositionen, Beratungsmandate und hochrangige Unaufgaben inne. Für mich stand immer die konzeptuelle Aufgabe im Vordergrund, wie dies auch meine Bücher, mit einer Millionenauflage und übersetzt in über dreissig Sprachen, zum Ausdruck bringen.

4. Ihre Frau Hilde war Ihre erste Mitarbeiterin, und Sie sind seit 53 Jahren verheiratet. Welche Rolle spielte und spielt sie in Ihrem Leben?

Sie hatte Erfahrung in der Organisation von Konferenzen beim Schweizer Bauernverband in Brugg, und nachdem sie schon Anfang der 1970er Jahre formell aus dem Forum ausgeschieden war, blieb sie die kulturelle und soziale Seele des Forums.

5. Reut es Sie, das Forum als Stiftung gegründet zu haben und nicht als kommerzielle Organisation?

Natürlich kann man diese Frage stellen, nachdem das Forum heute einen Wert von mehreren hundert Millionen Franken hat. Als Stiftung gehört das WEF heute der Allgemeinheit. Ich glaube, dass es gerade diese nichtkommerzielle Ausrichtung war, die den Erfolg ermöglichte.

6. Wie waren und sind Ihre finanziellen Verflechtungen mit dem WEF?

Mein Gehalt ist bekannt und richtet sich nach dem Einkommen der Direktionsmitglieder der Schweizerischen Nationalbank. Ich habe mein Engagement beim WEF immer als interessante, kreative Aufgabe und öffentliche Verpflichtung angesehen. Es gab ausser meinem Gehalt nie irgendwelche finanziellen Verflechtungen oder Vorteile.

7. Das WEF ist ein finanzieller Erfolg und hat 400 Millionen Einnahmen dieses Jahr, was machen Sie damit?

Natürlich sieht die Welt in erster Linie unser Jahrestreffen in Davos. Wir sind jedoch in der Zwischenzeit auch zu einem der bedeutendsten globalen Think-Tanks und «Do Tanks» geworden. Von den heute 1000 Mitarbeitern sind sicher 800 in über hundert Initiativen involviert, die Unternehmen, Regierungen und die Zivilgesellschaft zusammenbringen, um Lösungen für aktuelle Probleme zu finden. Als Beispiele erwähne ich unsere Allianz zur Schaffung globaler Rahmenbedingungen für künstliche Intelligenz oder unser Projekt zur Reduzierung von Plastik in Ozeanen. Es gibt viele solche Projekte im Umweltbereich, im technischen Bereich, im Gesundheitswesen und so weiter.

8. Sie haben separat die Schwab Foundation for Social Entrepreneurship gegründet. Wie kam es dazu, und was bezwecken Sie damit?

Das Forum will alle Bevölkerungsschichten mit einbeziehen, und ich hatte immer eine grosse Bewunderung für Social Entrepreneurs, das heisst Persönlichkeiten, die unternehmerisch tätig sind, aber nicht auf Gewinn zielen, sondern soziale Probleme innovativ lösen wollen, zum Beispiel durch Mikrokredite oder im Erziehungswesen. Um diesen Leuten weltweit Beachtung zu geben und sie zu unterstützen, haben meine Frau und ich die Schwab Foundation for Social Entrepreneurship gegründet und mit einem Startkapital ausgestattet.

9. Und dann auch die Stiftung für Young Global Leaders?

Mit einer Million Franken, die ich als Preisgeld für den Dan-David-Preis erhielt, habe ich

diese Stiftung gegründet, um jungen Führungskräften eine stärkere Stimme zu verleihen.

10. Machen Sie mit dem WEF Politik?

Das Forum macht grundsätzlich keine Politik, sondern ist eine neutrale Plattform für Dialog und gemeinsame Initiativen.

11. Ist das WEF noch neutral, wenn die Russen nicht eingeladen sind?

Wir betrachten uns als eine Plattform für Stimmen von Nord und Süd, Ost und West, von rechts und links. Was Russland anbetrifft, haben wir die Sanktionen, die auch für uns gelten, befolgt. Da ich selbst den Zweiten Weltkrieg miterlebt habe, hat mich ein neuer Krieg mitten in Europa besonders berührt.

12. Fühlen Sie sich als Schweizer oder als Deutscher?

Ich bin jenseits des Bodensees als Deutscher in Ravensburg, wo mein Vater ein Schweizer Unternehmen leitete, geboren und aufgewachsen. Ich fühle mich in erster Linie als Europäer mit deutscher Staatsangehörigkeit, aber mit Schweizer Blut, da sieben meiner acht Urgrosseltern gebürtige Schweizerinnen und Schweizer waren.

13. Was wünschen Sie sich für Europa?

Ich hoffe, dass Europa mehr aufgrund seiner gemeinsamen Werte und weniger aufgrund von staatlichen Regelungen zusammenwächst, um seine bedeutende Stimme in der Welt zu bewahren.

14. In Davos war die Wiederwahl von Präsident Trump ein intensives Gesprächsthema. Wie stehen Sie dazu?

Das Forum hat seit langem gute Beziehungen sowohl zu den demokratischen als auch zu den republikanischen Administrationen in Washington. Neben führenden Mitgliedern der Biden-Regierung waren auch republikanische Vertreter in Davos.

15. Sie predigen «Good Governance». Ist das Forum nicht ein autoritärer Einmannbetrieb?

Natürlich stehe ich im Rampenlicht, aber die Exekutive liegt beim Präsidenten Børge Brende, ehemaliger norwegischer Aussenminister, und beim Managing Board. Ich selbst bin in ein Board of Trustees eingebunden, das mit Vertretern von internationalen Organisationen, Regierungen, Wirtschaft und Zivilgesellschaft stark engagiert ist.

16. Sie hatten in den letzten Jahren gehäuft Abgänge von leitenden Mitarbeitern. Was sagt das aus über Ihre Führungs- und Unternehmenskultur?

Das stimmt, und dafür gibt es zwei Gründe. Das Forum hat, wenn Sie so wollen, die anspruchsvollsten Kunden der Welt. Dies bedeutet, wir müssen intellektuell und organisatorisch immer eine besondere Leistung zeigen. Dazu kommt, dass durch unser schnelles Wachstum das Managing Board in den letzten Jahren auf vierzehn Mitglieder anwuchs. Um effizient operieren zu können, mussten wir dieses Board auf sieben reduzieren.



«Das WEF gehört der Allgemeinheit»: Ökonom Schwab.

17. Wie steht es um die Nachfolge?

Sie können sich vorstellen, dass ein so hochkalibriges Board diese Frage ernst nimmt und zum richtigen Zeitpunkt eine entsprechende qualifizierte Nachfolge geregelt wird.

18. Wie sehen Sie die Zukunft des Standortes Davos?

Davos ist ideal, da es nicht nur die notwendige Infrastruktur hat, sondern auch die Atmosphäre ausstrahlt, die für gute informelle Kontakte notwendig ist.

19. Und wie sehen Sie die Zukunft des Forums?

Das Forum hat sich zu einer anerkannten globalen Institution entwickelt. Als Mitgliedsorganisation sind wir die bedeutendste globale Wirtschaftsvereinigung. Gleichzeitig sind wir mit unseren tausend hochqualifizierten

Mitarbeitern eine führende Denkfabrik, und schliesslich sind wir von anderen internationalen Organisationen und Regierungen als Partner anerkannt. Dies gibt dem Forum, aber auch dem Standort Schweiz, die Möglichkeit und die Gewissheit, auch in der Zukunft bei der Gestaltung des internationalen Geschehens mitzuwirken.

20. Was ist Ihre grösste Sorge?

Der allgemeine Verlust unseres Vertrauens in eine bessere Zukunft. Dieser Zukunftspessimismus, vor allem in der westlichen Welt, führt dazu, dass wir als Individuen und als Nation egoistischer werden, denn wir wollen ja aus der Gegenwart das Beste für uns herausholen. Das untergräbt das Bekenntnis zum Gemeinwohl und zur Zusammenarbeit.

Schildkrötenflüsterer vom Zürichsee

Der Künstler Coni Altherr wirft eine existenzielle Frage auf: Haben wir uns in der Evolution verirrt?

Thomas Renggli

Der Zürcher Tausendsassa, der in den 1990er Jahren mit dem Swiss Inline Coupe eine kleine Sportrevolution schaffte und später als Erfinder, Querdenker und Gestalter die Kulturbranche aufmischte, steht vor seinem neuesten Wurf: einer gewaltigen Bronze-statue, die eine Verschmelzung von Schildkröten und Menschen zeigt. 400 Kilogramm Bronze – die Verkörperung einer Vision.

Ehrfurcht und Bewunderung

Der Beobachter staunt ziemlich ratlos. Altherr, der sein Werk unbescheiden «Masterpiece» nennt, stellt das Weinglas zur Seite und liefert die Erklärung: «Ich will mit dieser Statue provozieren – und quasi die Urfrage stellen. Lief die Evolution vielleicht falsch? Warum haben die Menschen fünf Finger – und keinen Schildkrötenkopf?» Denn schliesslich sei es dieses seit 250 Millionen Jahren auf der Erde lebende Tier, das in vielen Kulturkreisen für mythologische Tiefe steht – und für Qualitäten wie

Kraft, Ausdauer, Geduld und Langlebigkeit: «Blinzelt einem eine Schildkröte ins Gesicht, löst sie damit unweigerlich eine leise Ehrfurcht und Bewunderung aus.»

Altherr, 74, redet mit wachem Blick und grosser Überzeugungskraft. Und er spricht aus eigener Erfahrung. In seinem Einfamilienhaus hoch

Das seit 250 Millionen Jahren auf der Erde lebende Tier steht für Kraft, Ausdauer, Geduld und Langlebigkeit.

über dem Zürichsee beherbergt er eine Aldabra-Schildkrötenfamilie – mit zwei ausgewachsenen Aldabras als Hauptattraktion. Wobei er das Wort «Attraktion» als unangebracht empfindet: «Ich sehe die Schildkröten weder als Ausstellungsobjekte noch als Haustiere. Deshalb gebe ich ihnen auch keine Namen. Ich halte sie, weil ich möglichst viel über ihre Denkweise herausfinden will.» Rund 45 Jahre sind die bei-

den Tiere alt – über zwei Jahrzehnte jünger als Altherr. Und sie werden ihn wohl deutlich überleben: «Aldabra-Schildkröten werden bis zu 150 Jahre alt.»

Die Szenerie in Altherrs Haus wirkt leicht skurril. Vor dem Fenster öffnet sich der magistrale Blick über den Zürichsee, im Wohnzimmer, das gleichzeitig als Atelier fungiert, stehen Bilder und Skulpturen in allen Farben und Formen vermeintlich wild durcheinander – und im Dachgarten strecken die gewaltigen Schildkröten ihre langen Hälse den Grashalmen entgegen.

Frage nach dem Sinn

Doch zurück zu Altherrs Motivation für seine Ausstellung, die seit Ende Januar zu bestaunen ist: Wussten Sie, dass Schildkröten in gewissen Weltgegenden ein beliebtes Nahrungsmittel sind? Besonders seltene Exemplare werden für mehrere zehntausend Dollar gehandelt. Auch diese Problematik thematisiert der Universal-künstler in seinem Schaffen. Das Gemälde «I Don't Want to Be a Soup» konfrontiert den Betrachter mit dem über 3000 Jahre alten chinesischen Glauben, nach dem alles Gute, das die Schildkröte verkörpert, beim Verspeisen in den Menschen gelangt.

Dafür hat Altherr keinerlei Verständnis. Stattdessen spricht er von einem «unwiderstehlichen Charme, der diese stillen Überlebenskünstler umgibt». Dies soll ab diesem Jahr für die Öffentlichkeit in der grossen Roadshow «Die Welt ohne uns» erlebbar werden – angefangen hat sie Ende Januar im Perry-Center in Oftringen. Es ist die Verwirklichung eines langersehnten Traums, der Altherr durch die ganze Schweiz und wenn möglich bis nach China bringen soll. So will er zum Artenschutz beitragen und die Menschen für unsere Umwelt sensibilisieren. Vor allem aber will er den Besuchern die Sinnfrage stellen: «Bevor die Menschheit auf den Mars fliegt, soll sie über sich selber nachdenken.»



Charme der stillen Überlebenskünstler: Tierfreund Altherr.

artconi-roadshow.com

Landhaus des Bösen

Nicht Verteufelung der AfD, wirksame Grenzkontrollen retten das Prestige der Demokratie.



Zu den moralischen Tiefpunkten deutscher Geschichte zählt die sogenannte Wannseekonferenz. In einer Villa am Grossen Wannsee berieten am 20. Januar 1942 unter der Leitung des SS-Obergruppenführers Reinhard Heydrich Spitzenbeamte der Reichsministerien über den organisatorischen Ablauf der Deportation der Juden im deutschen Machtbereich. Organisatorischer Vollstrecker war ein unscheinbarer Beamter aus dem Reichsinnenministerium namens Adolf Eichmann. Er leitete dort das Referat IV B 4 mit der Bezeichnung «Judenangelegenheiten, Räumungsangelegenheiten». Hannah Arendt schrieb, als sie ihn 1961 vor Gericht in Jerusalem beobachtete, von der «Banalität des Bösen.»

82 Jahre später lud ein pensionierter Düsseldorfer Zahnarzt die von ihm gegründete «Düsseldorfer Runde» zu einem Treffen in einem Landhotel am Lehnitzsee in Potsdam ein. Der österreichische Identitäre Martin Sellner hielt einen Vortrag zur «Remigration» von unerwünschten Personen mit Migrationshintergrund. Vier AfD-Mitglieder und vier CDU-Mitglieder waren auch zugegen.

Das private Treffen wurde von der Correctiv GmbH mit einem illegalen Lauschangriff abgehört. Auszüge daraus wurden sieben Wochen später veröffentlicht. Sie führten zu einem Mediensturm, obwohl sie nichts Neues oder gar Kriminelles enthielten. Nicht einmal Correctiv traute sich, zu behaupten, dass Worte wie «Deportation» oder «Vertreibung» fielen. Sie tauchten lediglich in den Stellungnahmen «demokratischer» Politiker auf. Die Ministerpräsidenten Söder und Wüst nannten die AfD erneut eine

«Nazipartei». Die Chancen für ein AfD-Verbot wurden hitzig diskutiert, und am 20./21. Januar nahmen 950 000 Menschen bundesweit an Demonstrationen «gegen rechts» teil. Bundeskanzler und Bundespräsident begleiteten dies mit wohlwollenden Kommentaren.

Der grosse Andrang bei den Demonstrationen zeigte, dass die linke Mitte der Gesellschaft sich stark angesprochen fühlte. Dabei lässt sich nicht auseinanderhalten, was darin nachwirkende Scham über den von Deutschland verantworteten Holocaust war und was sich aus dem Wunsch er-

Das Versagen der Ampel kaschiert man nicht, indem man das Wort «Remigration» mit Makel belegt.

gab, jetzt zu «den Guten» zu gehören und die eigene überlegene Moral zu feiern. Die politischen Folgen der durch die Correctiv-Aktion ausgelösten Empörungswelle bleiben unklar:

— Werden die moderaten Mitglieder in der AfD dadurch gestärkt, und können sie mit Erfolg mehr Zurückhaltung am völkischen rechten Rand der Partei einfordern? Oder führt die pauschale Gesamtverurteilung durch den politischen Gegner als «Nazipartei» zu mehr Trotz und einer Haltung des «Jetzt erst recht»?

— Werden die Bürger der politischen Mitte durch den Medienaufruhr und die Demonstrationen in ihrer Widerstandskraft gegen «rechte» Politik aktiviert, oder fühlen sich nur jene angesprochen, die sowieso unter keinen Umständen AfD gewählt hätten?

— Werden die aktuellen und potenziellen Wähler der AfD verängstigt, abgeschreckt beziehungsweise auf irgendeine Weise überzeugt, oder sehen sie sich durch die Masslosigkeit der Angriffe auf die AfD eher beleidigt, so dass sie aus Protest gerade die AfD wählen?

— Hat die sehr einseitige und parteiergreifende Berichterstattung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks das Vertrauen in dessen Objektivität gestärkt oder noch weiter beschädigt?

Meine Einschätzung ist: Nicht immer schärfere Töne im Kampf gegen die AfD retten das Prestige der parlamentarischen Demokratie in Deutschland, sondern allein mehr Erfolge bei dem Thema, das die AfD grossgemacht hat: wirksame Kontrolle der Grenzen und Verringerung des Zustroms an Asylbewerbern. Hier versagt die Ampelregierung genauso vollständig wie vorher die grosse Koalition unter Angela Merkel. Und dieses Versagen kann man auch nicht kaschieren, indem man das Wort «Remigration» mit einem moralischen Makel belegt und jeden mit der Nazikeule bedroht, der es in den Mund nimmt. Auch die neue Wagenknecht-Partei stellt sich einwanderungskritisch auf. Soll die auch in die Nazi-Ecke geschoben werden?

Was ist denn, wenn es wie in den USA läuft? Die Entwicklung dort hat doch gezeigt: Je intensiver die Demokratische Partei und ihre Unterstützer in den Medien vor Trump warnen und je mehr sie sich dazu in herabsetzenden Superlativen verlieren, umso gleichgültiger scheint dies den potenziellen Wählern von Trump zu werden.

«Israel verstößt gegen das Völkerrecht»

Omer Bartov zählt zu den weltweit führenden Holocaust-Historikern. Hier erklärt er, was das Urteil des Internationalen Gerichtshofs bedeutet.

Pierre Heumann



«Die Hamas ist ein Geschöpf, das Israel nicht mehr vernichten kann»: Bomben über Gaza.

In einem ersten Entscheid hat der Internationale Gerichtshof (IGH) in Den Haag keinen sofortigen Waffenstillstand im Gazastreifen angeordnet. Stattdessen forderten die Richter, Israel müsse unter allen Umständen Handlungen verhindern, die gegen die Völkermordkonvention verstossen könnten.

Weltwoche: Herr Bartov, Israel muss sich vor dem Internationalen Gerichtshof gegen den Vorwurf des Genozids verteidigen. Hat die Klage Südafrikas eine Chance?

Omer Bartov: Das kann man heute noch nicht sagen. Es ist noch Zeit, Israel daran zu hindern, seine Handlungen zu einem Völkermord werden zu lassen. Aber wir können keinen Moment länger warten. Bisher haben die Richter lediglich eine Gefahr von Völkermord im Gazastreifen festgestellt, aber kein Ende des Kriegs verfügt.

Weltwoche: Wie hat man das zu verstehen?

Bartov: Abgesehen von den Verwüstungen und den horrenden Todeszahlen, die das Ge-

richt im Detail beschrieben hat, haben die Richter Äusserungen von Ministern der israelischen Regierung zitiert, die als Anstiftung zum Genozid interpretiert werden können. Einige drohten zum Beispiel, Gaza unbewohnbar zu machen, und radikale Minister forderten, Palästinenser dauerhaft zu vertreiben. Seit Sonn-

«Es handelt sich nicht um Genozid, sondern um Verbrechen gegen die Menschlichkeit.»

tag ist Israel vor dem IGH noch angreifbarer. Tausende von Bürgern haben an einer «Konferenz des Sieges» in Jerusalem eine Rückkehr israelischer Siedler in den Küstenstreifen gefordert. Unter ihnen waren auch acht Minister der Regierung Netanjahu, zum Beispiel der messianische Sicherheitsminister Itamar Ben-Gvir. Die «freiwillige Abwanderung» der Palästinenser solle «ermutigt» werden. Ob der IGH Israel wegen eines Verstosses gegen die Geno-

zid-Konvention der Uno verurteilen wird, ist meiner Meinung nach aber unerheblich.

Weltwoche: Weshalb?

Bartov: Weil es noch Monate oder gar Jahre dauern kann, bis der IGH sein Urteil fällt. Bis dann wird der Gaza-Krieg wohl vorüber sein.

Weltwoche: War denn das Verfahren gegen Israel nur eine Show?

Bartov: Gar nicht. Der IGH hat vorläufige, aber sofortige humanitäre Massnahmen verfügt, die einen Genozid verhindern sollen.

Weltwoche: Gleichzeitig hat der IGH das Recht Israels auf Selbstverteidigung ausdrücklich bestätigt. Was darf ein Staat unternehmen, um sich gegen Angriffe zu wehren, ohne mit dem Genozidvorwurf konfrontiert zu sein?

Bartov: Laut internationalem Recht sind Kriege legitim, wenn sie der Verteidigung dienen.

Weltwoche: Am 7. Oktober hat die Hamas Israel mit 3000 Terroristen attackiert. Seither verteidigt sich Israel. Sie sagen, das sei legitim. Weshalb ist Israel trotzdem ein Fall für den IGH?

Bartov: Ein Staat kann sich nur dann auf dieses Recht berufen, wenn er von einem anderen Staat angegriffen wurde. Aber nach internationalem Recht ist Israel in Gaza eine Besatzungsmacht und Gaza kein souveräner Staat.

Weltwoche: Das ist spitzfindig. Zumal Israel im Jahr 2005 den Gazastreifen geräumt hat, mitsamt Siedlern und Soldaten. Seither ist Gaza selbständig.

Bartov: Gaza, dessen Grenzen weitgehend von Israel und teils von Ägypten kontrolliert werden, wird von der internationalen Gemeinschaft nicht als Staat anerkannt. Doch selbst wenn Gaza ein Staat wäre, hätte Israel bei seinem Verteidigungskrieg kein Recht, gegen das Völkerrecht in Form von Kriegsverbrechen zu verstossen, Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu begehen oder gar mit Völkermord zu reagieren.

Weltwoche: Die Hamas hat eine Terrorarmee aufgebaut und benutzt ihre eigene Bevölkerung als menschliche Schutzschilde.

Wie sollte Israel in dieser Situation vorgehen, wenn es die Hamas vernichten will?

Bartov: Weil der Küstenstreifen dicht besiedelt ist, hat die Hamas keine andere Wahl, als sich in der Bevölkerung zu verankern.

Weltwoche: Dass sie für ihre Raketenlager oder Abschussrampen Schulen, Wohnungen oder Spitäler benutzt ...

Bartov: ... das wusste die israelische Armee ebenfalls. Aber sie hat es bei der Planung ihrer Militäroperation nicht berücksichtigt. Der Verteidigungsminister sagte sogar, dass Israel alle Beschränkungen aufheben werde, um das Land zu verteidigen. Wenn er bei der Kriegsführung sämtliche Einschränkungen aus dem Weg räumt und auf so viel Gewalt wie möglich setzt, obwohl er weiss, dass dabei eine grosse Zahl von Zivilisten getötet werden, hat das im Völkerrecht Konsequenzen. Letztlich geht es um die Verhältnismässigkeit.

Weltwoche: Die Israelischen Verteidigungsstreitkräfte (IDF) behaupten, dass sie stets eine fundierte Bewertung vornehmen, bei der so-

«Man muss die Hamas bekämpfen, aber es braucht gleichzeitig einen politischen Horizont.»

wohl der zu erwartende zivile Schaden als auch der militärische Vorteil einer Aktion gegeneinander abgewogen werden.

Bartov: Es besteht ein Missverhältnis zwischen dem von Israel anvisierten Ziel und der Zahl der getöteten Zivilisten. Wenn man sich anschaut, was in den vergangenen drei Monaten passiert ist, stellt man fest, dass die Armee ihre Ziele nicht erreicht hat. Weder hat sie die Hamas vernichtet, noch sind alle Geiseln befreit, die am 7. Oktober nach Gaza entführt wurden. Gleichzeitig hat sie mindestens 26 000 Palästinenser getötet.

Weltwoche: Die Zahl beruht auf Angaben der Hamas.

Bartov: Niemand war bisher in der Lage, die Zahlen zu widerlegen. In bisherigen Kriegen waren die Angaben der Hamas verlässlich.

Weltwoche: Schliessen Sie aufgrund der Hamas-Statistik auf Genozid?

Bartov: Nein, es handelt sich nicht um Genozid, sondern um Kriegsverbrechen und Ver-

brechen gegen die Menschlichkeit. Der IGH wollte mit seinem Zwischenurteil von Ende Januar aber verhindern, dass es zum Genozid kommt.

Weltwoche: Die Armee hat die Bewohner von Gebieten, die sie angreifen wollte, aufgefordert, ihre Häuser zu verlassen. Damit sollten die Menschen geschützt werden. Was sollten die IDF noch mehr tun, um Leben zu schützen?

Bartov: Aber die Armee sagt auch: Wer trotz der Warnung bleibt, setzt sich auf die Todesliste. Die IDF warnen, sie würden das Gebiet plattmachen, und sie meinen das wortwörtlich. Wenn es einmal eingeebnet ist, schicken sie die Infanterie. Dabei töten sie alle, die nicht fliehen konnten. Und das ist ein klarer Verstoß Israels gegen das Völkerrecht. Natürlich ist die Hamas eine kriminelle Terrororganisation. Es wäre sehr gut, sie loszuwerden. Aber das gibt den IDF kein Recht, so viele Zivilisten zu töten, wenn sie sich gegen die Hamas verteidigen.

Weltwoche: Wie soll sich die Armee denn verhalten, um sich nicht dem Vorwurf von Kriegsverbrechen auszusetzen?

Bartov: Die Hamas ist eine verabscheuungswürdige Organisation, da müssen wir nicht lange diskutieren. Sie hat sich bestens auf den Guerillakrieg vorbereitet und will, dass die IDF nach Gaza kommen und Zivilisten töten, damit sie der Welt zeigen kann, wie unmoralisch Israel kämpft. Aber man muss das in einem grösseren Zusammenhang sehen. Die Hamas ist ein Geschöpf, das Israel nicht mehr vernichten kann.

Weltwoche: Würden Sie Israel deshalb vorschlagen, den Kampf gegen die Hamas aufzugeben?

Bartov: Nein, man muss sie bekämpfen, aber es braucht gleichzeitig einen politischen Horizont. Dazu gibt es mehrere Optionen. So könnte man zum Beispiel sagen, man wolle die Hamas-Führung in ein anderes Land verfrachten, etwa nach Libyen, oder den Palästinensern einen Deal anbieten oder – trotz allem – eine politische Versöhnung zwischen Juden und Palästinensern anstreben, wobei die Hamas kein Verhandlungspartner sein sollte. Denkbar wäre es auch, in Gaza eine internationale Truppe einzusetzen. Aber die Regierung spricht nur von einem totalen Sieg über die Hamas, der ausser Reichweite ist. Doch letztlich steht nicht die Politik einer Lösung des Problems im Weg. Nötig ist vielmehr die Entwicklung einer gegenseitigen Empathie, die Teil eines Versöhnungsprozesses sein müsste. Aber das ist, ich gebe es zu, seit dem 7. Oktober ein sehr langfristiges Projekt.

Omer Bartov ist Professor für Holocaust- und Genozid-Studien an der Brown University in Rhode Island und Autor von «Genocide, the Holocaust and Israel-Palestine».



Unter Hitler geht's nicht: «Tagesschau».

Schweizer Fernsehen attackiert FPÖ-Kickl

In der Rolle einer pädagogischen Fachhochschule fühlt sich das Schweizer Fernsehen SRF am wohlsten. Die «Tagesschau» vom Sonntag befasste sich mit dem Wahlkampfauftakt für die österreichischen Nationalratswahlen vom kommenden Herbst.

Die Stimmung an der schönen blauen Donau und am schönen roten Leutschenbach ist nervös. Denn die Freiheitliche Partei Österreichs (FPÖ) liegt in den Umfragen an erster Stelle. Der amtierende Regierungschef Karl Nehammer (ÖVP) bezeichnet seine politischen Konkurrenten in der SRF-«Tagesschau» als «Rechtsextreme», «Hetzer» und «Hass-Säer». Es folgt der SRF-Kommentar: «Mit den Hass-Säern meint der Kanzler die rechtsnationale FPÖ.»

Und dann geht's so weiter fürs Zwangsgebühren zahlende Schweizer Fernsehpublikum: «Kickl ist der Mann der Stunde in der österreichischen Politik. Der Parteichef der rechtsnationalen FPÖ nennt sich selber Volkskanzler wie einst Adolf Hitler.»

Unter Hitler geht's nicht. Was die «Tagesschau» nicht berichtete: Schon 2007 hat sich der sozialdemokratische, also linke Bundeskanzler Alfred Gusenbauer mit dem Titel «Volkskanzler» angepriesen. Unter seiner Führung als «Kanzler des Volkes» werde das Bundeskanzleramt in Wien für die Bevölkerung offenstehen. Was die SPÖ in ihrem Pressedienst so vermeldete: «Dank Volkskanzler Gusenbauer wird das Bundeskanzleramt barrierefrei.»

Dies skandalisierte die «Tagesschau» weder damals noch jetzt. Denn der «Volkskanzler» von 2007 war ja ein Linker, kein «Rechtsnationaler» und also kein Adolf Hitler. Apropos Hitler: Ab 1939 untersagte das Naziregime der Presse den Gebrauch des Wortes «Volkskanzler». Hitler durfte in den Medien nur noch als «Führer» bezeichnet werden.

Christoph Mörgeli



Warten auf Milei

Nach 17 Jahren Sozialismus sehnt sich Bolivien nach einem Präsidenten wie Javier Milei. Argentiniens radikale Reformen lassen die Nachbarn vom Aufschwung träumen.

Alex Baur

Wein ist nicht gerade das, was man mit Bolivien assoziiert. Ein grosser Irrtum. In der Provinz Tarija werden Spitzentropfen produziert. Und zwar nicht nur die in Südamerika gängigen Sorten wie Tannat, Malbec oder Cabernet. Hier gedeihen auch Riesling, Pinot oder Barbera. Der Schlüssel liegt bei der Höhenlage von rund 2000 Metern, die für kalte Nächte sorgt. Ein paar mutige Unternehmer nutzten die Chance und industrialisierten den Weinbau in Tarija um die Jahrtausendwende.

Wein und Rohstoffe

Bolivien ist ein kleiner Markt. Mit einer Produktion von fünf Millionen Litern exzellenten Weins decken die Bodegas Kohlberg 55 Prozent der Inlandnachfrage. Doch der herausgeputzte Betrieb, den mir Franz Kohlberg vorstellt, ist auf dem allerneuesten Stand der Technik und zeugt von einem florierenden Geschäft. Sein Grossvater, der deutschstämmige Bauunter-

Tarija

nehmer Julius Kohlberg, produzierte hier 1997 die ersten Weine. Ganz ähnlich sieht es aus in der Bodega Aranjuez: alles neu, Hightech, auf Qualität fokussiert.

Das Wein-Wunder gehört zu den raren Erfolgsgeschichten Boliviens in der jüngeren Zeit. Und sie fand nicht dank, sondern trotz

Der Schmuggel sorgt nicht nur für tiefe Preise, er konkurrenziert auch die lokale Produktion.

der Regierung statt, die sich glücklicherweise um den Wein foutierte. Im Zentrum der bolivianischen Politik stehen Wirtschaft stehen Gas, Kokain, Gold und Lithium. Doch gerade beim Gas, dem wichtigsten Devisenlieferanten, fiel die Produktion seit 2016 (61 Mio. m³) kontinuierlich auf fast die Hälfte im letzten Jahr (36 Mio. m³). Die grandiosen Lithium-Pläne, auf denen seit Jahrzehnten alle Hoffnungen ruhen, kamen nie vom Fleck. An Rohstoffen fehlt es nicht. Das einzige Problem ist die Verstaatlichung der Produktion in der Ära Evo Morales.

Lange sah es danach aus, dass der «indigene Sozialismus» des Evo Morales, der die Politik Boliviens seit zwei Jahrzehnten prägt, das wirtschaftliche Niveau zumindest halten könnte. Tatsächlich steckte nicht nur im Indianer-Mythos um Evo – in Wahrheit ein Mestize, der nicht einmal eine indigene Sprache beherrscht – viel heisse Luft. Auch die antikapitalistischen Tiraden des Volkstribuns wurden nur in Teilen umgesetzt. Der illegale Raubbau von Gold und Koka im Amazonasbecken sorgte stets für Devisen. Doch nachhaltig sind solche Einkünfte nicht, weder ökologisch noch ökonomisch. Vor einem Jahr schrammte Bolivien knapp an der Zahlungsunfähigkeit vorbei, die nur dank der staatlichen Konfiszierung aller privaten Pensionskassen-Fonds verhindert werden konnte.

Die 2007 verstaatlichte Airline Boliviana de Aviación (BoA) ist ein Leuchtturm der Misswirtschaft. Alle der sechs BoA-Flüge, die ich auf meinem Streifzug durch Bolivien nutzte,

hatten eine Verspätung von mindestens einer Stunde. An einer Überlastung der spärlich genutzten Flughäfen lag es sicher nicht. Zwei der Flüge wurden wegen einer technischen Panne abgebrochen. Ein faktisches Monopol garantiert nicht nur hohe Preise, sondern auch schlechte Verbindungen und einen lausigen Service.

Dauerblockaden der Koka-Brigaden

Tarija lebte jahrelang vom Schmuggel aus Argentinien. Seit Javier Milei die Grenze geschlossen, die hohen Subventionen für Treibstoffe und Nahrungsmittel gestrichen und den Dollarkurs verdoppelt hat, ist der Schmuggel zusammengebrochen. Zu meinem Erstaunen geniesst der argentinische Präsident trotzdem eine enorme Popularität in Tarija. Oder vielleicht auch gerade deshalb. Der Schmuggel sorgt nicht nur für tiefe Preise, er konkurrenziert auch die lokale Produktion.

«Bolivien braucht einen Milei» – diesen Satz hörte ich immer wieder auch in Santa Cruz, wo zwei Drittel von Boliviens Brutto sozialprodukt generiert werden. Die Animositäten zwischen der politischen Hauptstadt La Paz im Hochland und der dynamischen Wirtschaftsmetropole im Grenzgebiet zu Brasilien sind uralte. Seit der politisch motivierten Verhaftung des Gouverneurs Luis Camacho Ende 2022 – er regiert Santa Cruz seither aus dem Gefängnis heraus – hat sich die Spaltung vertieft.

Evo Morales wurde nach einem Wahlbetrug 2019 zwar abgesetzt. Doch die politischen Wirren gingen unter seinem heute regierenden Parteigenossen und langjährigen Weggefährten Luis Arce erst richtig los. Die 200 wichtigsten Oppositionspolitiker Boliviens sitzen im Gefängnis, während Evo Morales zurück an die Macht drängt. Eine erneute Wahl des Caudillo verstiesse zwar gegen die Verfassung. Doch solche Finessen haben den Fake-Indianer noch nie interessiert. Wie schon 2004, als seine Koka-Brigaden die Städte mit Dauerblockaden buchstäblich aushungerten, aktivierte Evo Morales letzte Woche erneut seinen Strassenmob. Düstere Zeiten stehen dem Land bevor. Und ein bolivianischer Milei ist weit und breit nicht in Sicht.



Alles neu: Staatschef Milei mit Partnerin.

Der Fall Sefatullah S.

Die Sicherheit der eigenen Bevölkerung ist den deutschen Politikern egal.



Es ist bisweilen so, dass im Getöse des allumfassenden Kampfes «gegen rechts» einiges untergeht, was durchaus wichtig wäre, dass es von einer breiten Masse wahrgenommen würde. Aber was soll man als kleiner Schreiberling machen, wenn «Tagesschau» und nahezu jedes grosse Medium in Deutschland andere Schwerpunkte setzen, weil die Panik angesichts der diesjährigen Landtagswahlen im Osten immer grösser wird?

Ich bin nun lange genug dabei, spreche oft genug mit Kollegen aus grossen deutschen Redaktionen, um zu wissen, dass es keine politische «Steuerung» der Medien gibt, wie manch einer in seiner Verzweiflung vermutet. Sehr wohl gibt es aber so etwas wie eine freiwillige Selbstzensur und Journalisten, die aus Gründen der eigenen ideologischen Überzeugungen lieber nicht so ausführlich über Dinge berichten, die «den Rechten in die Hände spielen könnten». Schreiben, was ist, war einmal. Heute wird ganz oft lieber geschrieben, was sein soll.

Und so ist es nicht verwunderlich, dass ausser der *Bild*-Zeitung kein grosses deutsches Medium den Fall eines dreissigjährigen Afghanen aufgegriffen hat, der eine schlafende Frau im Zug vergewaltigt hat. Googelt man den Fall, werden genau zwei Treffer aus Deutschland angezeigt. Neben der *Bild* berichtet darüber nur noch eine Site namens *Aktuellinformiert.de*, die ich nicht kenne. Das war's.

Nun werden Sie vielleicht auch denken, dass so eine Vergewaltigung, bei aller Tragik, nun einmal öfter passiere und man nun nicht über jeden sexuellen Übergriff in Deutschland berichten könne. Hier lohnt es sich jedoch, einmal

einen genaueren Blick auf den Fall zu werfen, der sich bereits im vergangenen August auf der ICE-Strecke zwischen Stuttgart und Ulm ereignete und nun verhandelt wird.

Sefatullah S., ein Mann mit elf Geschwistern, kam, wie viele, 2015 nach Deutschland. In diesen nun fast neun Jahren in Deutschland hat er es anscheinend bis heute nicht geschafft, die deutsche Sprache zu erlernen. Bei Gericht erscheint er deshalb mit Dolmetscher. Verwunderlich ist das nicht, denn Sefatullah S. kann auch in seiner eigenen Sprache weder lesen noch schreiben. Eine andere Sprache in Wort und Schrift zu begreifen, grenzt damit fast an ein Ding der Unmöglichkeit. Das Geld, das er nach dem Asylbewerberleistungsgesetz

*Seine Stellungnahme zur Tat:
«Mir war danach, also habe ich es gemacht.»*

erhält, verwendet er unter anderem für Whisky- und Marihuana-Käufe, was einmal mehr zeigt, dass Asylbewerber in Deutschland offensichtlich zu viel Geld bekommen, wenn es für Whisky und Marihuana reicht. Vor Gericht versteht er die Aufregung nicht, findet, dass das alles «Blabla» ist. Seine Stellungnahme zur Tat: «Mir war danach, also habe ich es gemacht.»

Wonach Sefatullah S. genau war, ist übelerregend. Als die junge Frau im Nachtzug um 3.45 Uhr einschlieff, beschloss der afghanische Asylbewerber kurzerhand, ihr seinen Penis in den Mund zu stecken. Das Opfer: gerade einmal neunzehn Jahre alt.

Aus dem Text in der *Bild*-Zeitung erfährt man sodann, dass es nicht die erste Straftat des Mannes ist. Sefatullah S. ist bereits vorbestraft – und das nicht wegen irgendetwas, sondern aufgrund von sexuellen Übergriffen auf Kinder. Er galt überdies auch nach seiner Haftentlassung als gefährlich, musste eigentlich regelmässig ein Programm für besonders rückfallgefährdete Straftäter besuchen. Dass er nie da war, schien niemanden wirklich zu interessieren. Ausser einer weiteren Strafanzeige gab es keine Konsequenzen. In aller Ruhe konnte er sich ein neues Opfer suchen.

Die Frage, warum jemand, der so einschlägig vorbestraft ist, überhaupt noch in Deutschland sein darf, ist schnell beantwortet. Weil sich die deutsche Regierung bis heute weigert, selbst Islamisten oder Vergewaltiger nach Afghanistan abzuschicken. Noch immer gilt, trotz eindringlicher Warnungen von Sicherheitsbehörden, der 2021 verhängte generelle Abschiebestopp für das Land der Taliban. Vor allem Grüne und NGOs wie Pro Asyl befürchten «schwerste Menschenrechtsverletzungen».

Und so dürfen Täter wie Sefatullah S. oder auch andere Sexualstraftäter wie einer der Gruppenvergewaltiger von Illerkirchberg weiterhin in der Bundesrepublik bleiben und hier selbst «schwerste Menschenrechtsverletzungen» begehen.

Die Sicherheit der eigenen Bevölkerung ist der Politik egal. Auch, weil es keinerlei wirklichen medialen Druck gibt, an dieser Praxis etwas zu ändern.

«Lenin, die Ausbeuter kommen!»

Der Führer der Oktoberrevolution wird heute noch geschmäht und niedergeschrieben. Es ist ein Zwergenaufstand gegen einen Grossen der Geschichte.

René Zeyer

Für den ehemaligen Trotzlisten Markus Somme zählt er zu «den gröberen, wenn nicht grössten Verbrechern der Weltgeschichte». Der Renegat arbeitet sich in der *Sonntagszeitung* holprig an «Lenin, unser Massenmörder» ab und fordert im *Nebelspalter* die «Bombardierung Moskaus». *Tages-Anzeiger* und *NZZ* sind sich für einmal einig, dass man zum 100. Todestag Lenins ein hässliches ärztliches Bulletin seiner letzten Tage veröffentlichen muss. Auch wenn das Intelligenzblatt an der Falkenstrasse dann noch mit Eklektischem nachlegt.

Tiefes Schweigen herrscht hingegen im linken Lager. *Woz*, *Die Republik*, die Plattform *Barrikade.info* und die Partei der Arbeit sind sich für einmal einig: Lenin, war da was? Wer war

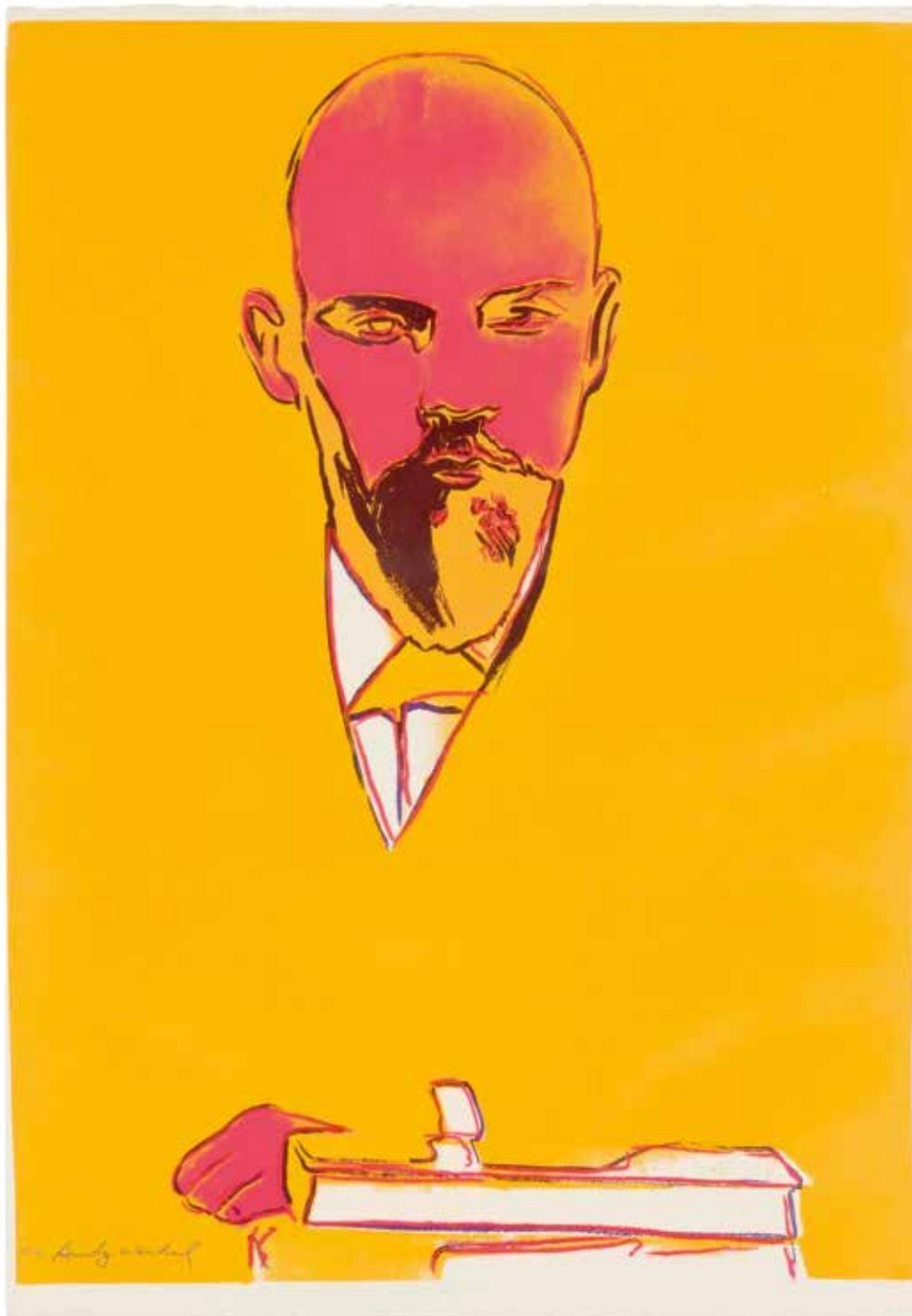
Im Exil in Zürich studierte er unermüdlich alles, was er für seine Weiterentwicklung brauchte.

denn Lenin? Um das zu verstehen, muss man nicht unbedingt die vierzig braunen Bände seiner gesammelten Werke gelesen haben. Aber die Lektüre einiger seiner zentralen Schriften könnte helfen. Wenn man nicht dumpf verurteilen, sondern verstehen will, wieso dieser Berufsrevolutionär die Welt erschütterte, umstürzte, ihm die erste sozialistische Revolution der Weltgeschichte gelang.

Hilfe von Schweizer Genossen

Im Exil an der Spiegelgasse in Zürich verbrachte er seine Tage in der Zentralbibliothek und studierte dort unermüdlich alles, was er für seine Weiterentwicklung der Gedanken von Marx und Engels brauchte. Die Geschichte ist eine Abfolge von Klassenkämpfen. Erst das Proletariat hat die Möglichkeit, sie siegreich zu beenden und die Menschheit in eine klassenlose Gesellschaftsform zu führen, in der Brüderlichkeit, jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen, regiert.

Dafür braucht es die Vorhut einer kommunistischen Partei von Berufsrevolutionären, die im



Auf welcher Seite stehst du?
Andy Warhols «Lenin», 1987.

grossen Krieg der imperialistischen Staaten den richtigen Moment abpassen, um ihn in einen Klassenkrieg zu verwandeln. Dabei beginnt die Revolution nicht, wie Marx und Engels dachten, im am höchsten entwickelten kapitalistischen Land, sondern zuerst muss das schwächste Glied der Kette zertrümmert werden – Russland. Der Beginn der Weltrevolution.

Das Momentum des Ersten Weltkriegs für eine Revolution ausnützen, damit fand Lenin in der Schweiz nicht viele Anhänger. Aber er ist unermüdlich, asketisch, diszipliniert, trinkt nicht, raucht nicht, lernt Deutsch (für die Philosophie), Französisch, Englisch, entwickelt sein Debattiertalent, den Gegner mit Argumenten, Zahlen, Fakten zu besiegen.

Gar nicht nach den Gesetzen des dialektischen und historischen Materialismus spielt sich dann seine Verwandlung von einem in Geldnöten steckenden Exilanten in der Schweiz zum Anführer und Sieger einer Revolution im flächengrössten Land der Welt ab. Die Schweizer Genossen Robert Grimm und Fritz Platten ermöglichen die Zugreise durch Deutschland mitten im Krieg bis an die finnische Grenze. Von dort nach St. Petersburg und Moskau; gerade rechtzeitig, um nach unserer Zeitrechnung am 7. November 1917 die Macht zu ergreifen.

Moment der Machtübernahme

Perfekt abgestimmt begann gleichentags der zweite Allrussische Sowjetkongress, in dem Lenins Bolschewiken über eine komfortable Mehrheit verfügten. Mit der Proklamation «An die Arbeiter, Soldaten und Bauern» informierte Lenin seine russischen Mitbürger, dass sie nun in einer sozialistischen Sowjetrepublik lebten. Nur Lenins Rede hatte zuvor in einer die ganze Nacht dauernden Sitzung die übrigen zwanzig Mitglieder des Zentralkomitees der Bolschewisten davon überzeugt, dass jetzt der richtige Zeitpunkt für die Machtübernahme sei.

Moskau wurde 1918 zur Hauptstadt, die Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken wurde Ende 1922 gegründet. Theoretisch waren Lenin und die Mitglieder des Zentralkomitees die Herrscher über den grössten Flächenstaat der Welt, der zu seinen besten Zeiten ein Siebtel des Festlands der Erde umfasste und 1926 rund 150 Millionen Einwohner hatte.

In Wirklichkeit herrschten die Bolschewiki im anschliessenden Bürgerkrieg zeitweise nur in einigen wenigen Grossstädten, darunter St. Petersburg und Moskau. Der Ausstieg aus dem immer noch andauernden Ersten Weltkrieg kostete die revolutionäre Regierung im Friedensvertrag von Brest-Litowsk die Kontrolle über die Ukraine, die Krim und Teile von Weiss- sowie Südrussland.

Aber getragen von der Strahlkraft, dass nun die Errichtung einer besseren, gerechteren Gesellschaft ohne Ausbeutung begonnen hatte, formte Trotzki eine Rote Armee. Gegen sie stürm-

ten Kosaken an, die konterrevolutionäre Weisse Armee unter Kornilow, abweichende politische Bewegungen wie die Sozialrevolutionäre, nationale Minderheiten wie die Ukrainer.

Dazu das militärische Eingreifen der Entente mit deutschen, englischen, französischen Truppen und Söldnern: Erst 1922 siegten die Roten mit der Einnahme von Wladiwostok ganz im Osten des Riesenreichs. Vom Aufbau einer klassenlosen kommunistischen Gesellschaft konnte in dieser Zeit keine Rede sein.

Im Überlebenskampf wurde jede Fraktionsbildung im Machtzentrum der kommunistischen Partei untersagt, alles und alle hatten sich dem Überlebenskampf der flackernden Flamme der Revolution unterzuordnen. Arbeiterräte, die Machtergreifung des Proletariats wurde vertagt; wer sie wie die Kronstädter Matrosen einforderte, wurde so brutal wie alle Konterrevolutionäre liquidiert.

Gleichzeitig musste Lenin ständig wirtschaftlich nachjustieren. Die Vergesellschaftung der Produktionsmittel, die Verstaatlichung von Grund und Boden, der Versuch, Bauern in Kollektiven oder Sowchosen zu organisieren, so vieles wurde ausprobiert, am lebenden Körper einer durch den Welt- und anschliessend den Bürgerkrieg geschundenen Nation. So vieles scheiterte, so vieles wurde vom lernfähigen Lenin neu aufgesetzt, zuletzt mit seiner neuen ökonomischen Politik, mit der er die schlimmsten Fehler der Verstaatlichung von praktisch allem rückgängig machen wollte.

Als die Revolution 1922 wenigstens militärisch gesiegt hatte, war Lenin bereits gesundheitlich schwer angeschlagen. Von einem Attentat im Jahr 1918 hatte er sich nie ganz erholt. Hinzu kamen Schlaganfälle, die zeitweise seine Fähigkeit zu sprechen beeinträchtigten. Mit seiner unbändigen Disziplin und Energie erkämpfte er sich sein Sprachvermögen zurück, schrieb statt mit der gelähmten rechten Hand mit der linken, diktierte immer mehr.

Bis zum November 1917 hatte Lenin sein Leben damit verbracht, alles zu lesen und zu analysieren, was ihm für eine Weiterentwicklung der Gedanken von Marx und Engels wichtig erschien. Mit «Was tun?», «Staat und Revolution», «Materialismus und Empirio-kritizismus» und mit «Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus» legte er das theoretische Fundament für die Oktoberrevolution.

Seit November 1917 war er in einen unablässigen Kampf auf Leben und Tod ver-

wickelt, wollte gleichzeitig eine neue Gesellschaftsordnung aufbauen, die alte zerstören – und musste sich gegen Heere von äusseren und inneren Todfeinden zur Wehr setzen. Da blieb nicht viel Zeit für Reflexion, auch nicht für Menschenfreundlichkeit. Wer von Todfeinden umgeben ist, sieht überall Todfeinde, auch in den eigenen Reihen.

Wer ständig Entscheidungen treffen muss, bei denen jeder Fehler das Ende der Revolution bedeuten könnte, wird apodiktisch, ungeduldig, rechthaberisch. Zumal, wenn er mit einem so

Damals musste man sich zwischen Lenin und dem imperialistischen Weltkrieg entscheiden.

genial überlegenen Machtinstinkt wie Lenin ausgerüstet ist. Niemals hätte er gewollt, dass man seinen einbalsamierten Körper in einem Glassarg auf dem Roten Platz ausstellt. Aber das gab dem grossen Bertolt Brecht Anlass für seine Kantate zu Lenins Todestag, wie ein Soldat der Totenwache nicht glauben wollte, dass der Führer der Oktoberrevolution wirklich tot sei.

Er ging ins Mausoleum und schrie Lenin ins Ohr: «Die Ausbeuter kommen!» Der rührte sich nicht. «Jetzt weiss ich, dass er gestorben ist.» Denn Lenin hatte sein ganzes Leben lang gegen die Ausbeuter gekämpft.

Feind des Schlechten?

Die Oktoberrevolution war ein Fanal, der Kristallisationspunkt für die Hoffnungen von Millionen, dass aus den Verheerungen des Ersten Weltkriegs, des Zweiten Weltkriegs die Menschheit einen zivilisatorischen Schritt hin zu einer besseren Gesellschaft macht.

War Lenin ein unermüdlicher Kämpfer für das Gute,

ein Feind des Schlechten, der Ausbeutung, eines menschenverachtenden wirtschaftlichen Systems? Oder ein machtgieriger Verbrecher, dessen Taten ganze Generationen ins Unglück stürzten, dessen System die Menschheit an den Rand der Vernichtung trieb?

Damals musste man sich zwischen Lenin und dem imperialistischen Weltkrieg entscheiden, wie später zwischen Stalin und Hitler. Bis heute gilt die schneidende Frage des alten Arbeiterlieds: «Which side are you on?», auf welcher Seite stehst du? Ein Beiseitestehen gibt es nicht.

René Zeyer, langjähriger NZZ-Korrespondent auf Kuba, betreibt die medienkritische Plattform Zackbum.ch.
Markus Somm über Lenin: Seite 46



Genialer Machtinstinkt: Lenins Aufruf zur Revolution, 1917.

DIE WELTWOCH

Begrenzte
Teilnehmerzahl!

Ski-Wochenende für Leser

Gipfeltreffen der guten Laune in Arosa

5.–7. April 2024



Ein Tag auf der Skipiste mit **Roger Köppel**, *Weltwoche*-Redaktoren und Lesern!

Übernachtung zu Spezialkonditionen im Spitzenhotel
«Arosa Kulm Hotel & Alpin Spa».

Abendbankett und musikalischer Rahmen mit **Pepe Lienhard & Band!**

Melden Sie sich jetzt an unter: www.weltwoche.ch/ski

Kulm. AROSA

★★★★★ CHARMING. SINCE 1882

DIE  WELTWOCH

Die griechische Erholung

Griechenlands Wirtschaft wird für einen glitzernden Aufschwung gelobt. Vorsicht! Was dem Land passierte, ist noch lange nicht ausgebügelt.

Hans Kaufmann

Die Zeitschrift *Economist* hat Griechenland erneut das Prädikat «beste Wirtschaft des Jahres» verliehen. Konkret wurden die Kern-Inflation, die Inflationsbreite, das BIP-Wachstum, die Beschäftigung und die inflationsbereinigte Performance des Aktienmarktes von 35 OECD-Staaten beurteilt. Die Fakten lassen Zweifel an dieser Glorifizierung und den Beurteilungskriterien aufkommen, denn «weniger schlecht» bedeutet noch lange nicht «gut».

Die bejubelte reale Performance des Aktienmarktes von 43,8 Prozent per Oktober ist mit den gängigen Indizes nicht nachvollziehbar. Nominell stellte sich die Performance im Kalenderjahr 2023 auf 39 Prozent. Dennoch erreichte die Athener Börse Ende 2023 erst wieder 23 Prozent des Höchststandes von vor der Krise. Für internationale Anleger ist zudem die währungsbereinigte Performance entscheidend. Mit einem Börsenwert von 80 Milliarden Euro ist der Aktienmarkt zu unbedeutend, um daraus eine Erfolgsgeschichte abzuleiten, zumal die grössten Gesellschaften (Coca-Cola Greece, vier Banken und die Wettgesellschaft Opap) fast 50 Prozent der Börsenkapitalisierung ausmachen. Bedeutende internationale oder Technologiekonzerne sucht man vergeblich.

Immobilienmarkt im Aufwind

Weit wichtiger als die Aktienbörse ist der Immobilienmarkt. Bis 2017 brachen die Immobilienpreise um 40 Prozent ein. Sie befinden sich zumindest in städtischen Regionen seither wieder im Aufwind, auch weil Immobilienkäufe durch Ausländer mit der Gewährung von «goldenen Visa» versüsst wurden. 2022 wurde mit über zwei Milliarden Euro ausländischen Direktinvestitionen in griechische Immobilien ein Allzeitrekord verbucht. Die Immobilienindizes haben drei Viertel ihrer Verluste aufgeholt, liegen aber weit hinter der EU zurück, wo die Immobilienpreise seit 2010 um 49 Prozent zulegten.

Mit 2,2 Prozent Realwachstum übertraf Griechenland im Dreivierteljahr 2023 das



«Beste Wirtschaft des Jahres».

Wachstum der meisten EU-Länder. Das nominelle BIP liegt aber immer noch 8 Prozent, das reale 20 Prozent unter dem Vor-Krisenniveau. Die Reallöhne sind um ein Drittel gefallen. Das Pro-Kopf-Einkommen erreichte 2009 noch 95 Prozent des EU-Durchschnitts, heute sind es 68 Prozent. In der jüngsten OECD-Rangliste belegt Griechenland mit einem durchschnittlichen Jahressalar von 26 000 US-Dollar vor Kolumbien und Mexiko den drittletzten Platz unter 38 Ländern und erreicht nicht einmal die Hälfte des OECD-Mittels von 53 400 Dollar.

Dass der wirtschaftliche Niedergang Griechenlands die Inflation tief hielt, verwundert nicht. Während die Preise in der EU seit Ende 2010 bis Ende 2023 um 36 Prozent anstiegen, fiel die

Dass der wirtschaftliche Niedergang Griechenlands die Inflation tief hielt, verwundert nicht.

Teuerung in Griechenland mit 15 Prozent nur halb so hoch aus. Aber Ende 2023 lag die Inflation in Griechenland mit 3,7 Prozent sogar höher als in der EU mit 3,4 Prozent.

Die Beschäftigtenzahl ist in Griechenland seit 2009 bis zum dritten Quartal 2023 um 7 Prozent geschrumpft. Die 10,3 Millionen Griechen halten sich gerne für die arbeitsamsten Leute in Europa, weil sie mit 1886 Stunden (OECD) die höchste

jährliche Arbeitszeit absolvieren (EU: 1571, Schweiz 1529 Stunden), aber die Lebensarbeitszeit der Griechen liegt mit 33,9 Jahren unter dem EU-Durchschnitt von 36,5 oder der Schweiz mit 42 Jahren und wird nur noch von den Bulgaren, Italienern und Rumänen unterboten. Die Teilnahme am Arbeitsmarkt ist mit 61,1 Prozent innerhalb der EU die geringste (EU: 73,9 Prozent, Schweiz: 82,5 Prozent).

Hohe Jugendarbeitslosigkeit

Die Arbeitslosigkeit, vor allem die hohe Jugendarbeitslosigkeit, ist in Griechenland ein Dauerproblem. Im Oktober 2023 sank die Arbeitslosenquote erstmals seit

2010 wieder unter 10 Prozent, nachdem sie während der Krise 2013 bis auf 28 Prozent angestiegen war. Sie lag schon vor der Krise bei rund 25 Prozent, stieg dann bis 2013 auf katastrophale 62 Prozent und kam jüngst erst wieder auf 27 Prozent zurück. Viele junge, oft gut ausgebildete Menschen sind ausgewandert. Heute leben 6,5 Prozent weniger Menschen in Griechenland als vor der Krise.

Und wie steht es um die Staatsverschuldung? Die Maastrichter Verschuldungsquote stieg seit der Griechenland-Krise 2010 bis März 2021 von 120 auf 209 Prozent des BIP an, sank aber bis Mitte 2023 dank der inflationären Aufblähung des BIP wieder auf 167 Prozent. Die Staatsschulden allerdings stiegen seit 2010 von 323 auf 405 Milliarden Euro. Ein Zinsanstieg um 1 Prozentpunkt würde zu 3 Prozent höheren Staatsausgaben führen, die anderswo kaum eingespart werden könnten.

Die Verschuldungslage wäre noch prekärer, wenn das Land nicht von der jahrelangen Tiefzinspolitik der EZB und den Milliardenhilfen der EU profitiert hätte. So sind aus dem Recovery and Resilience Fund für Griechenland 36 Milliarden Euro vorgesehen, davon 18,2 Milliarden oder 17 Prozent des BIP als Geschenk. Zudem ist Griechenland hinter Polen der zweitgrösste Netto-Geldempfänger aus dem ordentlichen EU-Haushalt. Pro Jahr fließen netto bis 5 Milliarden (rund 2 Prozent des BIP) nach Hellas.

Grünlackierte Forschung

Die ETH will Zürich zu einer «E-Bike-City» umbauen.
Automobilisten sollen aus der grössten Schweizer Stadt verschwinden.

Philipp Gut

Grün, grüner, ETH: So könnte man die jüngste Entwicklung der einst für ihre wissenschaftliche Rationalität und Nüchternheit bekannten Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) beschreiben. Das gilt quer durch die Forschungsbereiche, vom Klima – wo aktivistische Wortführer wie Reto Knutti den Ton angeben – über die Umwelt- und Ingenieur- bis zu den Verkehrswissenschaften. Die neueste Probe aufs Exempel liefert die ETH mit dem sogenannten Leuchtturmprojekt «E-Bike-City», an dem nicht weniger als neun Lehrstühle in Zürich und an der Schwesterinstitution EPF Lausanne beteiligt sind.

Das zeigt, wohin heutzutage mit Vorliebe die Ressourcen fließen: Grünlackierte Forschung – insbesondere, wenn sie einen Bezug zur allgegenwärtigen Klimadebatte hat – ist hoch im Kurs. Das ist auch hier der Fall, wie Projektleiter Kay W. Axhausen ausführte: «Mit Blick auf die Erderwärmung können wir in der Verkehrsplanung nicht wie bisher weitermachen», lässt er sich auf der ETH-Website zitieren. «Wir brauchen neue verkehrspolitische

Gemäss ETH-Entwürfen besteht das Strassennetz «weitestgehend aus einspurigen Einbahnstrassen».

Ideen für die Städte.» Die E-Bike-City sei «auch ein Modell, wie der Verkehr seine Treibhausgasemissionen reduzieren kann». Sie solle zeigen, dass Fahrrad und E-Bike als «Standardverkehrsmittel» in der Stadt dienen könnten. «Unsere Vision ist es, dass die Stadt bequemer, leiser, grüner und gesünder wird als heute», so Axhausen.

«Mehr Raum für die Menschen»

«Eine Stadt voller Einbahnstrassen und Vortritt fürs Velo», so fasst der lokale *Tages-Anzeiger* die Pläne zusammen. Für Velofahrer seien sie eine «Erlösung», für Autofahrer hingegen ein



«Schock». Tatsächlich will die ETH das gesamte Zürcher Strassennetz radikal umbauen und den Bewegungsraum für Autos massiv beschneiden. Es gehe um die «Vision, wie Städte aussehen könnten, wenn sie die Hälfte ihres Strassenraums für Fussgänger:innen, Radfahrer:innen und E-Biker:innen bereitstellen», wie die ETH gendernd mitteilt – wobei man sich fragt, ob die sprachlichen Stolpersteine als Vorboten für kommende Verkehrshindernisse anzusehen sind.

Das Projekt arbeitet auf eine vollständige Entflechtung der Verkehrsträger hin. Im Unterschied zu heute wären «die Fahrspuren für Autos, öffentlichen Verkehr (Trams, Busse), Zweiräder (Velos, E-Bikes) sowie die Gehwege für Fussgänger:innen in der E-Bike-City grundsätzlich voneinander getrennt». Das ginge einher mit einem Spurabbau im Grossformat, gegen den die hitzigen aktuellen Diskussionen um partielle Spurverringernungen wie am Zürcher Knotenpunkt Bellevue wie ein harmloses Vorgeplänkel aussehen.

Denn in Zukunft bestünde das Strassennetz für Autos gemäss den ETH-Entwürfen

«weitestgehend aus einspurigen Einbahnstrassen». Das Volumen für den motorisierten Individualverkehr würde so drastisch verringert. Die Fahrspuren für die Räder und E-Bikes befänden sich «in der Regel links und rechts der Einbahnstrasse». Damit wolle man «mehr Raum für die Menschen statt für die Autos» schaffen, wie die ETH formuliert. Als ob in den Autos nicht auch Menschen sässen – Menschen, die sich aus freien Stücken für das Automobil als Fortbewegungsmittel entschieden haben; Menschen, die arbeiten; Menschen, die Wertschöpfung bringen.

«Nahe bei der Politik wie noch nie»

Mit der beabsichtigten Halbierung des Strassenraums für das Auto wird die Stadt nicht wiederzuerkennen sein. Doch damit nicht genug: Die ETH-Forscher gehen noch weiter und arbeiten bereits auf eine umfassendere Reduktion hin. Den letzten Schritt in einem mehrstufigen Konzept beschreiben sie so: «Je mehr Städter:innen sich in der Folge für ein autofreies Leben entscheiden, umso mehr Park-

plätze liessen sich nach und nach zu Fahrrad-abstellplätzen, Grünanlagen, Spielplätzen um-bauen.» Ein «autofreies Leben» – das ist es also, worauf die ETH letztlich hinauswill.

Dass dies keine interesselose Forschung ist, sondern dass dahinter eine handfeste politi-sche Agenda steckt, ist offenkundig. Die ETH versucht es auch gar nicht erst zu verschleiern, vielmehr schreibt sie offensiv: Mit der «E-Bike-City» sei der federführende Verkehrsingenieur Kay W. Axhausen so «nahe bei der Politik wie noch nie». Mit dem Projekt brächten sich die ETH-Forscher aktiv in verkehrs- und klima-politische Debatten ein.

Was sagen die massgeblichen Verkehrs- und Automobilverbände dazu? Thierry Burkart, Präsident des Schweizerischen Nutzfahrzeug-verbands (Astag), gibt sich diplomatisch: «Es

Auffällig ist, dass das Veloprojekt auch die von der Politik gehätschelten Elektroautos ausgrenzt.

braucht alle Verkehrsträger und -mittel, um die Mobilitätsherausforderungen der Gegen-wart und Zukunft zu lösen.» Ein «ideologisch motiviertes Konkurrenzdenken» habe längst ausgedient und schaffe nur neue Probleme. Bloss: Wer pflegt denn ein solches Konkurrenz-denken? Die Verfechter der E-Bike-City jeden-falls bekennen, dass sie das Auto zurück-drängen wollen.

Widerstand der Verkehrsverbände

Deutlicher wird Burkart im folgenden Satz: «Ein leistungsfähiges Strassennetz, das für das Transportgewerbe offenbleibt, ist zwingende Voraussetzung für eine funktionierende Ver-sorgung und Entsorgung in unserem Land.» Für «höchst problematisch» hält der Astag-Präsident und FDP-Schweiz-Chef «Konzepte und Sachpläne, die von der Verwaltung als so-genannt behördenverbindliche Grundlagen er-arbeitet werden». Hier müssten die Parlamente «dringend mehr Mitsprache beziehungsweise das Genehmigungsrecht» einfordern.

Kritik kommt auch vom Touring-Club Schweiz (TCS). «Der ideologisch geprägte An-satz dieser Studie ist weder realistisch noch ziel-führend», sagt Zentralpräsident Peter Goetschi zum ETH-Leuchtturmprojekt «E-Bike-City». Anstatt die Verkehrsmittel gegeneinander auszu-spielen, sollte man ihre Komplementarität und die Stärken der verschiedenen Verkehrsträger der jeweiligen Situation entsprechend nutzen. Es sei unbestritten, dass das Velo in den Städten für kurze und mittlere Distanzen eine wichtige Rolle spiele und dass es gerade im Pendelverkehr zunehmend genutzt werden könne. «Aber auch in der Stadt lassen sich nicht alle Bedürfnisse ein-zig mit dem Velo abdecken.» Die Städte müssten weiterhin für Autofahrerinnen und Autofahrer

zugänglich bleiben, auch für solche vom Land. Dazu müssten genügend Fahrspuren und Park-plätze vorhanden sein.

Thomas Hurter, Zentralpräsident des Auto-mobil-Clubs der Schweiz (ACS) und SVP-Nationalrat, hält ebenfalls «nicht sehr viel» von den ETH-Ideen. Leider sei es immer mehr so, «dass die städtische Politik uns sagt, was gut sein soll». Grundsätzlich solle aber jeder frei entscheiden können, welche Mobilität er benutzen wolle.

Modus des besorgten Klimaschützers

Professor Kay W. Axhausen von der ETH wieder-um kontert: «Nein, ich sage den Autobesitzern nicht den Kampf an.» In dem Projekt gehe es darum, «was die Schweiz tun kann, um ihre Klimaverpflichtungen im Verkehrssektor zu er-reichen, wenn die aktuellen Pläne scheitern». In dem ETH-Szenario werde «dem Langsam-verkehr drastisch mehr Platz eingeräumt, um ihn zu einer ernstzunehmenden Alternative zu machen». Ein «zögerlicher Ausbau der Alter-nativen» reiche nicht aus, so Axhausen ganz im Modus des besorgten Klimaschützers.

Auf den Einwand, die ETH vernachlässige den wirtschaftlichen Aspekt der Automobili-tät, antwortet Axhausen eher ausweichend und technisch: «Das Verkehrssystem produ-ziert «Erreichbarkeit» und ermöglicht damit uns allen die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben. Der PW als Teil davon leistet hier seinen Beitrag. Wir werden in den Modellrechnungen testen und berichten, wie sich diese Erreich-barkeit für alle Personen verändert, natürlich unter Berücksichtigung der erwarteten Ver-kehrsverhaltensänderungen.»

Auffällig ist weiter, dass die ETH mit ihrem Veloprojekt nicht nur die Verbrenner ausgrenzt, sondern auch die von der Politik gehätschelten Elektroautos. Warum setzt sie stattdessen auf Fahrräder? Axhausen: «Das Elektroauto wird einen wichtigen Beitrag leisten, aber nach heu-tigem Stand des Wissens wird der Beitrag zu klein sein und zu spät kommen, um die Klima-ziele zu erreichen.» Die elektrischen Fahrräder seien in der Stadt und wahrscheinlich auch in den dichten Teilen der Agglomeration «eine sehr gute Alternative».



INSIDE WASHINGTON

Shoppen mit Trump-Millionen

E. Jean Carroll konnte am Montag-abend ihre Freude nicht zügeln, als sie die MSNBC-Moderatorin Rachel Mad-dow mit Fantasien über epische Ein-kaufsbummel nach dem erstaunlichen 83,3-Millionen-Dollar-Urteil der Ge-schworenen gegen den ehemaligen Präsidenten Donald Trump in der ver-gangenen Woche erfreute.

«Als Erstes, Rachel, werden du und ich einkaufen gehen», erklärte Carroll und lachte sich schlapp. «Wir werden uns komplett neue Kleider und Schuhe zu-legen. Und was willst du? Ein Penthouse? Es gehört dir, Rachel!»

Trump zu verklagen, ist für die ehe-malige Ratgeberkolumnistin der Zeitschrift *Elle* zu einem lukrativen Ruhestandsgeschäft geworden. Im ver-gangenen Frühjahr gewann Carroll ein Urteil vor Zivilgericht in Höhe von fünf Millionen Dollar, in dem der Immobilien-mogul für schuldig befunden wurde, sie vor fast drei Jahrzehnten in einer Um-kleidekabine des Kaufhauses Bergdorf Goodman sexuell belästigt zu haben.

Nun hat ein zweites Geschworenen-gericht in Manhattan Trump für schul-dig befunden, Carroll mit seinen wüten-den öffentlichen Tiraden, in denen er sie als «Spinnerin» bezeichnete, verleumdet zu haben. Trump besteht darauf, dass sie beide sich nie getroffen hätten und dass sie ohnehin nicht sein «Typ» sei. In einem Podcast der *New York Times* aus dem Jahr 2019 betonte Carroll selbst: «Ich bin nicht vergewaltigt worden.» Sie sagt, sie habe sich erfolgreich gegen ihn gewehrt.

Der Kampf geht weiter, denn Trump plant, gegen die millionenschweren Ge-richtsurteile Berufung einzulegen. In der Zwischenzeit fragt sich ein Grossteil der Öffentlichkeit, seit wann es unzulässig ist, die eigene Unschuld zu beteuern. Trump und seine Feinde stürzen das Land in immer seltsamere Gefilde.

Amy Holmes

Witzchen der Wahrheit

Wie Sprache fasziniert, amüsiert und manipuliert.
Ein tiefeschürfender Bericht vom Esstisch.

Josef Joffe

Neulich beim Abendessen: Es geht um Neusprech, dann weiter ins Reich der abgenudelten Floskeln im Businessdeutsch, wo Worthülsen verschleiern oder ins Bedeutungslose rutschen. Können Sie «Resilienz» oder «Sinnhaftigkeit» genau definieren? Derlei Begriffe sind so gehaltvoll wie Wassersuppe.

Korrektes Gendern lieferte den Auslöser für das Gesellschaftsspiel. Ein Münchner Anwalt wirft nach dem dritten Glas Wein plötzlich zum Kürzel LGBTQ+ ein: «Biosexuelle». Die Runde lacht und rätselt. Nach einem tiefeschürfenden Diskurs ist sie sich einig: Ein/-e Biosexuelle/-r sei ein/-e Mensch:in, der/die beiden Geschlechtern zuneigt und sich rein biomässig ernährt. Der ergänzte Begriff sei nun «LGB2GTQ+» – kompliziert, aber geschlechtsgerecht.

Ein Berliner Regisseur: Wie wär's mit «Aussenmitarbeiterinnen»? Oder «Innenarchitektinnen»? Hernach liegt das Gerundium auf dem Tisch, noch gelehrter «Verbalsubstantiv ohne Kasus». Solche Konstruktionen ersetzen herkömmliche, vorweg jene, die auf «-ing» enden und maskulin sind, also die weibliche Hälfte der Menschheit ausschliessen. So werden «Flüchtlinge» zu «Geflüchteten», was aber neue Probleme aufwirft. Was ist mit «Abkömmlingen»? «Abgekommene» ist unbrauchbar; die sind vom Weg abgekommen. «Sperling» kann immerhin lateinisch entschärft werden, also mit «Passerida» (weiblich). «Bösling» ist dagegen korrekt, weil Schurken grundsätzlich männlich sind. Dito «Fiesling» und «Feigling», die allein Testosterongesteuerte bezeichnen. Dürfen im Duden bleiben.

Neudeutsch ist ein weites Feld

Komplizierter wird's bei «Drillingen», ein Trio von «Säuglingen» (schon wieder «-inge»). Das schaffen wir etwas umständlich mit «drei kurz nacheinander von derselben Mutter Ge-

borenen» (geschlechtsneutral). Bei «Engerling» ginge «Käferlarve», immerhin weiblich. Bei «Liebling» mussten die Sprach-Aficionados passen. Denn «Geliebte/-r» ist eine Nummer zu gross. Dagegen ist «Feeling» inzwischen gutes Deutsch. Überhaupt sind Anglos besser dran. Die meisten Substantive sind genderneutral – wie etwa *musician* oder *engineer*. Kein Problem: Leidenschaftliche Feministinnen verlegen sich auf *herstory* statt *history*.



Imitiert wird, was inspiriert: Autor Joffe.

Eine Gästin wirft ein, wie unkorrekt das Korrekte sein könne. Beim Beckmann-Gemälde «Argonauten» in der Münchner Pinakothek plauderte der Erklärtext in «einfacher Sprache» von «Held*innen». Leider befanden sich auf dem mythologischen Schiff nur Männer.

Freilich geht es nicht nur ums Plakatieren des Progressiven. Neudeutsch ist ein weites Feld, wo tagtäglich neue Anglizismen spriessen – und beileibe nicht nur im Kulturkampf.

Tauchen wir in den Jargon der «Unternehmenden» ein. Warum «Meeting» statt «Besprechung», «Roadmap» anstelle von «Leitplan»? Die Personalabteilung hat sich zu HR – Human Resources – gemausert, der Firmenchef zum CEO, die Liegenschaftsverwaltung zum Facility-Management. Warum stehen im TV-Programm so viele englische Titel wie «The Rookie»? Deutschsprachige können den Slang – «Berufsanfänger» – nicht knacken.

Beckmesserei, gar Deutschtümelei? Bleiben wir cool. Dominante Kulturen dringen immer in die Sprache anderer ein. Im Deutschen ist ein Gutteil lateinischen und griechischen Ursprungs; im 18. und 19. Jahrhundert wanderte das Französische ein – von A wie «Amateur» bis Z wie «Zigarette». Aus dem Jiddischen, keine Weltsprache, kommen «Schickse», «Reibach» und «Ganove», aus dem Tschechischen «Roboter». Umgekehrt nutzen Anglophone *weltanschauung*, *doppelganger* und *weltschmerz*. Der «Hamburger» ist dagegen rein amerikanisch.

Die Sprache blüht und schlägt ständig neue Triebe. Es gibt kein deutsches Wort für *cool* und *hip*, also her damit! Überdies sind viele Anglizismen praktischer. «Know-how» ist kürzer als «fachliche Kompetenz», «Hi» rollt schneller als «Guten Tag» über die Lippen, weil zwei Silben kürzer. Noch schneller ist «HR» statt der sechssilbigen «Personalabteilung».

Solche Sünden sind lässlich, ja nützlich. Sie würden sich nicht durchsetzen, wenn sie unsere Sprache nicht bereicherten. Imitiert wird, was inspiriert. Richtige Laster sind jene hohlen Phrasen, die sich als bedeutungslos erweisen. Was ist «Sinnhaftigkeit» (aus dem englischen *purpose*), ein Wörtchen, das jeden Geschäftsbericht zierte? Was ist ein «Zeitfenster»

– kann man da durchspringen? Was genau will dieses «Memo» an die Belegschaft sagen? «Wir haben alles auf den Prüfstand gestellt und werden proaktiv, zeitnah und kontinuierlich unsere Pläne evaluieren, auswerten und justieren.» Das sind Pleonasmen, auf Deutsch: doppelt geppelt.

«Die Wähler haben sich geirrt»

Die Todsünde ist Sprache als Verschleierung. Corporate Responsibility (eingedeutscht «Sozialverantwortung») ist die Veredelung von Profitstreben. «Zukunft gestalten» heisst: «Ich weiss nicht, wie.» Downsizing signalisiert Entlassungen. «Problematisch» bedeutet: «Ich traue mich nicht, falsch zu sagen» – könnte ja anecken. «360-Grad-Feedback» ist Zuckerguss für einsame Vorstandsbeschlüsse. «Transparenz» ist wie Transparentpapier, das keinen Durchblick gewährt. Wenn Deutsche von «Leitkultur» reden, meinen sie wohl «Leitz-Kultur».

Was in der Tafelrunde erheitert und aufmischt, enthält einen ernsten Kern: Sprache als Herrschaft.

Ein «ehrliches Wahlergebnis» besagt: «Die Wähler haben sich geirrt.» «Herausforderung», inzwischen «Challenge», kaschiert die Krise, also Kurzarbeit oder Frühruhestand. «Wir ziehen doch am selben Strang» zeigt dem Untergebenen, wer Chef ist.

Sprachspielereien? Was in der Tafelrunde erheitert und aufmischt, enthält einen ernsten Kern: Sprache als Herrschaft. Dazu der hierzulande sträflich vernachlässigte Sprachphilosoph Humpty Dumpty. Den rundbäuchigen Gesellen hat Lewis Carroll in «Alice hinter den Spiegeln» (1871) wie folgt unsterblich gemacht – lange vor George Orwell, der «Neusprech» und «Gutdenk» erfunden hat.

Humpty Dumpty: «Wenn ich ein Wort benutze, hat es just die Bedeutung, die ich ihm gebe.»

Alice: «Die Frage ist doch, ob du Wörtern so viele verschiedene Bedeutungen zuteilen kannst.»

Humpty Dumpty: «Die Frage ist: Wer soll Herr darüber sein? – Das ist alles.»

Noch knapper: Sprache bestimmt Denken und Fühlen. Witzeleien beim Wein zeugen von Heiterkeit in vertrauter Runde. Käme Humpty dazu, würde er bloss grimmig in seinem *dessert* (frz.) stochern. Ein achtsamer CEO auch.

Josef Joffe ist ein deutscher Publizist. Er lehrt Politik und Geistesgeschichte an US-Hochschulen, zuletzt an der Johns Hopkins Universität in Baltimore.

Manche der hier genannten Beispiele stammen aus dem Buch, das Josef Joffe und Michael Miersch verfasst haben: «Schöner Denken 2: 99 Phrasen zur geistigen Inneneinrichtung der Nation» (Edition Tiamat, 2022).

Hilfswerk für Massaker

In seinem ersten Amtsjahr kritisierte Bundesrat Ignazio Cassis das Uno-Hilfswerk für Palästinenser – und bekam deswegen aufs Dach. Nun bekommt er recht.

Hubert Mooser



«UNRWA ist Teil des Problems»: Aussenminister Cassis.

Was musste Aussenminister Ignazio Cassis (FDP) nicht alles an Kritik einstecken, als er in seinem ersten Amtsjahr nach Jordanien reiste und dort auch ein Lager mit palästinensischen Flüchtlingen besuchte, das vom Uno-Hilfswerk UNRWA betreut wird. Diese Einrichtung ist von der Generalversammlung der Vereinten Nationen damit beauftragt, palästinensischen Flüchtlingen Hilfe und Schutz zu gewähren.

Der Schweizer Aussenminister gab nach dem Treffen ein Interview, indem er die UNRWA als Teil des Problems im Nahen Osten bezeichnete. Sie halte die Hoffnung aufrecht, dass alle Palästinenser einst nach Palästina zurückkehrten. Dies sei unrealistisch, so Cassis vor knapp sechs Jahren.

«Im Fahrwasser von Trump»

Ein Sturm der Entrüstung fegte durch die Eidgenossenschaft und den Blätterwald, als hätte der FDP-Bundesrat gegen ein etabliertes Dogma verstossen.

Linke Parlamentarier wie die St. Galler Nationalrätin Barbara Gysi warfen Cassis vor, er bewege sich im Fahrwasser von Donald

Trump. Der Genfer SP-Politiker Carlo Sommaruga echauffierte sich, es gehöre sich nicht, dass ein Schweizer Bundesrat ein Uno-Hilfswerk kritisiere. Auch der damalige Bundes-

Das Hilfswerk war schon umstritten. Aber was jetzt gegen die UNRWA vorgebracht wird, ist kaum zu fassen.

präsident Alain Berset (SP) intervenierte bei Cassis. Hinterher gab die Regierung bekannt, an der Nahostpolitik habe sich nichts geändert.

Heute muss man sagen, dass die Kritik des Tessiners an diesem Uno-Hilfswerk besser altert als jene der Linken an die Adresse von Cassis. Die UNRWA ist zwar seit langem umstritten, aber was jetzt gegen diese Organisation international vorgebracht wird, ist kaum zu fassen.

Zwölf Mitarbeitern wird vorgeworfen, sie seien in die Massaker der Hamas auf Israel vom 7. Oktober verwickelt gewesen. Neun von ihnen hat man bisher gekündigt, es laufen auch Strafverfahren. Cassis hatte vollumfänglich recht: Die UNRWA ist Teil des Problems beim Nahostkonflikt.

Katar erobert amerikanische Elite-Unis

Das kleine Golf-Emirat pumpt Milliarden in die Kaderschmieden der USA. Mit gewaltigen Folgen für den Campus.

Pierre Heumann

Der Krieg zwischen Israel und der Hamas schwappt auf die Universitäten der USA über. An der New Yorker Cooper Union bedrohten propalästinensische Demonstranten jüdische Studenten, die sich darauf hin in der Bibliothek verschanzten. An der Cornell University rief ein Student dazu auf, «Juden nach Hause zu folgen und ihnen die Kehle durchzuschneiden», und in Harvard umzingelte ein Mob von Studenten einen israelischen Kommilitonen und brüllte «Schande, Schande, Schandel!».

Dies sind nur einige Beispiele, die mittlerweile die Justiz beschäftigen: Seit dem 7. Oktober, dem Tag, als die Hamas mit 3000 Soldaten den Süden

Mehr als hundert Colleges und Universitäten haben es versäumt, Beiträge aus Doha zu melden.

Israels stürmte und 1200 Menschen kaltblütig ermordete, hat das Erziehungsministerium mindestens fünfzig Fälle eröffnet, in denen es wegen Antisemitismus an Schulen und Unis ermittelt, von den prestigeträchtigsten Ivy-League-Universitäten bis hin zu kleinen ländlichen Bezirken.

Genozid-Aufruf gegen Juden

Auch die Dozenten werden von der Anti-Israel-Welle erfasst. Ein Geschichtsprofessor an einer der angesehensten Universitäten pries zum Beispiel die Angriffe der Hamas bei einer Demonstration als «berauschend» und «aufregend». Viele seiner Kollegen unterstützen die Boykott-, Desinvestitions- und Sanktionsbewegung (BDS), die sich für ein aggressives Wirtschaftsembargo gegen Israel aufgrund der von ihnen behaupteten Ungerechtigkeiten gegenüber den Palästinensern einsetzt, oder sind mit ihr verbunden. In einer vielbeachteten Anhörung vor dem Kongress räumten die Präsidentinnen von drei der führenden Universitäten des Landes ein, dass sich jüdische und israelische Studierende seit dem 7. Oktober auf dem Campus nicht mehr sicher fühlten, und beteuerten, sie würden Massnahmen zur Bekämpfung des Antisemitismus ergreifen.

Auf die direkte Frage einer republikanischen Abgeordneten, ob der «Aufruf zum Völkermord an den Juden» gegen die jeweiligen Verhaltenskodizes der Universitäten verstosse, gab keiner der drei Präsidenten eine klare Antwort. Das komme auf «den Kontext» an, sagten sie, ohne den Genozid-Aufruf gegen Juden zu verurteilen.

Die Grundlagen für die Radikalisierung der Nahost-Forschung wurden in den 1960er und 1970er Jahren gelegt. Die israelisch-palästinensische Debatte wird seither als Kampf für «indigene Rechte» gegen die «Übel des Kolonialismus» gedeutet. Gelder aus Katar zementieren die Ideologisierung der Lehre. Der geografische Winzling Katar sah die Chance, seiner Ambition einen Schritt näher zu kommen, auf der Bühne der internationalen Politik mehr Einfluss zu haben und an Prestige zu gewinnen. Zwar erhalten amerikanische Universitäten auch von Saudi-Arabien, den Vereinigten Arabischen Emiraten und vielen anderen Staaten reichlich Mittel. Aber Katars Zuwendungen stehen mit Abstand an der Spitze.

Das hat Konsequenzen: Es besteht ein direkter Zusammenhang zwischen der Höhe der Spenden und der Präsenz propalästinensischer Gruppen an den Universitäten, das zeigt eine Untersuchung mit einem Titel, der den Inhalt zusammenfasst: «Netzwerke des Hasses: katarische Zahlmeister, <soft power> und die Manipulation der Demokratie» (Networks of Hate: Qatari Paymasters, Soft Power and the Manipulation of Democracy).

Weil Katar die Hamas finanziert, die in den USA eng mit militanten propalästinensischen Gruppen wie Students for Justice in Palestine (SJP) verbunden ist, sei es für die Universitätsverwaltungen, die von Katar alimentiert werden, naheliegend, gegenüber der SJP eine möglichst unkritische Haltung einzunehmen. Das gelte auch für die Dozenten, sagt Charles Small, der das Institute for the Study of Global Antisemitism and Policy (Isgap) leitet, das letzten Dezember die Studie publiziert hat.

Er erklärt den aufflammenden Judenhass an den Campus mit der führenden Rolle Katars als

Sponsor. Small schätzt: Katar überwies in den Jahren 2001 bis 2021 mindestens 4,7 Milliarden an amerikanische Hochschulen. Aber der effektive Betrag sei mit Sicherheit höher. Die Beträge von staatlichen Gebern und die Empfänger müssten zwar dem Erziehungsministerium gemeldet werden. Aber mehrere Milliarden seien an amerikanische Hochschulen geflossen, ohne dass der Staat darüber ins Bild gesetzt wurde.

Mehr als hundert amerikanische Colleges und Universitäten hätten es versäumt, Beiträge aus Doha zu melden. Das US-Erziehungsministerium spricht von einer «massiven Dunkelziffer». Katar kann Gelder auch



Es war einmal Harvard.

an amerikanische Institutionen transferieren, ohne das den Behörden melden zu müssen, wenn es Unternehmen, die Katar gehören, einspannt. Dann sieht es so aus, als kämen die Gelder von Privaten – und nicht von einem Staat. Dass Katar diese legalen Wege der Umgehung reichlich benutze, erhärte den Verdacht, dass das Emirat ideologischen Einfluss auf die akademische Welt ausübe, sagt Small. Zumal das Herrscherhaus einen weltpolitischen Spagat macht. Der Ministaat versteht es, sich als Partner des Westens zu profilieren und gleichzeitig dessen Gegner zu unterstützen. Es überweist der Hamas Milliardenbeträge, pflegt gute Beziehungen zu Teheran – und lässt auf seiner Halbinsel gleichzeitig einen US-Militärflugplatz zu, weil es sich davon Schutz seines märchenhaft hohen Energiereichtums vor den Begehrlichkeiten seiner Nachbarn verspricht.

2022 wurde Katar in die Gruppe der «wichtigen Nicht-Nato-Verbündeten» aufgenommen. Auch wenn Katar die Nähe zum Westen sucht: Die fehlende Transparenz des Geldflusses aus Doha habe Folgen, meint Small: eine Zunahme von Antisemitismus. Von 2015 bis 2020 gab es an Institutionen, die Zuwendungen aus dem Golf nicht deklariert hatten, «durchschnittlich 300 Prozent mehr antisemitische Vorfälle als an Institutionen, die die Spenden ordnungsgemäss deklariert hatten».

Wie sich die Gelder aus Katar auf den amerikanischen Lehrbetrieb auswirken, hat Neetu Arnold, eine wissenschaftliche Mitarbeiterin bei der National Association of Scholars, untersucht, die mehrere Studien zur Wechselbeziehung zwischen Katar und akademischen amerikanischen Institutionen verfasst hat, darunter «Hijacked: The Capture of America's Middle East Studies Centers». In den Verträgen oder Schenkungsvereinbarungen würden zwar «keine konkreten Vorgaben zu den Lehrinhalten gemacht», sagt Arnold. Doch bei der Wahl des Lehrkörpers seien solche Effekte sehr wohl zu beobachten: «Die Verwaltung arbeitet eng mit den Gebern zusammen.» Das beeinflusse die Anstellungskriterien.

Unterrichtsfrei für Hamas-Demos

So haben neulich an der Harvard University mehrere Professoren den Unterricht ausfallen lassen, um die Studenten zur Teilnahme an Pro-Hamas-Kundgebungen zu ermutigen. An derselben Hochschule wettet Professor Marshall Ganz seit Jahren gegen die israelische «Apartheid» und die «jüdische Vorherrschaft in Israel», und beim Präventivmediziner Bram Wispelwey war im Wintersemester 2021 Hamas-Propaganda Pflichtlektüre, heisst es in einer Klageschrift, die eine jüdische Studentengruppe am 10. Januar gegen das Harvard College eingereicht hat.

Katars Einfluss auf den Lehrbetrieb sei aber vor allem bei den Zweigstellen stark, die führende amerikanische Universitäten in Doha errichtet haben – darunter Cornell, Georgetown, Northwestern und Carnegie Mellon. Was für sie

Als absolute Monarchie hat Katar keine liberalen Ambitionen.

finanzielle Vorteile hat: Die Cornell University, die zu den amerikanischen Ivy-League-Institutionen gehört, richtete mit einer katarischen Spende von 1,8 Milliarden Dollar eine medizinische Fakultät ein, Georgetown erhielt 750 Millionen Dollar für eine Regierungsschule, und Northwestern gründete eine Journalistenschule, für die sie 600 Millionen Dollar erhielt. Sie verschaffen sich dadurch auch Zugang zu den Forschungsmitteln Katars, die nur für jene zugänglich sind, die vor Ort vertreten sind. Dass sich eine Northwestern ausgerechnet in Doha dazu hergibt, Forschungsstelle für einen kritischen Journalismus und ein Magnet für Pressefreiheit zu sein, zeige, wie Katar den Westen korrumpiere, sagt Gordon. Der Satellitensender Al-Dschasira – 1996 von Katars Herrscherfamilie als internationale Nachrichtenorganisation gegründet und ein Sprachrohr der Hamas – brach zwar mit den bisherigen Normen des Nahen Ostens und kritisiert die arabischen Regierungen. Mit einer wesentlichen Ausnahme: Die Hausherrn blendet Al-Dschasira aus. Auch andere Spitzen-Unis sahen sich in Katar bei der akademischen Freiheit zu Kompromissen gezwungen, um ans Geld der Herrscher heranzukommen. Dazu gehört die Streichung von liberalen Büchern aus den Kursleselisten. 2015 verbot Katar in einer Studie zur Mediennutzung zudem die Frage, ob das Land «auf dem richtigen Weg» sei.

Die Hoffnung in den USA, mit den amerikanischen Niederlassungen Akademiker in Doha mit westlichem Denken vertraut zu machen und eine Liberalisierung des Regimes zu fördern, hat sich bisher nicht erfüllt. Als absolute Monarchie hat Katar keine liberalen Ambitionen. Regierungskritiker landen häufig im Gefängnis, so dass die akademische Freiheit der Professoren an den Zweiguniversitäten begrenzt ist. «Die illiberale Politik Katars wird von amerikanischen Universitäten ignoriert», sagt Arnold. Die USA hoffen immer noch, dass die verstärkte Zusammenarbeit mit Katar und die Annahme von Spenden für die Einrichtung von Zweigstellen amerikanischer Elite-Universitäten in dem Emirat eine weitere Möglichkeit seien, ihre «soft power» auszubauen. Doch in Wirklichkeit ist genau das Gegenteil eingetreten: Katars «soft power» ist stärker. Mit seinen immensen Finanzmitteln vertieft das Emirat seinen Einfluss auf der ganzen Welt, auch in den USA.



Massenmörder Lenin

Vor hundert Jahren starb Russlands Revolutionsführer.
Er zerstörte sein Land und vergiftete die Welt.

Markus Somm

Um den Zustand eines Landes zu bewerten, gibt es zwei Zahlen, auf die es zu achten gilt: erstens die ausländischen Direktinvestitionen, das heisst: Wer im Ausland glaubt an die Zukunft dieses Landes und unterlegt das mit viel Geld? Zweitens den Wanderungssaldo: Zieht es mehr Ausländer an, die hier ihr Glück versuchen, als es Einheimische verliert, die auswandern?

Beide Werte waren in Russland positiv vor dem Ersten Weltkrieg. Netto zog das Zarenreich zu Beginn des 20. Jahrhunderts mehr Investitionen an, als es Kapital exportierte, und mehr Einwanderer liessen sich hier nieder, als dass wegzogen. Wenn man weiss, wie stürmisch die russische Wirtschaft ab 1900 bis zum Kriegsausbruch von 1914 wuchs, dann ist das kaum erstaunlich: Russland legte damals jährlich um rund 10 Prozent zu. Das sind fast chinesische Werte, wie wir sie aus der jüngsten Vergangenheit kennen. Nie mehr danach erreichte Russland solche Zahlen. Immer lagen sie danach im Negativen. Das Land blutete aus. Die Blutung ist bis heute nicht gestillt worden.

Danach? Das heisst, nach der russischen Revolution, die gemäss ihren Urhebern das Land doch in ein sozialistisches Paradies hätte verwandeln sollen, wo Milch und Honig die Wolga hinunterfliessen. Es kam anders. Wenn man die verheerende Wirkung von Intellektuellen auf den Lauf der Geschichte und für das Gedeihen von Gesellschaften studieren möchte, dann ist Lenin immer ein lohnender Anfang.

War es so schlimm?

Kaum einer war so klug, belesen und wusste, wie man mit Worten die Menschen verzaubert. Das war es aber, was er konnte und was er tat. Bis er 1917 in Russland an die Macht kam, lebte er als Intellektueller und Berufsrevolutionär – er las, er schrieb, er redete. Wenn er je etwas «produzierte», dann dünne Bücher, wo er jenen, die wirklich arbeiteten, einredete, es ginge ihnen immer schlechter, auch wenn diese das so nicht empfanden. Er war ein Händler von Ideen, der Angst, Gewalt und Elend verkaufte, und damit – anders als

die meisten Händler – seine Kunden nicht bereicherte, sondern in die Verzweiflung trieb.

1870 als Sohn eines Chefbeamten in der Provinz geboren, hätte Wladimir Iljitsch Uljanow (so hiess er eigentlich) eine glänzende Karriere absolvieren können – gerade so wie sein Vater, der aus einfachen Verhältnissen in den russischen Adel aufgestiegen war (hohe Beamte wie er wurden vom Zaren nobilitiert). Dabei war Lenins Vater nicht einmal ein Russe, sondern ein Kalmücke, Angehöriger eines mongolischen Volks, und seine Mutter stammte aus einer multiethnischen Familie mit deutschen, schwedischen und jüdischen Vorfahren. Das zum Thema soziale Ungleichheit im Zarenreich. Gewiss war sie viel ausgeprägter als im Westen, und doch hatte ausgerechnet Lenin das Gegenteil in seiner Familie erlebt. Ihm ging es gut.

Vielleicht war er gerade deshalb so undankbar – und hasste den Zaren, als wäre er der Teufel in St. Petersburg. Zweifellos stimmte ihn nicht veröhnlicher, dass sein älterer Bruder vom Zaren gehängt wurde, nachdem er als Terrorist aufgefliegen war, der einen Anschlag auf diesen Zaren geplant hatte. Auch das ein erstaunliches Unterfangen, zumal Alexander (so hiess der Bruder) genauso gute berufliche Aussichten hatte wie Lenin. Was trieb damals so viele gutausgebildete Russen, mithin Intellektuelle und Hoffnungsträger in einem wachsenden Land, dazu, ebendieses Land als Revolutionäre zu untergraben? War es so schlimm?

Oder eben gerade nicht. Vielleicht wurde Russland Opfer seines eigenen Erfolges. Wenn man die russische Geschichte davor betrachtet, dann erhielten nie so viele junge Leute eine gute Ausbildung wie Ende des 19. Jahrhunderts. Es entstand eine Elite, die fast etwas zu gross war für das grosse Land. Das beförderte unter manchen von ihnen Ressentiments. Viele erwiesen sich als überflüssig und gar unerwünscht, was insbesondere für die Juden galt, die aufgrund antisemitischer Vorurteile kaum eine Karriere im Staat verfolgen konnten. Viele von ihnen schlossen sich später den Sozialisten und den Kommunisten an. Lenin galt allerdings als Russe, ihm standen alle Türen

offen – und dennoch interessierte ihn eine Karriere nie. Lieber riss er ein, was sein Vater, ein treuer Patriot, mit aufgebaut hatte. Nichts scheint gefährlicher, als Leute in einem Land zu haben, die man zwar gut ausbildet, aber dann nicht wirklich gebrauchen kann – da überzählig.

«Hängt nicht weniger als 100 Bauern auf»

Als Lenin 1917 per Revolution (besser: Putsch) an die Macht gelangte, war er entschlossen, das Zarenreich und alles, was in den letzten 300 Jahren herangewachsen war, in die Luft zu sprengen. Sein Wille zum Neuen auf Kosten des Alten ist schon verblüffend. Mag sein, dass Tabula rasa Intellektuellen besonders zusagt, zumal man im Kopf tatsächlich alles neu denken kann, ohne sich um die Details in der Wirklichkeit zu kümmern. Noch verblüffender ist die Brutalität, mit der er vorging. Der Bücherwurm verwandelte sich unverzüglich in einen Massenmörder – als hätte er sein Leben lang darauf gewartet.

Als im August 1918 Bauern dagegen protestierten, dass ihre Ernte konfisziert worden war, schrieb er seinen Untergebenen: «Genossen! Dieser Aufstand muss gnadenlos niedergeschlagen werden. Die Interessen der gesamten Revolution stehen auf dem Spiel.» Dann gab er Anweisungen: «1. Hängt nicht weniger als 100 Bauern auf, reiche Leute, Blutsauger. 2. Veröffentlicht ihre Namen. 3. Nehmt ihnen alles Getreide weg. 4. Legt fest, wen Ihr als Geiseln verhaftet.» Er fuhr fort: «Tut es so, dass die anderen Bauern das mitbekommen; dass sie sehen, wie die Aufgehängten mit dem Tod ringen, wie sie am Galgen zappeln und zittern, diese Blutsauger.» Und als wäre das noch zu wenig der Details, fügte er am Schluss an: «Setzt dafür wirklich brutale Kerle ein.»

Man schätzt, dass Lenin mit höchstens 30 000 Bolschewiki die Revolution zustande brachte – in einem Land von 150 Millionen. Das sind 0,02 Prozent. «In Zeiten der Revolution kann man den Willen der Mehrheit nicht ermitteln», sagte Lenin. Am 21. Januar 1924 starb er nach einem vierten Schlaganfall.

Markus Somm ist Verleger und Chefredaktor des *Nebelspalters*. Dieser Text erschien zuerst als «Somms Memo», ein Produkt von *nebelspalter.ch*.



Bin ich froh, kein Mann zu sein

Wenn ein Kuss zum Schwerverbrechen wird und Sexualverbrecher milde Strafen kriegen.



Bitte verzeihen Sie mir die etwas zugespitzte Einleitung im Untertitel. Stellen Sie sich vor, in Deutschland gäbe es eine Fussballverbandschefin. Diese hätte an der WM 2014, als die Deutschen Weltmeister wurden, bei der Siegerehrung einen der Spieler spontan umarmt und ihm einen Kuss auf den Mund gedrückt.

Hätte das einen globalen Aufschrei ausgelöst? Wäre der Kuss als «übergriffig» oder «sexuelle Gewalt» eingestuft worden? Hätte jemand deswegen Anklage erhoben? Wahrscheinlich nicht; zum Glück nicht. Man hätte den Mundkuss höchstens als befremdlich und unangebracht empfunden. Küsse zwischen Menschen, die nicht in einer romantischen Beziehung stehen, sind üblicherweise auf die Wange oder die Stirn beschränkt. Ungefragt auf den Mund geküsst zu werden, das möchten die wenigsten. Es ist ein No-Go, weil ein Mundkuss als intimer gilt. Man hätte also den Schmatzer der Präsidentin als deplatziert bezeichnet, darüber gelacht, das Leben wäre weitergegangen.

Bei Luis Rubiales liegt die Sache ähnlich, jedoch ganz anders. Der ehemalige spanische Fussballverbandschef hat letztes Jahr bei der Zeremonie nach dem gewonnenen WM-Final die Spielerin Jennifer Hermoso nach einer Umarmung und einem Küsslein auf die Wange auch auf den Mund geküsst. Ihr habe das nicht gefallen, sagte die 33-Jährige, später darauf angesprochen, in einem Video. Nun wurde Rubiales angeklagt, bei einer Verurteilung drohen ihm mehrere Jahre Haft. Das Gericht sprach von einem Kuss «ohne Einvernehmen»; geklärt werde, ob ihm ein «erotischer Charakter» bei-

gewohnt habe. Viel deutet darauf hin, dass der Kuss «den Bereich der Intimität betrifft, der sexuellen Beziehungen» vorbehalten ist. Offenbar wird es auch eine mündliche Verhandlung wegen «sexueller Gewalt» geben.

Das ist der Punkt, an dem ich einfach froh bin, heutzutage kein männliches Wesen zu sein. War das Verhalten des Ex-Verbandschefs unangebracht? Definitiv ja! Es war falsch. Auch in einem Moment grösster Euphorie sollte man seine Gefühle unter Kontrolle haben und andere nicht in eine unangenehme Lage bringen. Das kann und sollte man kritisieren. Und der Mann wurde bestraft. Von den Journalisten, die tagelang Artikel schrieben, so dass man sich fragte, ob er ein Schwerverbrechen begangen habe, und die sich im Grossen und Ganzen einig waren, dass es

Es ist ein Hohn für all jene Frauen, die sexuelle Gewalt tatsächlich erfahren.

in der Natur der beruflichen Machtposition des Mannes liege, die Frau für seine sexuelle Übergriffigkeit auszunutzen. Bestraft auch vom Verband; seinen Job ist er los. Aber Straftat?

Hier wird ein Kuss sexualisiert, der mit Sexualität wenig zu tun hat. Hinter einem spontanen Mundkuss, ausgeführt vor laufenden Kameras und einem Millionenpublikum, wo beide sich in einem Ausnahmezustand befinden, in dem Glückshormone Flamenco tanzen, kann ich beim besten Willen nichts Erotisches erkennen. Er hat ihr nicht seine Zunge in den Hals geschoben.

Auch wenn es eher unwahrscheinlich ist, dass Rubiales dafür hinter Gitter wandert, so wirkt schon allein die mögliche Strafe am Ziel vorbeigeschossen. Es ist ein Unterschied, ob man eine Frau in einer dunklen Gasse spätnachts unaufgefordert küsst oder vor den Augen der Welt, in einem Moment der Freude, wo sie sich zu keiner Zeit in Gefahr befand. Nicht hinter jedem Kuss steckt eine verwerfliche Absicht. Wenn man einfach eine Schablone über alles stülpt – «Kein Einverständnis eingeholt? Straftat!» –, scheint mir das zu einseitig.

Der bittere Beigeschmack: Immer wieder hört man von Fällen sexueller Gewalt, bei denen die Täter keinen Freiheitsentzug oder verhältnismässig kurze Haftstrafen erhalten. Erst vergangenen November wurden in Hamburg Männer wegen Gruppenvergewaltigung einer Fünfzehnjährigen verurteilt; acht der zehn Täter erhielten Bewährungsstrafen, nur einer musste ins Gefängnis.

Wenn jetzt ein ungefragter, spontaner Freudenkuss pauschal als intime Gräueltat oder «sexuelle Gewalt» eingestuft wird, verwässert und entwertet dies den Begriff und ist ein Hohn für all jene Frauen, die sexuelle Gewalt tatsächlich erfahren.

Ich möchte nicht in einer Welt leben, in der Männern aufgrund eines kurzen Moments der Unachtsamkeit, bei dem niemand geschädigt wurde, Gefängnis droht. Ich möchte, dass Männer, die schreckliche Sexualverbrechen begehen, für lange Zeit weggesperrt werden.

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube@LadyTamara

Der mit dem Herzen boxte

Warum Graciano Rocchigiani für immer der beste Boxer Deutschlands bleiben wird.

Michael Bahnerth

Deutschland hatte einst einen Boxer, der hiess Graciano Rocchigiani. Er war einer der besten Boxer der Welt. «Rocky» nannten ihn seine Fans, «Grace» seine Freunde. Rocky wurde 54 Jahre alt und zu Lebzeiten schon ein klein wenig unsterblich. Das Ende seines Weges der Siege und Niederlagen war eine Strasse in Sizilien, die SS 121, die Palermo mit Catania verbindet. In der Nähe von Belpasso gibt es eine Tankstelle mit einer Bar, das «Pappalardo». Dort soll er getrunken haben. Das konnte er fast so gut wie Boxen.

Ein Sprecher der örtlichen Polizei sagte später: «Wir glauben, das Rocchigiani sehr betrunken war und nicht mehr genau wusste, wo er langlief.» Es war 23.30 Uhr. Es gibt Quellen, die behaupten, Rocky habe Streit gehabt mit seiner Lebensgefährtin, er soll – das war eine Schwäche von ihm – herumgetobt und dann das Haus verlassen haben und irgendwie an dieser Tankstellenbar gelandet sein.

Offenbar stand er auf von seinem Plastikstuhl neben dem Eingang, lief hinaus ins nächtliche Strassenlicht, ein paar Dutzend Meter nur. Ein Smart erfasste jenen Mann, von dem alle sagen, dass er die meiste Zeit seines Lebens auf der Überholspur verbracht habe, und verpasste ihm den letzten Schlag. Wer da auf der Strasse sein Leben liess, war der Muhammad Ali von West-Berlin.

WM 1988, EM 1991, WM 1998

Trotz dem möglichen Streit mit seiner Lebenspartnerin starb er vermutlich so glücklich, wie es ihm möglich war, glücklich zu sein. Als er noch boxte, flog ihm das Glück um die Ohren, es streifte ihn, manchmal traf es ihn, nur selten war es schmerzfrei. Das einzige tiefe Glück, das er lange kannte, war jenes eines K.o.-Schlags bei einem wichtigen Kampf. Nichts, auch ein wirklich guter Orgasmus, sagte er, könne da mithalten.

In Sizilien lebte er zusammen mit seiner letzten Partnerin Santana. 2013, schon fern der Boxringe und für immer angeschlagen, hatte er die Sizilianerin in Hessen kennengelernt. Sie war auf Geschäftsreise für die elterliche Kaffeeabrik, er betrieb einen Boxklub, das «Kraftwerk». Er, der Sohn eines sardischen Eisenlegers und einer Ber-

linerin, zog auf die Insel, lernte endlich Italienisch. Es war vielleicht das erste Mal in seinem Leben, dass er ein wenig Ruhe vor sich selbst fand und sich nicht selbst verletzte.

Sie hatten zwei Kinder, zwei und drei Jahre alt, da war ein wenig Geld von ihrer Seite her, Rocky hatte keines mehr. Ein Jahr, bevor er Santana kennenlernte, meldet er sich beim Sozialamt an. Rockys Mutter war froh, dass er «eine anständige Frau» gefunden hatte, seine übrig-

Die Mauer steht noch, aber Rocky steht die Welt offen. 10 000 Mark bekommt er für den Titel.

gebliebenen Freunde freuten sich für ihn, dass ihn das Leben nicht mehr verprügelte, sondern auch mal streichelte.

Es gab Streit um seine letzte Ruhestätte in Berlin auf dem Alten St.-Matthäus-Kirchhof in Schöneberg, zwei Jahre lang. Seine Ex-Frau und grosse Liebe, Christine, wollte zusammen mit seiner Tochter Janina aus seiner allerersten Beziehung ein üppiges Grab, einen Boxring. Sein Bruder Ralf wollte es schlichter; das Üppige siegte. Der Grabstein ist schwarz, die Inschriften golden. Zuerst sein Name in seinem Schriftzug, darunter «In liebevoller Erinnerung an unseren Weltmeister», dann seine Lebensspanne, 29.12.1963–1.10.2018. Und schliesslich seine grössten Erfolge: «WM 1988 EM 1991 WM 1998».

Als Janina im Januar 1985 in den Ring seines Lebens kam, hatte sie dort keinen Platz. Ihre Mutter auch nicht. Rocky wollte kämpfen, der beste Boxer der Welt werden und nicht Windeln wechseln und einer Frau Liebe vorspielen. Rocky haute ab. Er boxte sich hoch und durch das Leben, er trainierte und trank und prügelte, er wurde zu einer kleinen Berliner Berühmtheit schon; noch ein paar Monate, und er würde Deutscher Meister im Halbschwergewicht.

Rocky lernte seine Tochter erst kennen, als sie vierzehn Jahre alt war. Sie sitzt am Ring, schaut ihm beim Boxen zu, danach sprechen sie sich aus, ein Gespräch über Schicksalsschläge. Rocky sagte: «Uns beiden wurde klar: Die verlorenen

Jahre sind weg. Niemand kann die Uhr zurückdrehen, auch wenn man es vielleicht möchte.»

11. März 1988; vielleicht der beste Tag im Leben von Rocky. Er wird zum ersten Mal Weltmeister. In der achten von fünfzehn Runden schon, technischer K.o., er ist jetzt IBF-Weltmeister im Supermittelgewicht. Die Mauer steht noch, aber Rocky steht die Welt offen. 10 000 Mark bekommt er für den Titel. Er war dort, wo er das kleine Paradies verortete; genug Kohle, um zu leben, eine Eigentumswohnung, eine fette Karre und sonst keine Probleme.

Alles richtig gemacht: die Schule abgebrochen, die Lehre als Fensterreiniger geschmissen. Rocky war ein Boxkünstler geworden, unheimlich schnell, mit einer linken Faust, die fast schon Überschall konnte, er war zäh, von unglaublichem Instinkt, unkaputtbar irgendwie. Der Sieg katapultierte ihn aus der Unterschicht in das Licht der Halbwelt, zu all den Paradiesvögeln aus der Schattenwelt mit Vulkanrandleben und zehn Goldringen an acht Fingern.

Die Nacht vom 11. auf den 12. März war vielleicht seine beste für immer. Da waren Nutten und Zuhälter und Champagner und Rocky, der Star. Erfolgreiche Titelverteidigungen würden kommen, noch mehr Zuhälter, noch mehr Nutten, noch mehr Champagner. Und noch stehen die Mauern, seine, die ihn von der Unendlichkeit der künstlichen Paradiese abgrenzt, und jene, die Deutschland trennt. Später, als beide Mauern gefallen sind, ist Deutschland verändert und Rocky auch. Deutschland entdeckt einen progressiven Biedermeier, Rocky Joints und Kokain. Deutschland wächst, Rocky schrumpft. Da sind Verurteilungen, Gefängnis, Schläge unter die Gürtellinie. Dann kommt Christine, weil Katrin nicht gekommen ist.

Katrin ist seine Freundin, seit drei Jahren schon, Rocky glaubt, er liebe sie, zumindest manchmal. In der Nacht vor einem Kampf will Kathrin noch fernsehen im Schlafzimmer. «Eh, was soll der Scheiss?», fragt Rocky, schnappt sich die Fernbedienung und bereitet «dem Spuk ein Ende». Schweigen am andern Morgen. Rocky fährt zum Kampf in den Ballsaal des Hotels «Interconti». Für Katrin hat er einen Platz neben



«Wir greifen nach den Sternen»: Graciano «Rocky» Rocchigiani (1963–2018).

seinen Eltern reserviert. Sie kommt nicht. Er gewinnt, verbringt die Nacht poppend mit Box-Groupies, hat ein schlechtes Gewissen am Morgen danach, geht nach Hause, Katrin ist weg, das Interieur der Wohnung auch.

Er taucht unter bei Kumpels, trinkt «Bierchen» im Café «Journal», Christine zapft sie. Er zapft Christine an. Sie kommen bei seinem Trainer unter, Wolfgang Wilkes, sie lieben sich, teilen sich einen Kopfhörer und hören gemeinsam Eros Ramazotti aus dem Walkman. Kurz darauf muss Rocky das erste Mal ins Gefängnis, U-Haft, zweieinhalb Jahre wegen Menschenhandels, und Zwang zur Prostitution wird ihm vorgeworfen, eine doofe Geschichte, der Richter vermutet Fluchtgefahr. 42 Tage sitzt Rocky ein, später wird er freigesprochen.

Innerhalb der Blase ihrer Liebe konsumieren sie sich gegenseitig, liegen tagelang im Bett, hören Ramazotti, vögeln, kiffen, koksen gelegentlich und spielen Super Mario. Ausserhalb

ihrer Blase verändert sich gerade Deutschland. Das Boxen auch. Bald würden die Zuhälter und die Nutten nicht mehr vorne am Ring sitzen, sondern nur noch in der dritten Reihe.

Rocky ist gelangweilt. Hat seine Titel verteidigt, ohne dabei reich zu werden. Er ist Rocky, und dann doch nicht so ganz. Er mag nicht mehr. Lieber high sein ohne Schmerz und grossen Aufwand. Später wird er sagen: «Ich kämpfe nur noch für Kohle.» Die Kohle ist im Anmarsch, sie kommt vom Fernsehsender RTL, der will Boxen gross rausbringen. Wenn das so ist, sagt sich Rocky, wenigstens reich.

Er hat den Glauben verloren an das Wesentliche, an Fairness und Gerechtigkeit. Der Glaube wurde ihm genommen am 5. Februar 1993. Er kämpfte um die Weltmeisterschaft im Supermittelgewicht gegen den Briten Chris Eubank, der als beinahe unbesiegbare Maschine galt. Rocky liess das mit den Drogen, trainierte, brachte sich in die Form seines Lebens und verlor, ob-

wohl er der Bessere war. Das sollte sein Schicksal werden; der Bessere zu sein und trotzdem zu verlieren. Weil man den Sieg jenen zusprach, die mit dem System boxten und nicht gegen es.

Rocky hatte keinen Titel mehr, aber immer noch einen Namen und einen Ruf. Dann kam der Kampf der Lebensentwürfe, der Weltanschauungen; Rocky gegen Henry Maske, Ost gegen West, der Gentleman gegen den Underdog, das alte Deutschland gegen das neue, Strassenköter gegen Zuchthund, RTL-Promis gegen Halbweltgrössen.

Rockys Hände waren vielleicht nie so gut wie an jenem Abend am 27. Mai 1995 in der Westfalenhalle in Dortmund, dem Abend, der eine «Frage der Ehre» war. Er hatte die Ikone der Wiedervereinigung im Griff, Maske torkelte, aber er fiel nicht. Rocky hatte gewonnen, aber die Punktrichter entschieden dagegen. Der Sieger fand sich in der Niederlage wieder. Maske reagierte, wie Deutschland das auch gerne tut; er redete alles schön.

Kinder ohne Werdegang

Fünf Monate später kam es zur Revanche. Rocky hatte Rückenprobleme – ein Zwischenfall im Training drei Tage vor dem Kampf – und zehn Spritzen im Rückenmark, doch er wollte den Kampf nicht verschieben. Das hätte seiner Vorstellung von Ehre und Moral einen Schlag versetzt. Rocky verlor. Ein Jahr später boxte er den Deutschpolen Dariusz Michalczewski, auch so ein Systemliebling, Rocky war der Bessere, aber der Ringrichter war nicht auf seiner Seite, warf Rocky eine Unsportlichkeit vor.

1998: Rocky wird nochmals Weltmeister, zumindest für ein paar Tage. Er hat den US-Amerikaner Michael Nunn geschlagen, deutlich. Rocky ist zum letzten Mal ganz oben. Dann wird ihm der Titel aberkannt aus dubiosen Gründen, Rocky prozessiert, und später, als sein Leben als Boxer schon fast vorbei ist, erhält er recht und fast fünf Millionen Dollar. Er hat einen hohen Preis bezahlt; Christine ist aus dem Ring ihrer Liebe ausgestiegen, nach zwölf Jahren. Er hatte keinen Kompass mehr. Er schlug nicht mehr seit damals, er wurde geschlagen.

So hoch, wie er gestiegen war, sank er hinunter, noch tiefer als von dort, woher er gekommen war, er, der beste Boxer, den Deutschland wohl je hervorgebracht hatte, Max Schmeling hin oder her.

Er trug es mit Fassung, hatte sein *boxgym*, trainierte ein paar Talente, und er hatte eine Liebe in Sizilien. Rocky war wieder dort, wo er hergekommen war, in einem kleinen Leben, der Unterschied war nur, dass er keine grossen Träume mehr hatte. 2005, als Rockys letzter Kampf zwei Jahre zurücklag, dichtete der Rapper Bushido, auch so ein Westberliner Kind, das in der grossen Welt keinen Platz fand: «Wir sind die Unterschicht, Kinder ohne Werdegang. Wir greifen nach den Sternen und sterben dann. So ist das Leben.»

Latente Panik

Nr. 3 – «Amerikas Krieg gegen Europa»
Essay von Oskar Lafontaine

Fakt ist, dass die USA ihre Interessen mit den aggressiven Mitteln einer Grossmacht wahrnehmen. Tatsache ist aber auch, dass die Europäer einmal mehr daran sind, sich selber zu zerfleischen, und einmal mehr die Rettung auf der anderen Seite des Atlantiks suchen. Die latente Panik, dass dies diesmal durch die Wahl eines Trump nicht mehr gelingen könnte, besagt alles. Das Einfachste ist immer, die Fehler fürs eigene Versagen zuerst bei den andern zu suchen. *Werner E. Wiedmer, Biel*

Wo soll das hinführen?

Nr. 4 – «Moralputsch der Wohlgesinnten»
Alexander Wendt über Deutschland

Man kann doch die menschenverachtenden Ideologien der NSDAP und ihrer Schergen, die einen grauenvollen Weltkrieg, unsägliches Leid von Millionen Menschen und Millionen ermordeter Juden und Kriegstoter zu verantworten haben, nicht mit der AfD vergleichen! Hier wird jede Grenze der Sachlichkeit und der Vernunft überschritten und wider besseres Wissen die Fackel in die Hand genommen. Die (noch!) verbale Eskalationsspirale wird immer weiter gezogen. Aus Hysterie wird schon Wahn! Wo soll das hinführen? Ich mache mir sehr grosse Sorgen und finde die Situation unerträglich. Wie weit wollen es die Regierenden in trauer Einheit mit den Medien noch treiben? Wenn die sich nicht besinnen, haben wir irgendwann wirklich einen Mob, der Häuser in Brand setzt und Jagd auf Menschen macht, die sich in der AfD politisch engagieren, diese Partei wählen

oder sich dem Mob nicht anschliessen wollen.
Simone Fromm, Quedlinburg (D)

Auf Anhieb schockiert

Nr. 4 – «Titan aus Jerusalem»
Francis Pike über Benjamin Netanjahu

Einmal mehr hat mich das Titelbild der *Weltwoche* auf Anhieb schockiert. Wie man diesen korrupten Menschen einen bedeutenden Staatsmann nennen kann, ist mir ein Rätsel. Mit grosser Wahrscheinlichkeit wird er Israel ins Verderben führen, basierend auf den vielen Artikeln und Kommentaren, die ich in anderen Zeitungen (*NZZ, Welt, Zeit* etc.) gelesen habe. Ich hoffe natürlich, dass es nicht so kommt. Vielleicht werde ich meine Meinung noch ändern, ich habe den Artikel nicht einmal gelesen, so schockiert war ich ob dieses Aufmachers. *Heinz Kellenberger, Flawil*

En Guete!

Nr. 2 – «Das Jahr des Donald Trump»
Roger Kimball über den Ex-Präsidenten

Achtung: Trump darf nicht nochmals kommen! Putin und Orbán müssten schon lange weg. Glencore, Nestlé und Co. sind des Teufels; Erdöl und CO₂ ebenso. Die AfD («Alles fremdenfeindliche Deppen») muss verboten werden, am besten gleich zusammen mit der FPÖ und der SVP. Die einzigen Heilsbringer sind die Unterricht schwänzenden, von Regenbogen-Culture und verblödeten Gender-Sprachregelungen träumenden, aber Klima und Welt rettenden Studenten. Derweil hockt die Linke zusammen mit ihren medialen Vasallen vor dem verdorbenen und mit vegetarischer Moralin-Sauce übergossenen Grünsalat und wartet auf etwelche Eingebungen. Das mahnende Flüstern des Schicksals wird dabei ge-

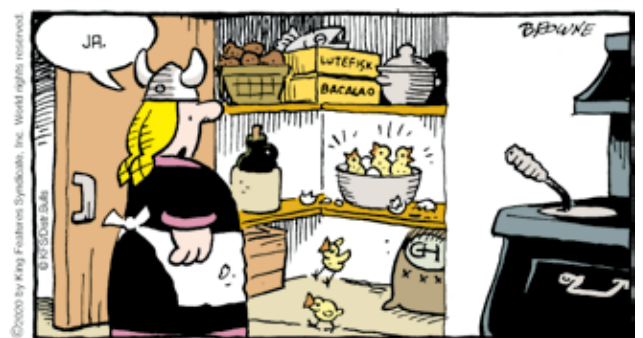
flissentlich überhört oder absichtlich falsch interpretiert. *En Guete! Arno Müller, Kappel*

Sumpf der Beliebigkeit

Nr. 1 – «Pop sei Dank»
Benjamin Bögli über Hitparaden

Zuerst dachte ich, es sei Satire – aber nein: Dem Autor ist es offensichtlich ernst mit seiner These, Pop werde immer besser, die Hitparaden seien prall gefüllt mit fabelhaften Songs! Was er damit meint, soll seine Auswahl von neun kommerziellen Hits des letzten Jahres belegen. Als jemand, der sich seit Jahren leidenschaftlich als DJ betätigt und als Redaktor mit Musik-Neuerscheinungen beschäftigt, vermisste ich hier schmerzhaft eine Botschaft, Leidenschaft, treibende Energie und Dramaturgie. Es fehlen mir klangvolle kurzweilige und fesselnde Hooks, Breaks und Melodien mit Gänsehautfaktor und Kreativität. Stattdessen spiegeln die Produkte der neuen «Pop-Helden» die zumeist seelenlose Flachheit und Hohlheit der Generation Z. Die geringe Schürftiefe zeigt sich auch in ihrer ultrakurzen Halbwertszeit, bevor sie wieder im Sumpf der Beliebigkeit versinken. Das seelische Vakuum kann auch KI nicht heilen. Darunter auch der von den Beatles verspätet veröffentlichte Song: «Now and Then» – welches Armutszeugnis! Dass selbst die beiden letzten Überlebenden der Beatles, Ringo Starr und Paul McCartney, sich nicht zu schade sind, ihr musikalisches Vermächtnis mit Hilfe von KI derart zu verwursten, ist zum Fremdschämen! Ich bin trotzdem für den Artikel dankbar, da er mich zu der Frage bringt: Ist und war Pop jemals Kunst? *Johannes Heretsch, Berlin (D)*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



NACHRUFE

Martin Horat (1944–2023) Bruno Amstad (1964–2024)



«Chli stinke muess es»: Martin Horat.

Der Kanton Schwyz steht für wahre helvetische Eigenschaften. Er hat einen Eidgenossen (Werner Stauffacher), einen Oscarpreisträger (Xavier Koller), einen Radweltmeister (Oscar Camenzind), das Schweizer Sackmesser hervorgebracht – und Martin Horat.

Der kauzige Mann aus Rothenthurm mit dem kantigen Dialekt wurde als Wetterschmöcker dank dem Fernsehen zu einem Star. Mit seinen träfen Sprüchen ging er in die Volkskultur ein: «Chli stinke muess es.» Martin Horat prophezeite das Wetter aufgrund der Beobachtung von Waldameisen. Sein Handy benutzte er zwar nur in Ausnahmefällen. Dennoch kannte er die «Kniffe» der Moderne ganz genau. Was die Diskussion um Klimaveränderung, steigende Temperaturen und schwindende Gletscher betrifft, hatte er eine klare Meinung: «Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Und ob der Mensch wirklich an allem schuld ist, wird sich erst in ferner Zukunft sagen lassen.» An die Klimajugend richtete er die Botschaft: «Verschwendet eure Zeit nicht mit Demonstrieren. Wegen ein paar Menschen auf der Strasse ändert sich das Klima nicht.»

Doch Horat war kein «Klimaleugner». Mit dem Studium der Wettergeschichte in den Chroniken des Klosters Einsiedeln erarbeitete er sich ein erstaunliches Wissen: «Damit die grossen Seen wieder zufrieren, braucht es nicht nur eine längere Kältephase, sondern auch eine

ganz besondere Konstellation. Es muss früh schneien – und dann wieder wärmer werden. Dadurch gelangt kaltes Schneewasser in den See, das bei einem neuerlichen Temperaturabfall besser gefriert.»

Als Händler von Landwirtschaftswerkzeugen kam Horat in der ganzen Deutschschweiz herum. Sein gefragtestes Produkt waren Sensen, die archaisch anmutenden Mähwerkzeuge, mit denen sich das Gras selbst auf steil abfallenden Hängen mähen lässt. Mit seinem bis unters Dach mit Materialien und Werkzeugen vollgestopften Subaru lieferte er sie bis in die entlegensten Bergtäler aus. Quasi auf dem Vorbeiweg erfand er eine neue Sportart: den «Handmäh-Wettkampf». Schon bei der ersten Schweizer Meisterschaft in den 1980er Jahren nahmen achtzig Aktive teil. Heute werden in der (nichtolympischen) Disziplin sogar Europameisterschaften durchgeführt.

Horat strebte aber nicht nach überregionalen oder gar internationalen Meriten. Seine Heimat war das «alte Land Schwyz», wie er stolz sagte – seine wichtigsten Orientierungspunkte waren die Mythen: «Diese Berge haben etwas Magisches an sich; jedes Mal, wenn man sie sieht, wird einem in Erinnerung gerufen, wie klein und vergänglich die Menschen sind.» Nun ist Martin Horat 79-jährig gestorben. Die Schweiz trauert um einen ihrer speziellsten Botschafter und um einen unvergleichlich lebenswürdigen Menschen. *Thomas Renggli*

Sich auf die Spuren eines Fremden zu begeben, ist im Allgemeinen eine aufregende Sache. In diesem Fall ist der Fremde ein Sänger, der kürzlich gestorben ist. Bruno Amstad ist am 25. Januar mit 59 Jahren einem Krebsleiden erlegen und gehörte in der grossen Schar der Musiker zu den eher weniger Berühmten.

Dabei hat er nie nur für den kleinen Kreis eingeweihter Kenner gesungen. Er war Stimmkünstler und sah seine Stimme vornehmlich als bewegliches, lebendes Instrument. Eigentlich war er ein Anverwandlungskünstler, der seine Kunst wie die eines Schauspielers begriff; seine vokale Bandbreite und sein gestalterisches Vermögen waren grenzenlos: Der Mann aus Stans konnte eine Samba so bei-läufig wie nötig performen, er war ein Meister der Obertöne, dass es einem ganz jenseitig werden konnte; er riss sich den Blues mit rauer Intensität aus dem Leib und war zudem «ein Orpheus des elektronischen Zeitalters», wie es Peter Rüedi einmal in dieser Zeitung schrieb (*Weltwoche* 20/2007).

Live muss er mindestens *mind-blowing* gewesen sein: «Amstad knattert, knistert, rauscht, krächzt, flüstert, wimmert, wummert, brummt, röchelt, hechelt, stöhnt, schreit und flüstert», so Rüedi damals. Nur ein paar wenige CDs (die meisten aber im Studio aufgenommen) mit seinem atemberaubenden Gesang gibt es von und mit ihm, unter anderem mit Christy Doran's New Bag, Asita Hamidi's Bazaar und live mit Sandro Schneebelis «Scala Nobile», und schon nach kurzem Hinhören wird man daran erinnert, dass die Voraussetzung jeden Lauts die Stimme ist. Und so kann man nur dringlichst raten, sich auf die Suche nach den vielen Stimmen von Bruno Amstad zu begeben. *Thomas Würdehoff*



Grenzenlos: Bruno Amstad.

Die fixen Ideen der Bundesverwaltung

Die Legislaturplanung des Bundes nimmt kaum Rücksicht auf das, was in der Realität passiert.



Wenn man die soeben veröffentlichte Botschaft des Bundesrats zur Legislaturplanung 2023–2027 liest, erahnt man einen Hauch von dem, was man die Macht der Bürokratie nennt. Da werden die zahlreichen Ziele und Projekte der Bundesverwaltung der nächsten Jahre so dargelegt und so interpretiert, wie man diese in den Amtsstuben sieht, durch die Staatsbrille – und dann wird noch um die Zustimmung des Parlaments zu dieser Botschaft gebeten.

Durch den ganzen Bericht zieht sich das Ziel, die Schweiz sei institutionell auf die EU auszurichten oder an die EU anzubinden, um das gegenseitige Verhältnis möglichst gut zu pflegen. Etwa mit den Worten: «Um die Beziehungen der Schweiz zur EU zu vertiefen, möchte der Bundesrat neue Abkommen in Bereichen, die im gegenseitigen Interesse liegen, abschliessen und bestehende Abkommen aktualisieren.»

Und unbeirrbar werden Klischees mit realitätsfremden Behauptungen zementiert, so etwa: «Der hindernisfreie Zugang zum EU-Binnenmarkt ist das Kernstück des Pakets.» Als ob die Schweizer Firmen ohne das «Paket» keinen Zugang hätten. Und im gleichen Atemzug wird dann noch erwähnt, dass «ein regelmässiger Beitrag der Schweiz an die Kohäsion innerhalb der EU ebenfalls Teil des Pakets» sei.

Der ganze Text, der bis ins Jahr 2027 zielt, erweckt den Eindruck, als gäbe es draussen in der normalen Welt kaum irgendwelche Widerstände gegen eine solche Politik. Als laufe die Maschine wie geölt und müsse auf jeden Fall so laufen.

Aufschlussreich ist etwa auch, wie die Verwaltung eine «Politik für einen zukunfts-fähigen Finanzplatz Schweiz» sieht.

Dominierendes Wort ist da «Informationsaustausch». So sollen die Schweizer Rechtsgrundlagen an die massgebenden Standards des internationalen automatischen Informationsaustauschs der OECD in Steuer-sachen angepasst werden, um so die internationalen Regeln ins Schweizer Recht zu über-führen. Rechtsübernahme auf breiter Front als Mittel zur Ertüchtigung des Finanzplatzes.

Und mit Blick auf die EU steht der «auto-matische Informationsaustausch über Finanz-konten zur Förderung der Steuerehrlichkeit bei internationalen Sachverhalten» auf dem Tapet. Auch die Transparenz von juristischen Personen und die Identifikation der wirtschaftlich Berechtigten an juristischen Personen und Rechtseinheiten sollen etabliert werden, auch dies in Anlehnung an das, was sich im Ausland entwickelt und in die Schweiz drückt.

Den Schweizer Finanzplatz stärken heisst aus Verwaltungssicht eigentlich: harmonisieren mit dem Ausland, ohne gross zu abzu-wägen, was dem Inland guttäte.

Die Armee-Show

Die Armee hat zwei publikumsträchtige Gross-anlässe abgesagt, dies mit Verweis auf die angespannte finanzielle Lage. Die für August geplante Luftfahrt-Show «Airspirit 24» in Emmen und der Anlass «Defense 25» der Bodentruppen vom nächsten Jahr werden gestrichen.

Die Armeeführung nimmt also zwei spekta-kuläre Anlässe aus dem Programm, mit denen

sie beim Publikum viel Goodwill gewonnen hätte. Für die Luftwaffen-Show hätte man mit rund 80 000 Besuchern gerechnet.

Was ist das Kalkül dahinter? Die Armeever-waltung kann sagen, sie habe angesichts des Geldmangels möglichst rational und effizient gehandelt und einfach mal das gestrichen, was ohnehin nicht viel zur Verteidigungstüchtig-keit und damit zu ihrem Kerngeschäft bei-trage: Verzicht auf reine Show-Elemente, auf Verzierung.

Aber die Wahrscheinlichkeit ist hoch, dass eine andere Rationalität hinter den Annul-lierungen steckt: Die Armeeführung ist un-gehalten darüber, dass sie finanziell so knapp gehalten wird, und streicht extra diejenigen Leistungen aus dem Angebot, die besonders begehrt sind. Die Plagegeister, die beim Geld klemmen, sollen die Folgen schmerzlich zu spüren bekommen.

Die Departementsführung ist in einer ähn-lichen Situation wie eine Firmenführung, die sparen muss. Um aus der Finanzklemme herauszukommen, könnte die Armee natür-lich die Bürokratisierung reduzieren, aber das ginge gegen die eigenen Ziele der Verwaltung, die gerne gross ist und viele Leute beschäftigt. Es wäre ein Mühen und Leiden, das sich nicht publikumswirksam vermarkten liesse.

Der Entscheid, dort zu kürzen, wo es der Gegenseite weh tut, ist aus VBS-Sicht folge-richtig. Aber damit streicht die Armee nicht nur einfach oberflächliche Show-Teile, sondern ein Angebot, mit dem sie beim Volk Unterstützung gewinnen kann, also etwas, was wichtig wäre für ihr Kerngeschäft Verteidigung.

STÄDTE

Das bedrohte Wien



Wien ist sozusagen ein Gesamtdenkmal: Innere Stadt mit Peterskirche und Stephansdom.

Wer schon einmal einen Städtetrip nach Wien gemacht hat, ist meist begeistert vom alten Glanz der Habsburgermonarchie.

Seite 54

Stadtbild, Denkmalschutz, Ensembleschutz – alles lästige Hindernisse bei der Verwirklichung von Bauprojekten.

Seite 57

Hält der Trend zum Abbruch an, wird das alte Wien, wie wir es kennen und lieben, im laufenden Jahrhundert untergehen.

Seite 58

Wiener Abriss-Kultur

Das alte Wien mit seiner Architektur von Barock bis Jugendstil wird seit Jahren zerstört. Die Welt verliert ein einzigartiges Kulturerbe. Lässt sich der Wahnsinn noch stoppen?

Roland Vorlauffer

Das 1847 im neugotischen Stil erbaute Haus stand fest an dieser stark befahrenen Ecke unweit der Wiener Ringstrasse. Errichtet wurde es seinerzeit noch ausserhalb der Stadtmauern, die erst ein paar Jahre später abgetragen wurden, um der Prachtstrasse Platz zu machen. Direkt an der Ecke zum Donaukanal gelegen, war der markante Eckturm weithin sichtbar. Die Fassade war einfach gehalten, mit Stuck wurde sparsam, aber kunstvoll umgegangen. Im Erdgeschoss bot das alteingesessene Kaffeehaus «Urania» seinen Gästen Kaffee und Kuchen bei Altwiener Ambiente.

Nachdem das Haus mehrfach den Besitzer gewechselt hatte, landete es im Besitz eines grossen Immobilieninvestors. Der witterte ein lukratives Geschäft und ging zwar rechtskonform, aber durchaus skrupellos vor, um einen Abriss durchzusetzen. Obwohl in dem Haus die meisten Wohnungen unbefristet vermietet waren, liess er mit behördlicher Genehmigung den oberen Teil des Turms und das Dach abtragen. Die Mieter wurden ihrem Schicksal überlassen, Behörden sahen zu, Mieterschutzvereine waren offenbar machtlos. Das unbewohnbar gewordene Haus leerte sich allmählich und wurde schliesslich 2022 komplett abgerissen. Bis heute klafft an der Stelle eine Baulücke. Beispiele wie dieses finden sich viele im Wien des neuen Jahrtausends.

Spekulant und Lokalpolitiker

Man fragt sich, wie solche Vorgänge möglich sind in einer Stadt, die für ihren imperialen Auftritt und den gut erhaltenen Altbaubestand berühmt ist. Man möchte denken, dass es in Wien wohl einen gutfunktionierenden Stadtbildschutz gibt, dass alte Bauwerke vom Denkmalschutz geschützt und von den Eigentümern geschätzt werden. Doch nein, die Realität sieht anders aus. Laut unabhängiger Denkmalschützer wurden allein seit der Jahrtausendwende rund 500 Altbauten abgerissen! Und in den allermeisten Fällen nicht, weil sie baufällig waren. Es waren, kurz gesagt, gut dokumentierte Fälle von Bauspekulation. Die

in Wien angesiedelte Initiative Denkmalschutz (ID) dokumentiert seit 2008 viele Fälle, schaltet sich in Verfahren ein und kämpft um jedes erhaltenswerte Haus.

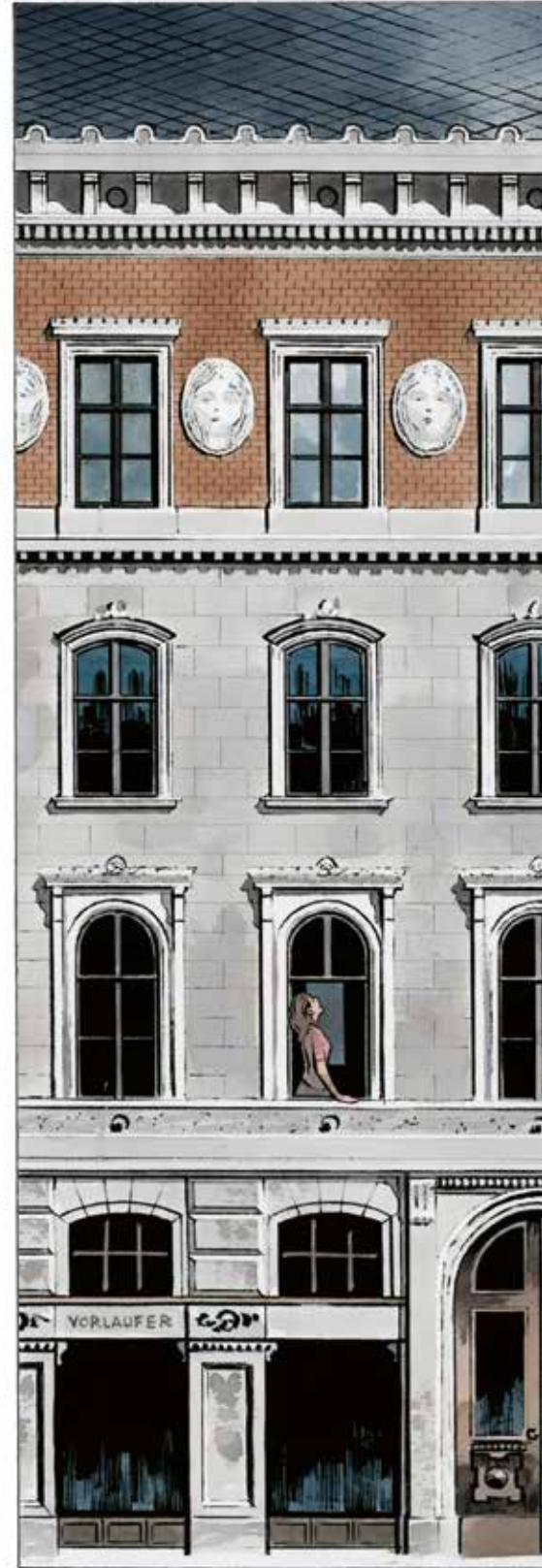
Wer schon einmal einen Städtetrip nach Wien gemacht hat, ist meist begeistert vom alten Glanz der Habsburgermonarchie. Die Ringstrasse, namensgebend für die späte Epoche der Monarchie, umschliesst den historisch be-

«Die Sozialdemokratie macht sich ihre Spekulationsopfer im Wohnungsbereich selbst!»

deutenden Kern, das als Unesco-Weltkulturerbe besonders geschützte Zentrum Wiens. Die Ringstrassenzeit fällt etwa zusammen mit der Gründerzeit, welche die grossen Städte Europas infolge der Industrialisierung stark anwachsen liess. So schrieb das österreichische Denkmalamt 1996 in seinem Almanach für Denkmäler, «dass sich die Substanz in Wien wie in kaum einer anderen europäischen historischen Metropole – vor allem in ihrer Ausprägung als Weltstadt des 19. Jahrhunderts – fast unversehrt erhalten hat und Wien daher als «Denkmal Grossstadt» diesbezüglich globale Bedeutung zukommt». Wien ist sozusagen ein Gesamtdenkmal.

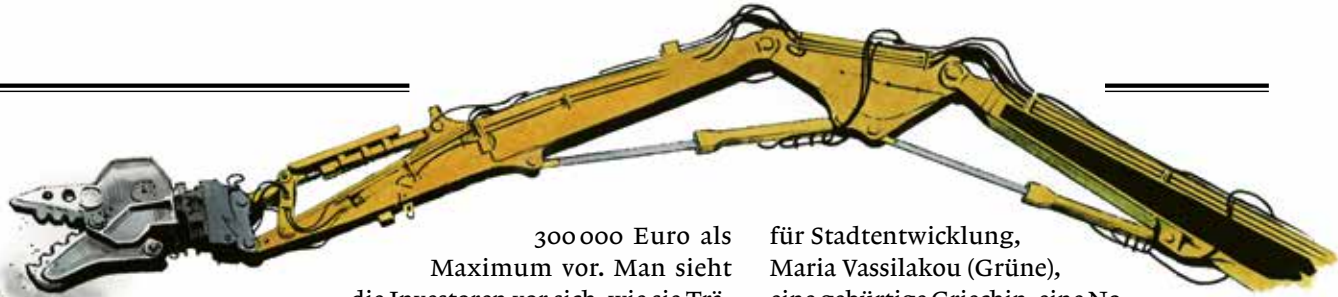
Natürlich sind von profitorientierter Abriss-tätigkeit die Prachtbauten am Ring, wie das Parlament, die Oper oder das Burgtheater, nicht betroffen. Auch im Schönbrunner Schlosspark werden keine Apartment-Anlagen errichtet. Touristen, die nur ein paar Tage in Wien sind, merken von der Problematik nichts. Die Gründerzeitbebauung zieht sich mancherorts weit hinaus in die Vorstädte, wohin es Reisende selten verschlägt. Die Abbrüche betreffen Nebenstrassen, stille Altwiener Ecken, Villenviertel ebenso wie Arbeiterbezirke.

Die Gründe dafür sind vielfältig und lassen sich nicht nur mit dem Immobilienboom und der Skrupellosigkeit von Investoren erklären. Es gibt zwar endlich strengere Auflagen, aber immer noch zahlreiche Hintertüren, die von



Man denkt, es sei Satire.

Spekulant schamlos genutzt werden. Hinzu kommen Lokalpolitiker, die oft genug fahrlässig agieren, manchmal wird Bauspekulation sogar aktiv unterstützt. Der grüne Gemeinderat David Ellensohn brachte es 2002 schon auf den Punkt, als die Stadt Wien ein gemeindeeigenes Paket von attraktiven Altbauten weit unter Wert auf den Markt warf: «Die Sozialdemokratie macht sich ihre Spekulationsopfer



300 000 Euro als Maximum vor. Man sieht die Investoren vor sich, wie sie Tränen lachen. Gründerzeithäuser müssen Neubauten oft deshalb weichen, weil Letztere aufgrund niedrigerer Raumhöhen mehr Stockwerke, mehr vermarktbare Fläche bieten. Ein weiterer Grund für den Abbruch ist oftmals auch das Mietrecht. Es gibt Mietzinsobergrenzen in Häusern, die vor 1945 errichtet wurden – egal, ob verlottert oder luxussaniert. Mit Neubauten lassen sich Mietforderungen bis zur Schmerzgrenze ausschöpfen. Allerdings werden 80 Prozent der neuen Wohnungen ohnehin verkauft, nicht vermietet. So lassen sich also gigantische Profite erwirtschaften. Für diese Verlockungen greifen Immobilienfirmen tief in die Trickkiste.

Knapp ausserhalb der Schutzzone

Dabei existieren seit spätestens 2018 relativ wirksame Mittel, um der Abrisswelle Einhalt zu gebieten. Bis dahin gab es einerseits unter Denkmalschutz gestellte Gebäude oder in einer Schutzzone stehende Gebäude. Allerdings wurden die Schutzzone, eine Erfindung der siebziger Jahre, trotz wiederholter Empfehlung des Gesetzgebers nur marginal erweitert. Die dafür zuständigen Politiker in den Bezirken gingen, das kann man aus heutiger Sicht klar erkennen, äusserst fahrlässig mit der Problematik um. Sie wussten um die Notwendigkeit von Schutzzone, sahen den Abbruchwellen aber tatenlos zu – oder schufen Umstände, die Abbrüche sogar begünstigten. Wie beim eingangs beschriebenen Fall des neugotischen Hauses. Es lag knapp ausserhalb einer Schutzzone.

Die Schutzzone schützen nur das äussere Erscheinungsbild. Das führt wiederholt dazu, dass Gebäude komplett abgerissen werden und nur die Fassade stehenbleibt. Dann entsteht faktisch ein kompletter Neubau. Schutzzone schützen übrigens nur Häuser, die auch vom öffentlichen Stadtraum aus sichtbar sind. Steht eine Villa in einem grossen Garten hinter Bäumen, besteht gar kein Schutz. Der unbedarfte Bürger, der das zum ersten Mal hört, denkt, es sei Satire.

Inwieweit Regionalpolitiker absichtlich der Immobilienwirtschaft in die Hände arbeiten, bleibt im Dunkeln. Bislang wurden keine Fälle publik. Jedoch ist klar, dass Politiker hier einen schweren Stand haben. Sie sollen einerseits der Wirtschaft Spielraum lassen, andererseits das historische Stadtbild schützen und für leistbaren Wohnraum sorgen. Die Immobilienwirtschaft jedenfalls unterhält zu allen politischen Lagern gute Beziehungen, so viel lässt sich anhand einiger Beispiele belegen. Als 2018 die Vizebürgermeisterin und Ressortleiterin

für Stadtentwicklung, Maria Vassilakou (Grüne), eine gebürtige Griechin, eine Novelle der Bauordnung bekanntgab, die ab einem Stichtag für jeden Abriss eines Altbaus ein Genehmigungsverfahren vorsah, nutzten Bauträger noch rasch die verbleibende Zeit, um der Neuregelung zuvorzukommen. Innerhalb weniger Monate wurden mehr als fünfzig Häuser entweder gleich ganz abgerissen oder in einen Zustand gebracht, der auch nach dem Prüfungsverfahren nur mehr den Abbruch zur Folge hatte. Mittlerweile hat sich die Zahl der Abbrüche auf 25 bis 30 Althäuser pro Jahr eingependelt – so zumindest offizielle Zahlen. Ein klarer Überblick lässt sich schwer herstellen, da die notwendigen Informationen nicht verlässlich gesammelt werden. Und beruhigend sind selbst die offiziellen Zahlen ganz und gar nicht.

Das Bundesdenkmalamt, ein chronisch unterbesetztes Amt, spielt oft eine fragwürdige Rolle. Es sind zahlreiche Fälle dokumentiert, in denen das Bundesdenkmalamt trotz augenscheinlicher Besonderheiten eines Bauwerks keinen Denkmalschutz gewährt hat – worauf meist der Abriss folgte. Das liegt am engen gesetzlichen Spielraum, der nur wirklich

Das Prajo-Logo ist sozusagen das Totenkopfsymbol für Wiener Altbauten.

herausragende Architektur als schützenswert vorsieht. Ändert sich die Gesetzeslage nicht, ist Wien, das Gesamtkunstwerk, wohl verloren. Dann stehen in einigen Jahrzehnten zwischen gesichtsloser Allerweltsarchitektur nur noch vereinzelt Solitärbauten, museale Schaustücke zur Erinnerung an vergangene Zeiten.

Es boomt das Abbruchunternehmen

Der Wiener Abrissboom lässt auch andere Unternehmen aufblühen, so zum Beispiel das Abbruchunternehmen Prajo. Es ist auf Abbrucharbeiten spezialisiert, gefühlt werden 90 Prozent aller Abbrüche in Wien von Prajo erledigt. Keiner macht es so günstig wie Prajo. Prangt die typische Platte mit dem Firmenlogo an einer Hausfassade, dann weiss man: Dieses Haus steht nicht mehr lange. Das Prajo-Logo ist sozusagen das Totenkopfsymbol für Wiener Altbauten.

Man kennt diese Geschichten aus allen Grosstädten der Welt, warum sollte es in Wien anders sein. Immobilienunternehmer sehen Städte offenbar mit anderen Augen. Sie sehen Profitmöglichkeiten, wo andere ein geschichtsträchtiges Haus betrachten. Stadt-

im Wohnungsbereich selbst! Der Herr Faymann [damaliger Baustadtrat und späterer Bundeskanzler] und «Wiener Wohnen» verkaufen in dilettantischer Manier, in finanzpolitisch dilettantischer Manier und in sozialpolitisch dilettantischer Manier, Eigentum der WienerInnen, und das ist eine Zumutung».

Der Strafraum für Abbrüche ohne behördliche Bewilligung sieht heute 30 000 bis

WIRTSCHAFT

René Benkos Immobiliengeschäfte und ihr Einfluss auf Wiens Stadtbild

Über René Benko wurde zuletzt im Zusammenhang mit der Insolvenz seiner Signa Holding viel berichtet. Der umtriebige Immobilienmagnat engagierte sich nicht nur in New York, Hamburg, Zürich, München und Bozen, sondern auch in Wien. Eine ganze Reihe von Immobilien des Premium-Segments sind Teil des Wiener Signa-Portfolios.

Das grösste mediale Aufsehen erregte der Kauf des alten Stammhauses des österreichischen Möbelhauses Leiner (heute Kika-Leiner) in der Mariahilferstrasse. Der Eigentümer war aufgrund von Schwierigkeiten beim Mutterkonzern Steinhoff in Notlage, ein Konkurs drohte, 6000 Arbeitsplätze waren in Gefahr. Der damals erst seit wenigen Monaten im Amt befindliche österreichische Kanzler Sebastian Kurz, ein angeblich guter Freund Benkos, wusste von dessen Wunsch, ein Premium-Kaufhaus nach Vorbild des Berliner Luxuskaufhauses KaDeWe in Wien entwickeln zu wollen. Es ergab sich eine für alle Beteiligten günstige Lage: Wenn Benko das Stammhaus, ein grosses Grundstück in zentraler Lage, kaufte, wäre das Möbelhaus Leiner, wären Arbeitsplätze gerettet – ein Pluspunkt für den jungen Kanzler. Der Konkurs wäre abgewendet. Und Benko hätte eine einmalige Gelegenheit, eine solche Lage zu erwerben. Zumal der Verkäufer unter Zeitdruck stand.

Gericht am Feiertag geöffnet

Es wird kolportiert, dass Benko in den Tagen zwischen Weihnachten und Silvester 2018 das Geschäft für 60 Millionen Euro in bar aus einer eigenen Privatstiftung machte. Sebastian Kurz, der amtierende Kanzler, trat als Vermittler auf, sein damaliger Justizminister Josef Moser liess an einem Feiertag das Bezirksgericht öffnen und besetzen, um den Handel rechtskonform abzuwickeln. Die Regierung feierte den Immobilienmagnaten als Retter von Arbeitsplätzen, während Benko selbst sich die Hände rieb. Der Handel entpuppte sich für ihn als Schnäppchen, da die Raiffeisen Bank International AG kurze Zeit später eine Hypothek von über 95 Millionen Euro auf die Liegenschaft gewährte. Um es deutlich zu machen: Die Immobilie wurde um ein gutes Drittel unter Wert verkauft.

Aber Benkos gute Beziehungen zu Politik, Finanz und Justiz sollten sich noch wei-

ter auszahlen. Der Kauf wurde Benko durch eine sogenannte Überrechnung der Umsatzsteuer versüsst. Er zahlte nur den Nettobetrag von 60 Millionen Euro. Ein normalerweise mühsamer Vorgang, der seinen Weg erst durch die Instanzen hätte gehen müssen.

An der prominenten Stelle sollte nun ein Kaufhaus im Premium-Segment entstehen. Ein Totalabriss des teilweise historisch wertvollen Bestandes war geplant. Die im betreffenden Bezirk regierenden Grünen mussten nur noch vom Grossprojekt über-



Die Bauarbeiten ruhen:
geplantes Luxuskaufhaus «Lamarr».



Der Rest ist Geschichte:
Ex-Tycoon Benko (l.), Ex-Kanzler Kurz.

zeugt werden. Dies gelang mit der Planung eines grünen Parks auf dem Dach der Liegenschaft, der für die Allgemeinheit zugänglich sein soll. Mit der Zustimmung der Politiker wurde 2022 mit dem Bau begonnen. Das neue Luxuskaufhaus der KaDeWe Group soll «Lamarr» heissen, benannt nach der austro-amerikanischen Filmdiva Hedy Lamarr. Für diesen Zweck kaufte die Signa auch noch den Nachlass und die Namensrechte der Schauspielerinnen.

Ein halbes Jahr nach dem Immobiliendeal erwarb die Signa auch die Möbelhauskette Kika-Leiner, so der Name des Unternehmens. Beobachter der Vorgänge ahnten damals schon, dass es hier kein Happy End geben wird. Fünf Jahre später, im Mai 2023, verkauft Benko die Kika-Leiner-Immobilien an die deutsche Supernova-Gruppe für rund 350 Millionen Euro. Das operative Geschäft des Möbelhauses geht an den österreichischen Investor Hermann Wieser, der das Unternehmen umgehend in den Konkurs schickt. Etwa 1900 Arbeitnehmer verlieren schlussendlich ihre Arbeit. Erste Vorwürfe von Insolvenzverschleppung seitens der Signa werden laut.

Keinerlei Haftungen

Der Rest ist Geschichte. Im November 2023 stellt die Signa-Holding einen Antrag auf Insolvenz in Eigenverwaltung. René Benko gibt den Vorsitz des Signa-Beirats ab, wobei die Privatstiftung der Familie Benko weiterhin grösster Gesellschafter der Signa bleibt.

Die österreichische Recherche-Plattform Addendum.org veröffentlichte schon vor Jahren aufschlussreiche Signa-Internas. René Benko verfügt demnach über keine Geschäftsführungsfunktionen und trägt dadurch keinerlei Haftungen, sitzt weder in Aufsichtsgremien der Signa noch in Geschäftsführungspositionen irgendwelcher ihrer Tochterunternehmen und auch nicht im Vorstand der Signa Holding GmbH oder bei deren Aushängeschild, der Signa Prime Selection AG. Nun hat er auch keine Funktion mehr im Beirat. Allerdings geht aus einer anonymen Anzeige, die bei der österreichischen Wirtschafts- und Korruptionsstaatsanwaltschaft (WKStA) eingegangen ist, hervor, dass Benko faktisch wohl doch Geschäftsführer seiner Unternehmen ist, dies aber nur gekonnt verschleiert werde.

Die WKStA prüft derzeit einen Anfangsverdacht wegen gewerbsmässigen Betrugs und betrügerischer Krida (betrügerischer Herbeiführung der Zahlungsunfähigkeit laut österreichischem Strafbuch).

In dieser Woche wurde Insolvenz für die KaDeWe-Group angemeldet, die Auswirkungen auf das Kaufhausprojekt «Lamarr» sind unklar. Die Bauarbeiten ruhen.

Roland Vorlauffer



Bürgerproteste ignoriert: Hopfhaus an der Donaufelder Strasse – vorher, nachher.

bild, Denkmalschutz, Ensembleschutz – alles lästige Hindernisse bei der Verwirklichung von Bauprojekten. Und je leichter es ist, an billiges Geld für die Finanzierung zu kommen, desto mehr Ansporn gibt es, Bauprojekte in Angriff zu nehmen. Der eigentliche Skandal sind nicht die Praktiken einiger Unternehmer, sondern die löchrige Gesetzgebung für eine architekturhistorisch so bedeutende Stadt.

Vermögenslage? Unwichtig!

Markus Landerer, Vorstand der Initiative Denkmalschutz, erklärt: «Selbst in Schutz-zonen kann abgerissen werden. Dafür gibt es zwei Optionen, die wirtschaftliche und die technische Abbruchreife.» Letztere erklärt sich von selbst, schwere Baumängel wie etwa Einsturz-gefahr sind ein gewichtiger Grund für einen Abbruch. Bei der wirtschaftlichen Abbruch-reife wird es interessant. Der Eigentümer kann einen Teil der Kosten einer Hausrenovierung mit Geldern aus dem Wiener Altstadt-erhaltungsfonds decken. Ist die-

ser Zuschuss jedoch zu niedrig, klafft also eine Finanzierungslücke zwischen Eigen-finanzierung und Hilfe aus dem Fonds, besteht wirtschaftliche Abbruchreife.

Was bei privaten Eigentümern oder kleinen Eigentümergemeinschaften nachvollziehbar ist. Aber gut drei Viertel aller Althäuser Wiens gehören nicht privaten Eigentümern, sondern grossen, finanzstarken Unternehmen. Und die sollten doch imstande sein, eine simple Haus-renovierung zu stemmen. Das wären sie wohl,

Die Käufer, meist wohlhabende Nichtwiener, nutzen ihre Wohnungen für zwei, drei Opernbesuche im Jahr.

aber wenn es andere Pläne gibt, greifen sie zur Option wirtschaftliche Abbruchreife. Denn: Die Vermögenslage des Eigentümers spielt hier keine Rolle! Eine Renovierung ist laut Gesetz in diesen Fällen wirtschaftlich nicht zumut-bar. Landerer: «Einer finanzstarken Firma ist es also laut Gesetz wirtschaftlich nicht zumut-

bar, ein durchschnittlich gut erhaltenes Haus zu sanieren.»

Beton kommt zum Einsatz

Abbruchbewilligungen wurden bis 2018 aber auch aus noch groteskeren Gründen erteilt. Wenn etwa ein Biedermeierhaus mit nur einem Stockwerk zwischen zwei dreistöckigen Gründerzeithäusern in einer Schutzzone stand, konnte es abgebrochen werden, weil es in seiner Art anders war als die Umgebung. Hier spielte nicht einmal der Bauzustand eine Rolle, das ältere Haus zog den Kürzeren.

Nachdem eine Studie ergeben hatte, dass Wien mit Hotels unterversorgt ist, vor allem im Luxussegment, wetteifern Investoren um die besten Plätze. Im Zentrum gibt es keine freien Bauplätze mehr, und Abrisse sind dort – mit seltenen Ausnahmen – wegen des Weltkultur-erbes verboten. Somit bleibt nur die Möglich-keit des Umbaus von alten Gebäuden. Und mit diesen wird nicht zimperlich umgegangen. Nicht selten werden sie gänzlich entkernt, die historisch erhaltene Raumstruktur wird völlig verändert, Beton kommt zum Einsatz. Die Erdgeschosse werden zu Garagen-einfahrten, die alten, oft über mehre-re Stockwerke in die Tiefe reichenden Keller zu Garagen umfunktioniert. Dasselbe Schema sieht man immer öfter bei Wohnimmobilien. Die Käu-fer, meist wohlhabende Nichtwiener, nutzen ihre Wohnungen für zwei, drei Opernbesuche im Jahr, darüber hinaus stehen sie leer oder werden an Touris-ten vermietet. Aber das ist eine andere Geschichte.

Die Innere Stadt, wie das Wiener Zen-trum offiziell heisst, verkommt lang-sam zu einem Fall wie Venedig. Das echt Wienerische verschwindet und weicht einer Wien-Folklore, die den



Griff in die Trickkiste: Schuberturm im Originalzustand (l.), im Umbau (M.) und heute (r.)



«Die Baukultur im Wien des 21. Jahrhunderts ist im Keller»: Panorama von Valentin A. Heck, 1873.

Wo Wien noch Wien ist

Josefstadt

Der kleinste Wiener Bezirk, gleich hinter dem Rathaus bietet alles – von barocken Plätzen bis zu prunkvollem Historismus.

Nussdorf und Grinzing

Eine Zeitreise durch die biedermeierliche Kahlenberger Strasse von Nussdorf nach Grinzing.

Innere Stadt

Das alte Zentrum bietet fast geschlossene Altstadtbebauung, besonders bezaubernd sind Franziskanerplatz, Freyung und die Gassen um den Judenplatz.

Drasche-Park

Ein versteckter Park im Wiener Bezirk Wieden, umgeben von späthistorischer und sezessionistischer Architektur.

Hietzing

Im Alt-Wiener Nobelbezirk die grossbürgerlichen Villen um den Hügelpark, nicht weit vom Schoss Schönbrunn.

Besuchern vorgespielt wird. Die imperiale Kulisse dient als Stimmungshintergrund für maximalen Profit am Tourismus. Hauseigentümer treiben Geschäftsmieten in ungeahnte Höhen, so manches Kaffeehaus sieht

«Selbst in Schutzzonen und im Weltkulturerbe darf beliebig neu gebaut werden.»

sich mit Monatsmieten konfrontiert, die das Jahreseinkommen eines Normalsterblichen weit übertreffen. Künstler haben die Kaffeehäuser schon lange nicht mehr gesehen, stattdessen jedoch Massen von Urlaubern, die vor den Eingängen Schlange stehen.

Ein neues Berlin-Hohenschönhausen?

Die Viertel ausserhalb der Ringstrasse geraten immer mehr unter Druck. Die neue Architektur, die an die Stelle der Althäuser gesetzt wird, entspricht nicht den Ansprüchen einer Grossstadt Wien. Bei allem Verständnis für den Wunsch der Wirtschaft, freien Handlungsspielraum zu haben, ohne Störfeuer aus politisch-ideologischen Gründen, braucht es hier ein stärkeres Eingreifen der Politik. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Politik absichtlich passiv bleibt.

Man hat den Eindruck, dass irgendeine unsichtbare Kraft die Investoren und Architekten dazu anleitet, Wien langsam in ein zweites Berlin-Hohenschönhausen zu verwandeln.

DDR-Vorstadt-Tristesse statt Gründerzeit-Charme. In der Wiener Bauordnung gibt es zudem keine Regelungen für die äussere Gestaltung von neuerrichteten Bauwerken.

Georg Scherer, Betreiber des Blogs Wien-Schauen.at, dokumentiert seit 2018 die Vorgänge in Wien: «Wird nach Abrissen neu gebaut, regiert völlige Beliebigkeit: hochwertige Gestaltung und Rücksicht auf die Umgebung sind vielfach Fremdworte. [...] Selbst in Schutzzonen und im Weltkulturerbe darf völlig beliebig neu gebaut werden. [...] Die Baukultur im Wien des 21. Jahrhunderts ist im Keller.» Greift die architektonische Banalität weiter um sich, hält der Trend zum Abbruch weiter an, wird das alte Wien, wie wir es kennen und lieben, im laufenden Jahrhundert untergehen.

Oder es kommt zu einer Trendumkehr. Die Immobilienpreise fallen seit einiger Zeit. Gegenüber 2022 ist ein Rückgang von mehr als 12 Prozent zu verzeichnen, und die Bankkredite werden teurer. Die bereits abgerissenen Barock-, Biedermeier-, Gründerzeit- und Jugendstilhäuser sind jedoch für immer verloren.

Roland Vorlauffer ist Illustrator in Wien.

LITERATUR UND KUNST

Elton John besitzt eine riesige Kunstsammlung. Jetzt versteigert er einen wichtigen Teil davon.

*Benjamin Bögli,
Seite 66*

Herausgegeben von Daniel Weber



Ferner als die Sonne.

Arnold Böcklin, Die Lebensinsel, 1888 – In Erinnerung geblieben von Arnold Böcklin (1827–1901) sind seine Toteninseln, fünf Varianten hat er gemalt. Sie waren ein kleiner Aufschrei gegen die Zeit, den Realismus. Schönfärberisch war er, der Realismus, an der Grenze zur Verlogenheit, eine diffuse Verherrlichung der Wirklichkeit, in der die Schatten der Realität oft ausgeblendet wurden.

Da war keine seelische Tiefe, keine Spiritualität, kein Idealismus, nur das Hier und Jetzt zählte, das für das Wirkliche gehaltene, die sichtbare Welt, in der es nur ein Geheimnis gab, die Wirklichkeit selbst.

Da malte Böcklin, gesundheitlich angegriffen, latent depressiv und beleidigt von der Zeit und den Göttern, dass sie ihn nicht küssten und dahin trugen, wo er sich sah, ganz oben auf dem Olymp, die Toteninsel, die Realität des Todes, das Ende von allem, auch der Wirklichkeit, und öffnete die Grabkammer des Realismus und öffnete den Blick auf all die Welten jenseits der Wirklichkeit. «Non omnis moriar» steht gehauen im Fels der Grabkammer, «Ich werde nicht ganz sterben». Der Künstler verlässt die Welt, sein Werk nicht.

Ein paar Jahre später malte er «Die Lebensinsel», kaum einer kennt dieses Gemälde, dieses «Gefilde der Seligen», dieses Symbol der Glück-

seligkeit, diesen Antagonismus zum Sterben, diese Menschen, die in einem kleinen Paradies tanzend versinken, als ob die Welt durchdrungen sei von Unsterblichkeit und ewiger Schönheit, und der Tod ein vernachlässigbares Etwas aus einer Welt ferner als die Sonne.

So liegt die Erfahrungsrealität des Menschen, wie schon seit seinem Anbeginn und jenseits aller gesellschaftlichen Strömungen, zwischen diesen beiden Inseln der Extreme. Und so spannen wir ein Seil zwischen diese beiden Inseln und balancieren uns hin und her. Wir fallen hinunter, steigen wieder auf, so lange, bis uns nur noch eine Insel bleibt. *Michael Bahnerth*

Die Frau bleibt ein Geheimnis

Ist die Frau treu? Oder wankelmütig? Mit Odysseus' Gattin Penelope und der Witwe von Ephesus liefert die Antike starke Belege für beides.

Kurt Steinmann

Homer: Odyssee. Aus dem Griechischen übersetzt von Kurt Steinmann. Penguin TB. 448 S., Fr. 24.90

Petronius: Satyricon. Ein antiker Schelmenroman. Aus dem Lateinischen übersetzt von Kurt Steinmann. Manesse, 2004

Die Treue der Penelope ist sprichwörtlich: Zwanzig Jahre wartet sie auf die Rückkehr ihres Gemahls und weist die zahlreichen Freier, die sie bedrängen, als vorbildlich treue Ehefrau so lange zurück, bis Odysseus schliesslich heimkommt und sie ihn in ihre Arme schliessen kann. Sie hatte sich all die Jahre hindurch geschworen, lieber im Tod bei Odysseus zu sein, als dass sie einem anderen Mann folge.

Allerdings gibt es schon antike Quellen, die bestreiten, dass Penelope Odysseus treu geblieben sei. Sie klagen sie an, es mit Amphinomios oder mit allen Freiern abwechselnd getrieben zu haben, und sagen, dass die Frucht dieser Verbindung der monströse Gott Pan gewesen sei. Dazu ist zu sagen, dass die Welt es bekanntlich liebt, das Hehre in den Dreck zu ziehen und hohe Ideale nach dem Massstab der eigenen Unzulänglichkeit zu diskreditieren.

Indisch-buddhistischer Ursprung

Indes hätte Odysseus dieses Fremdgehen durchaus verdient. Bei der Zauberin Kirke, die 22 seiner Kameraden in Schweine verwandelte, verlebte der «Treue» nämlich ein ganzes Jahr in wonneseliger Lust. Und bei Kalypso auf der Insel Ogygia genoss er das Wohlsein ganze sieben Jahre, obwohl er ihrer Umarmungen mit der Zeit überdrüssig wurde. Und das auf Anstand bedachte Königstöchters Nausikaa weckte in ihm sanfte, uneingestandene Empfindungen; er verspricht beim Abschied, sich ihrer täglich zu erinnern.

Nach der Treue der Frau nun der Bericht über die Flatterhaftigkeit des Weibes, eine

Geschichte, die von Boccaccio stammen könnte, aber viel älter ist und wahrscheinlich in ihrem Grundmotiv indisch-buddhistischen Ursprungs ist. Wir halten uns hier an die lateinische Fassung in der Übersetzung von Kurt Steinmann.

Im Roman «Satyricon» des Petronius (gest. 66 n. Chr.) zieht der Dichter Eumolpus wortreich über die Wankelmütigkeit des weiblichen Geschlechts her: Die Frauen verliebten sich leicht und ohne Bedenken, vergässen rasch sogar ihre Kinder, und kein Weibsbild sei so sittsam, dass es sich nicht aus Liebe bis zum Wahnsinn aus der Bahn werfen liesse. «Die bitterste Satire, die jemals gegen den weiblichen Leichtsinn gemacht worden ist», nennt Lessing die Geschichte der «Matrona von Ephesus». Sie ist ungemein köstlich, frivol und entlarvend.

Eine würdige Dame, die einen tadellosen Ruf besass, hatte ihren Mann verloren. In massloser Trauer beklagt sie den Verblichenen und folgt ihm in die unterirdische Gruft. Sie beweint die



Frivol und entlarvend: Witwe von Ephesus.

Leiche ohne Unterlass und will sich zu Tode hungern. Eine treuergebene Magd klagt mit ihr. In der ganzen Stadt wird die Frau als Muster treuer Liebe bewundert.

«Unterdessen liess der Statthalter der Provinz einige Banditen ans Kreuz schlagen in der Nähe jener Todeskammer, wo die Dame den frischen Leichnam beweinte. Als nun in der folgenden Nacht der Soldat, der die Kreuze bewachte,

«Was nützt es dir, wenn du verhungerst, wenn du dich bei lebendigem Leib begräbst?»

damit niemand eine Leiche zur Bestattung herunterhole, zwischen den Grabmälern ein auffällig helles Licht blinken sah und das Wehklagen hörte, überkam ihn, lasterhaft neugierig, wie eben Menschen sind, das heftige Verlangen, in Erfahrung zu bringen, wer da wohl sei und was er eigentlich treibe.

Also stieg er in die Gruft hinab, und als er eine wunderschöne Frau erblickte, blieb er zuerst, als hätten ihn Ungeheuer und höllische Trugbilder verstört, wie angewurzelt stehen. Wie er darauf die daliegende Leiche bemerkte und die Tränen und das von Fingernägeln zerkratzte Gesicht wahrte, zog er daraus den naheliegenden Schluss, dass hier ein Weib sich in Sehnsucht nach seinem dahingeschiedenen Mann verzehre.

Nutzlose Klagerufe

Da brachte er seine karge Ration mit ins Grabgewölbe und begann der untröstlichen Witwe zuzureden, sie solle doch nicht in zwecklosem Schmerz verharren und nicht mit nutzlosen Klagerufen sich das Herz zerreißen; allen blühe dasselbe Ende und dieselbe Ruhestätte – und führte auch noch all die übrigen Trostsprüche ins Feld, die tiefverwundete Seelen wieder gesunden lassen.

Aber die Tröstung des Unbekannten erschütterte sie nur, so dass sie sich noch ungestümer auf die Brust schlug, sich die Haare ausraufte und sie über die Leiche vor



Hohe Ideale: Penelope, auf Odysseus wartend.

ihren Füßen hinstreute. Doch der Soldat gab sich nicht geschlagen, sondern sprach ihr erneut Mut zu und versuchte dem armen Weib Nahrung zu reichen, bis die Magd, vom Duft des Weines verführt, erst selber auf die freundliche Einladung widerstandslos ihre Hand ausstreckte, dann, erquickt von Speis und Trank, zum endgültigen Schlag gegen die Verstocktheit ihrer Herrin ausholte und sagte:

«Was nützt es dir, wenn du verhungerst, wenn du dich bei lebendigem Leib begräbst [...] Willst du nicht wieder ins Leben zurückkehren? Nicht diese irriige Vorstellung des weiblichen Geschlechts von dir abschütteln, als dürfe man nicht so lange wie möglich die Wonnen des Lebens auskosten? Gerade die vor dir liegende Leiche müsste dich mahnen, zum Leben ja zu sagen!»

Niemand hört es ungern, wenn man ihn drängt, Nahrung zu sich zu nehmen und am Leben zu bleiben. So liess die Frau, vom mehrtägigen Fasten ausgetrocknet, wie sie war, ihre Verstocktheit aufbrechen und stopfte sich nicht weniger mit Esswaren voll als die Magd, die schon zuvor die Waffen gestreckt hatte. Nun wisst ihr ja, was einen Menschen, wenn er sich satt gegessen hat, meist anzufechten pflegt. Mit denselben Lockworten, mit denen er wirkt hatte, dass die Dame zu ihrer Lebenslust zurückfand, rückte der Soldat auch ihrer Sittsamkeit zu Leibe.

Der keuschen Frau kam der junge Mann weder ungestalt noch mundfaul vor [...] Was säume ich länger? Auch diesen Körperteil liess die Frau nicht länger darben, und seine Überredungskunst rief den Soldaten an bei-

den Fronten zum Sieger aus. Also lagen sie beieinander, nicht nur in jener Nacht, in der sie Hochzeit feierten, sondern auch am folgenden und am dritten Tag [...] Nun ergötzte sich der Soldat ebenso an der Wohlgestalt der Frau wie

Sie feiert den Triumph des Willens zum Leben über den Trieb zur Selbstausslöschung.

an dem geheimen Treiben, kaufte zusammen, was er sich bei seinen bescheidenen Mitteln leisten konnte, und trug es gleich bei Einbruch der Dunkelheit in die Gruft.

Wie daher die Eltern eines der Gekreuzigten merkten, dass der Wachdienst lässig versehen wurde, holten sie nachts die am Marterholz hängende Leiche ihres Sohnes herunter und erwiesen ihm den letzten Liebesdienst. So wurde der Soldat übers Ohr gehauen, während er pflichtvergessen auf der faulen Haut lag. Wie er aber am nächsten Tag eines der Kreuze ohne Leiche vorfand, bekam er Angst vor dem Henker und schilderte der Frau, was vorgefallen war; er wolle den Richterspruch gar nicht erst abwarten, sondern selber seine Pflichtversäumnis mit dem Schwert ahnden. Sie möge ihm nur einen Platz zum Sterben gewähren und die verhängnisvolle Gruft als gemeinsame letzte Ruhestätte ausersehen.

Liebe ist stärker als der Tod

Die Frau jedoch, ebenso mitleidvoll wie sittsam, sagte: «Nein, mögen dies die Götter verhüten, dass ich zu gleicher Zeit die zwei Leichen der zwei mir liebsten Menschen sehen muss! Lieber will ich den Toten drangeben als den Lebendigen umbringen.» Entsprechend diesen Worten liess sie ihn den Leichnam ihres Gatten aus dem Sarg heben und an jenes Kreuz schlagen, das leer stand. Der Soldat zog Nutzen aus dem fabelhaften Einfall dieser gewitztesten aller Frauen, und am nächsten Tag wunderten sich die Leute, wie wohl der Tote auf das Kreuz hinauf gelangt sei.»

La donna è mobile: so lautet das augenscheinliche Fazit der Geschichte um die Witwe von Ephesus. Die Geschichte feiert aber auch den Triumph des Willens zum Leben über den Trieb zur Selbstausslöschung und stimmt das Hohelied darauf an, dass das Leben immer den Vorrang hat vor Konventionen, dass die Liebe stärker ist als der Tod und dass der Tod zur Quelle des Lebens wird.

Ob Penelope oder Witwe von Ephesus: Die Frau bleibt ein Geheimnis.



«Die Hölle, das sind die anderen.»
Kennst du dich so wenig?

Kurt Steinmann

Ein Leben, viel zu schnell

Michael Bahnerth

Michel Layaz: Louis Chevrolet.
Aus dem Französischen von Yla M. von Dach.
Die Brotsuppe. 168 S., Fr. 34.90

Da ist Louis Chevrolet, 62-jährig, arm, krank, in Detroit, sein Leben hat keine Geschwindigkeit mehr, er ist zu schwach geworden, um nicht mehr aufzugeben. Eine Handvoll Gehirnblutungen hat er schon hinter sich, die nächste wird seinen Motor für immer abwürgen. Er weiss es, er ist im Tunnel, und plötzlich ist es ihm, als ob er ins Licht führe, nur ganz kurz.

Er verspürt eine Klarheit, als ob er in einem Rennwagen sitzen und das Gaspedal durchdrücken würde, er spürt das Leben, zum letzten Mal. Seine Frau ist bei ihm, Suzanne, Louis sagt: «Vielleicht habe ich einfach kein Glück gehabt.»

Der Motorenflüsterer

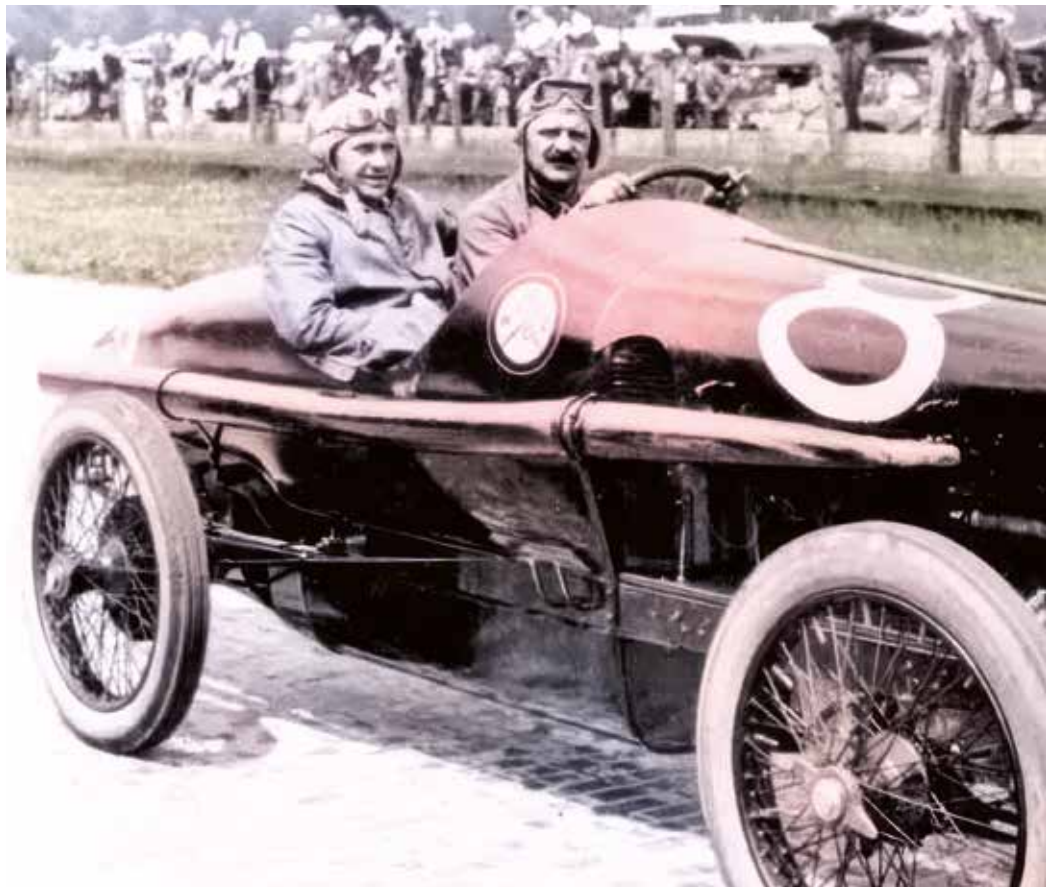
Louis Chevrolet (1878–1941), der Bub aus La Chaux-de-Fonds, der in Frankreich zum Mann wurde, später in den USA zum Rennfahrer «The daredevil Frenchman», Motorenentwickler war er, Autobauer, Kettenraucher und ein unfähiger Geschäftsmann. Louis verstand Motoren viel besser als Menschen, und ein Auto lenken konnte er viel virtuoser als sein Leben steuern, das er immer wieder mal gegen die Wand fuhr. Weil er seine innere Antriebswelle, die aus Träumen Realität werden

*Ausser Geschwindigkeit
liebte er Crèmeschnitten.
Jeden Tag ass er eine.*

lässt, stets überlastete. Er konnte fast alles, nur nicht den Fuss vom Gas nehmen. Ausser Geschwindigkeit liebte er seine Frau, später seine Kinder, seine Geschwister und Crèmeschnitten. Jeden Tag ass er eine.

Die Welt, das war für ihn etwas, «das unter den Rädern meines Autos vorbeizieht», am besten schnell. Keiner damals in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts war so schnell wie Chevrolet. 1906 fuhr er mit 191,5 Kilometern pro Stunde und sich selbst in den Status einer Legende. Er begann Autos zu entwickeln, er, der Motorenflüsterer, zuerst für Buick, später gründete er mit seinem Partner William Durant, einem freundlichen Mann ohne Herz, dem späteren Gründer von General Motors, die Chevrolet Motor Car Company in Detroit.

Es lief gut, da und dort stotterte der Motor des Geschäftes hin und wieder, aber sie hatten Fahrt aufgenommen. Natürlich hatte sich Louis übers



Verstand und Genie: Arthur und Louis Chevrolet am 500-Meilen-Rennen in Indianapolis, 1916.

Ohr hauen lassen, gleich dreimal. Er gab seinen Namen, liess sich mit 1,7 Prozent Firmenanteil abspesen, und nach einem Streit mit Durant verkaufte er seinen Anteil. Chevrolet war fortan ein Auto ohne Louis Chevrolet. Er baute jetzt Rennwagen, zusammen mit seinem Bruder Arthur, den Frontenac, für das 500-Meilen-Rennen in Indianapolis, verletzte sich, sah seinen Beifahrer sterben, später seinen jüngeren Bruder Gaston. Frontenac ging während der Wirtschaftskrise das Benzin aus, Louis entwickelte mit Arthur fortan Flugzeugmotoren, die beiden hatten nicht dieselbe Flughöhe, Louis, das Genie, und Arthur, der Verstand, der ihn später wahnsinnig werden und sich erhängen liess.

Unerklärliche Komplexität des Daseins

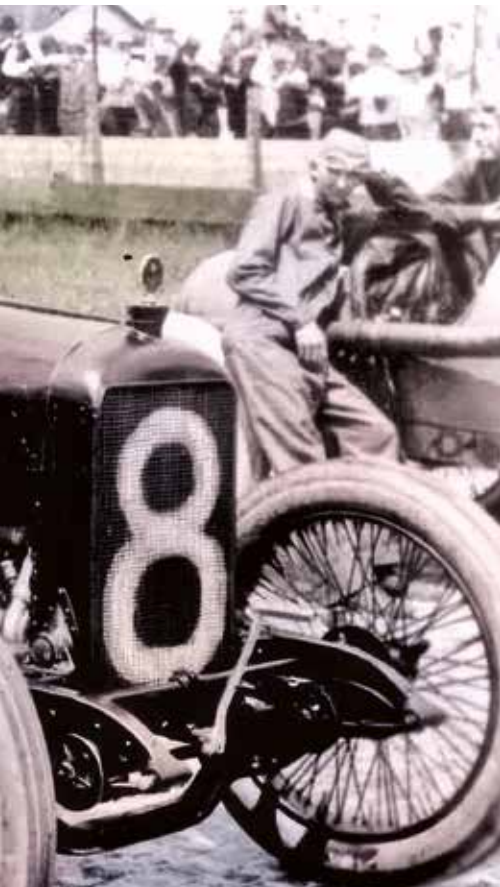
Da war kein Geld mehr für Crèmeschnitten, Louis war bankrott, und da war keine Kraft mehr, aus dem Nichts erneut das, jetzt endlich, ganz Grosse auf rollende Räder oder in den Himmel zu bringen. Um seine Familie durchzubringen, seine Frau und seine beiden Söhne, liess er sich als Mechaniker bei Chevrolet anstellen, da hatte er schon kein Blut mehr im Benzin. Ein Jahr arbeitete er in dem Unternehmen, das seinen Namen trug, dann ereilte ihn der erste Hirnschlag. Am 6. Juni 1941 ereilte ihn der letzte.

Da ist Michel Layaz, Schriftsteller, sechzigjährig, ein Schweizer aus Lausanne. Er hat in dreissig Jahren vierzehn Bücher geschrieben,

wurde lange still und leise ausgezeichnet. Erst mit dem Roman über den Schweizer Maler Louis Soutter, dessen Leben im Licht begann und dann zuerst im Schatten, später in der Dunkelheit versank, wurde er über den Röstigraben und ein bisschen auch über die Landesgrenzen hinaus bekannt. Für «Louis Soutter, probablement» erhielt er 2017 den Schweizer Literaturpreis.

Layaz hat, offenbar, ein Faible für Menschen, denen das Leben alles gegeben und im Laufe der Zeit wieder genommen hat. Jene Existenzen, die nicht anders können, als stets balancieren zu müssen zwischen ihrem Wahn und ihrer Wirklichkeit, ihren Träumen und Realitäten, ihren Visionen und ihren Dämonen. In diesen Sphären findet Layaz seine nüchternen, einfachen Sätze, die wunderbar und manchmal wunderbar Licht in die unerklärliche Komplexität eines Daseins werfen.

Man liest seinen «Chevrolet», als ob man auf einer der schönsten Strassen der Welt auf dem Beifahrersitz an der Landschaft und dem Leben vorbeiziehen würde, nie wird die Fahrt eintönig, und Louis am Steuer fährt vielleicht nie so gut wie in diesem Moment. Es spielt keine Rolle, dass Louis' Frau Suzanne, die ihm ihr Leben geschenkt hat, eher blass bleibt, man ahnt Suzanne vielmehr, als dass man sie begreifen kann, wie andere Figuren auch. Aber das ändert nichts am Lichtblick der Momente, in denen Louis sein Leben mit dem eigenen teilt.



«Rechter Hand, linker Hand, alles vertauscht»

Jürg Altwegg

Jean Améry: Der neue Antisemitismus.
Cotta TB. 128 S., Fr. 27.90

«De Gaulle fiel», lautet sein erster Satz, der Essay stammt aus einer Zeit, in der «Anti-Zionismus» noch mit Bindestrich geschrieben wurde. Der französische Staatspräsident hatte eine Abstimmung verloren und umgehend seinen Rücktritt eingereicht.

Man schrieb das Jahr 1969, der Essay erschien unter dem Titel «Der ehrbare Antisemitismus». Sein Verfasser war als Hans Mayer in Österreich zur Welt gekommen, hatte Auschwitz überlebt und nannte sich fortan Jean Améry. Weil er mit der deutschen Kultur nichts mehr zu tun haben wollte, publizierte er in den frühen Nachkriegsjahren zunächst nur für Schweizer Medien. Zu «bewältigen» gab es für ihn nichts mehr, er blieb ein lebenslänglich «Überwältigter».



«Onanisten übertreiben das Prinzip der Autarkie.»

Kurt Steinmann

Jüngst hat ihm Irene Heidelberger-Leonard eine exzellente Biografie gewidmet. Sie betreut die Ausgabe seiner Werke und hat jetzt, da Jean Améry ein bisschen in Vergessenheit geraten ist, seine Schriften zum Thema Juden

Auch an die Kungeleien der Araber mit den Nazis im Zweiten Weltkrieg erinnert Améry.

und Israel in einem schmalen Band zusammengefasst. Kompetent rekapituliert sie in ihrem Vorwort die Position des linken Jean Améry und die Reaktionen seiner Zeitgenossen: «Der Medienliebling stürzte ab», der «Selbstdenker wurde suspekt».

Verklärung der Palästinenser

Andere Formulierungen indes irritieren. Etwas vage bezeichnet Heidelberger-Leonard die israelische Siedlungspolitik als «rückhaltlos». Netanjahu unterstellt sie «Freundschaften» mit dem «Aggressor Putin» und dem «Antisemiten Viktor Orbán» – ist Ungarn nicht das für Juden sicherste Land in Europa? Den Schock, unter dem «Der ehrbare Antisemitismus» entstand, illustriert sie mit einem Slogan der 68er Bewegung: «Schlagt die Zionisten tot, macht den Nahen Osten rot».

An den Anfang ihrer Anthologie stellt die Herausgeberin Amérys letzten Essay: «Mein Judentum». Es war ihm fremd, es «definierte sich ausschliesslich über die Nürnberger Rassengesetze». Der Autor beschreibt seine – katholisch geprägte – Jugend als Kind einer Kriegswitwe, das in ärmlichen Verhältnissen aufwuchs. Inzwischen aber unterstreiche er «bei jeder sich bietenden Gelegenheit: Ich bin Jude.» Der Text erschien 1978 – in dem Jahr, in dem Jean Améry seinem Leben auf dem Höhepunkt seiner Verzweiflung und seines Ruhms ein Ende setzte.

«Mir auch, mir auch», war Améry nach Charles de Gaulles Rücktritt wie einem «Heine'schen Grenadier zumut». Merkwürdigerweise verliert er kein Wort über den Mai 68, in dem die Studenten de Gaulle als faschistischen Diktator empfanden und «Wir sind alle deutsche Juden» schrien, als er ihren Anführer Daniel Cohn-Bendit des Landes verwies. Im Anschluss an den Sechstagekrieg im Jahr zuvor hatte de Gaulle die Juden als «herrisches und selbstsicheres Volk» kritisiert und die Waffenlieferungen an Israel eingestellt.

Améry erwähnt ihn nur, weil der französische Uno-Delegierte in New York das Erdbeben des Rücktritts in Paris mit der Bemerkung «C'est l'or juif» kommentierte – das Gold der Juden. Kein «Dementi», stellt Améry voller Entsetzen fest: «Rechter Hand, linker Hand, alles vertauscht.»

Alles, was seither die grosse Umkehrung ausmacht, ist in diesem Essay angelegt. Die Verklärung der Palästinenser – drei Jahre vor dem Attentat bei den Olympischen Spielen von München – zu den neuen Widerstandskämpfern. Auch an die Kungeleien der Araber mit den Nazis im Zweiten Weltkrieg erinnert Améry. Er ahnt den kommenden Durchbruch der Auschwitz-Lüge ins linke Lager und thematisiert die grassierende «Meinungs-erpressung» mit den sechs Millionen ermordeten Juden, die vielleicht nur fünf waren. Er geißelt den semantischen Unfug mit den «besetzten Gebieten» und den Rollentausch von Opfern und Tätern.

Das Gleiten der Begriffe widerspiegelt sich in seinem Text: Am Ende schreibt er Antizionismus ohne Bindestrich, er hat sich vom Zionismus entkoppelt und verselbständigt sich als Variante, als neue Fratze des Antisemitismus. Geläufig war damals noch der Begriff «Neger», den der Autor im Zusammenhang mit den Black Panthers verwendet. Sie verrieten die Allianz, «die den Juden an den Neger kettete». Ahnungsvoll schreibt Jean



Lebenslänglich Überwältigter:
Autor Améry.

Améry von einem «grossen Versöhnungsfest», das der Leser als Party der perversen (widernatürlichen) «Woke»-Allianz nach dem Pogrom zu verstehen versucht ist. Als «Versöhnungsfest» der Minderheiten nach der Opferung des Sündenbocks, «indem man den Juden dem Neger zum Frass vorwirft».

Lotse im Weltmeer der Literatur

Karl Lüönd

Charles Linsmayer: 19/21 Synchron global. Ein weltliterarisches Lesebuch von 1870 bis 2020 mit 135 Originalbeiträgen. Th. Gut. 656 S., Fr. 43.90

Ein «weltliterarisches Lesebuch» komponieren mit Texten, die 135 Autorinnen und Autoren von 1870 bis 2020 in 24 Sprachen geschrieben haben. Dazu für jeden Autor ein Kurzporträt von 2100 Anschlägen verfassen (das ist etwa halb so lang wie dieser Artikel). Autorenfotos gibt es nicht, dafür heitere Federzeichnungen von Claudio Fedrigo. Muss man besessen sein, um so etwas zu wagen? Nicht zwingend, aber es hilft!

«Frühling der Gegenwart»

Der Herausgeber dieses eigentlich unmöglichen Buchs, Charles Linsmayer, 78, ist der unermüdlichste Literaturpublizist der Schweiz: ein Entdecker, Schatzgräber, Bearbeiter, Biograf, Interpret. So hat Linsmayer ab 1980 die vierzigbändige Edition «Frühling der Gegenwart» herausgegeben und damit Tausenden von Lesern die Begegnung mit vergessenen Werken der Schweizer Literatur ermöglicht. Sie stammen nicht nur von deutschsprachigen Autoren; die starke Ex Libris ermöglichte die Übersetzung bedeutender Werke aus den anderen Landessprachen.

Indem er jedem Buch ein ausführliches Nachwort über die Entstehungsgeschichte sowie die zeit- und geistesgeschichtlichen Zusammenhänge beigab, ermöglichte Linsmayer auch dem lesenden Normalmenschen die Wiederentdeckung und Einordnung mancher vergessener Schönheit. Ohne ihn wäre zum Beispiel der aufwühlende Ketzler-

Linsmayer steuert beharrlich gegen den Druck des schnellen Produzierens und Vergessens.

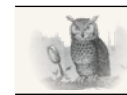
Roman von Alfred Fankhauser, «Die Brüder der Flamme», ein Sittenbild des alten Bernbiets, nicht zustande gekommen. Seine Nachworte schreibt der Herausgeber verständlich wie ein Journalist; deshalb haben sie ihn wohl nie zum Professor gemacht. Immerhin hat ihm die Universität Basel 2005 die Ehrendoktorwürde verliehen.

Linsmayer hat dem lesenden Publikum über die Jahre hinweg zahllose Entdeckungen ermöglicht. Suhrkamp übernahm die Idee und liess ihm Raum und Geld für das «Weisse Programm Schweiz».

Linsmayers Arbeit steuert beharrlich gegen den kommerziellen Druck des schnellen Produzierens und Vergessens. In seinen langen Arbeitstagen organisiert er auch Veranstaltungen wie die Hottinger Literaturgespräche oder Ausstellungen. Noch wohnt und arbeitet der Einzelgänger in einem idealen Altbau im Zürcher Englischviertel, dem Quartier der Literaten. Jedoch wollen die Eigentümer umnutzen, und so hat er sich vorsorglich schon mal etwas im Aargau gesichert. Aber mit 32 000 Büchern und einem riesigen Archiv umzuziehen, wird schlecht gehen. «Ich habe schon muldenweise Bücher in die Verbrennungsanlage Leutschenbach gebracht. Es war, als ob ich meine Kinder weggejagt hätte», sagt er.

Vielleicht fällt der Stadt Zürich oder privaten *landlords* etwas Besseres ein, damit Linsmayers Lebenswerk erhalten bleibt.

Der soeben erschienene Band «19/21 Synchron global» kommt einem entgegen wie ein Buffet: mit lauter Überraschungen und vielen versteckten Leckerbissen. Küchenmeister Linsmayer, aus unermüdlicher Leselust schöpfend, ordnet die Texte – und es sind erstklassige Au-

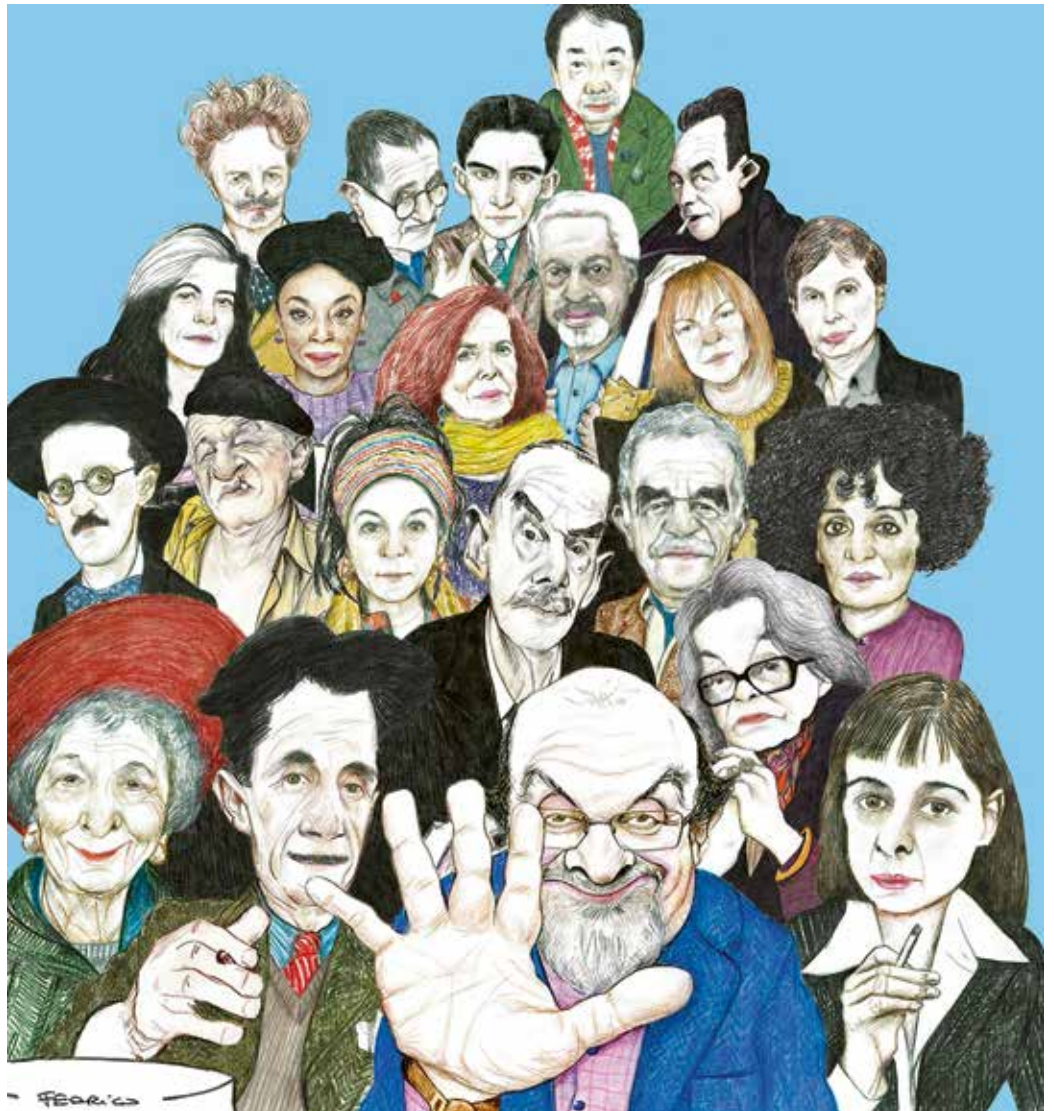


«Dogma: gefrorene Wahrheit.»
Kurt Steinmann

toren dabei, zum Beispiel Elias Canetti, Salman Rushdie, Václav Havel, Vladimir Nabokov und andere – nach einem diskreten pädagogischen Muster. Er beginnt bei der «Köstlichkeit des Schreibens», geht über zu den grossen Themen wie Wahrheit, Freiheit, Ausgrenzung, Kolonialismus und Krieg, biegt ab zu den individuellen Befindlichkeiten (etwa mit Jean-Paul Sartre, Thomas Mann, Nelly Sachs) und nimmt die Kurve zum Persönlichen: Liebe, Leidenschaften, Familie, Tod.

Versteckte Leckerbissen

Es sind angenehme Leseportionen, auch für das Ende von strengen Tagen. Und die Kurzporträts der Autoren sind unglaublich dicht und gehaltvoll. Wer anders, der auf dieser literarischen Flughöhe unterwegs ist, hat es bisher gewagt, Giganten wie Lew Tolstoi, James Joyce, Franz Kafka oder Bertolt Brecht auf einer einzigen Buchseite zu porträtieren?



Unermüdliche Leselust: Autoren der Weltliteratur.

Linsmayer hat es mit Anstand geschafft. Er sagt, an manchen dieser Texte habe er während zweier Wochen immer wieder gearbeitet. Und allein um die Abdrucksrechte einzuholen, hat er annähernd zwei Jahre lang korrespondiert. «Es hat sich gelohnt», sagt er, «wenn es gegen die Enge und Kleingläubigkeit der Schweiz angeht, wo man halt lieber das hat, was auf dem eigenen Mist gewachsen ist. Den Blick öffnen auf die Welt da draussen, das ist doch, was wir benötigen!»

Denkt selber!

Daniela Niederberger

Wolfgang Müller: Nachgefragt:
Anthroposophie. Info 3. 112 S., Fr. 19.90

Ein herrlich schmales Büchlein! So ganz anders als die dicken Schinken, die man sonst von und über Rudolf Steiner sieht. Autor Wolfgang Müller beantwortet häufig gestellte Fragen zu Steiner und seinem Werk, jeweils auf zwei, drei Seiten. Was glauben Anthroposophen? Was will die Waldorfpädagogik anders machen? Wie konnte Rudolf Steiner das alles wissen? War Steiner Antisemit?

Die erste Frage ist eine der häufigsten Suchanfragen zur Anthroposophie im Internet. Sie führe auf eine falsche Spur, schreibt Müller. Die Anthroposophie versteht sich nicht als Glaube im Sinn von Religionen. Steiner sprach von einer «Erkenntnisbewegung». Die Menschheit sei in einer neuen Phase, in der die Menschen nicht mehr nur Offenbarungen folgen sollten, sondern zu eigenem Erkennen aufgerufen seien. Nun gehen ja aber Steiners eigene Erkenntnisse bis in tiefste Dimensionen. Ist das nicht auch wieder eine Offenbarung, fragt Müller selber und schreibt: «Steiner sah das Problem.»

Unübliche Blickrichtung

Manche eigneten sich beim Lesen seiner Bücher zwar neue Begriffe an, schrieb Steiner, aber der geistige Prozess sei der gleiche, wie wenn sie ein Kochbuch läsen. Steiner ging es nicht um etwas Pfannenfertiges. Auch bat er erfolglos darum, «nichts auf Autorität und Glaube hinzunehmen, was ich jemals gesagt habe und sagen werde». Trotzdem kam es schon bald zu einer «teilweise fragwürdigen Verehrungshaltung» um den «Doktor» (Müller). Steiner sagte einmal entnervt: «Was nützt es denn, wenn wir den Leuten immer und immer wieder sagen, wir seien keine Sekte, wenn wir uns so verhalten, wie wenn wir eine Sekte wären?»

Zur Frage, was die Waldorfpädagogik anders macht, schreibt der Autor: Sie habe eine andere Blickrichtung als sonst üblich. Man

geht nicht von dem aus, was das Kind später können muss. Man fragt: Wie kann dieses junge Wesen seine Persönlichkeit altersgerecht entwickeln? Dann wird klar, weshalb bei Kindern Augen und Hände eine andere Rolle spielen als bei Jugendlichen.

Enormer Output

War Steiner technikfeindlich? Nein. Steiner-Schulen haben zwar diesen Ruf, aber auf Rudolf Steiner könnten sie sich nicht berufen. Im Gegenteil: Dieser war an technischen Dingen höchst interessiert und kannte sich bestens aus damit.

War er Antisemit? Müller: Da müsse man die Dinge schon sehr verdrehen. Steiner engagierte sich im «Verein zur Abwehr des Antisemitismus» und registrierte «mit Schaudern» den Einfluss der Antisemiten. Oft wird eine Passage von 1888 zitiert, wo er sagt, das Judentum habe sich «längst ausgelebt». Er verstand es so, dass es als abgeschottete Gemeinschaft, die sich nicht mit der übrigen Bevölkerung vermischen wolle, nicht mehr zeitgemäss sei.

Wohlthuend an Müllers Antworten ist, dass er Steiner nicht einfach durch alle Böden verteidigt. Ja, er habe hässlich über Afrikaner und

Dann wird klar, weshalb bei Kindern Augen und Hände eine andere Rolle spielen als bei Jugendlichen.

Südamerikaner gesprochen. Und ja, er sei der Meinung gewesen, dass die europäische Kultur fortgeschrittener sei als andere, was objektiv betrachtet stimmte.

Steiners Output – vor allem in Form von Vorträgen – war enorm. Da ist es für Kritiker ein Leichtes, irgendwo spektakulär blöde Aussagen zu finden und ihn an diesen festzumachen. Er selbst sagte, vieles von dem, was er sage, werde sich bestimmt als falsch herausstellen. «Denkt selber!», war seine Hauptbotschaft. Diese erfuhr ich als Mutter, die ihre Kinder in die Steiner-Schule schickte und sich oft über orthodoxe Steinerianer ärgerte, zum ersten Mal in diesem kleinen Büchlein; allein das war die Lektüre wert.



Die Sprache

Patsch

Ein Bub klagt der Mutter: «Der Vater hat mir eine Ohrfeige gegeben.» Der Vater kommt dazu und sagt: «Lügst du wieder? Willst du noch eine?» Damit sich solche Szenen nicht wiederholen, möchte der Bundesrat auf Druck des Parlaments die gewaltfreie Erziehung im Zivilgesetzbuch verankern. Die Ohrfeige, ein Schlag mit der flachen Hand auf die Backe – das Wort ist seit dem 15. Jahrhundert belegt –, wurde auch schon als «kleine Gewalt» bezeichnet, handelt es sich doch ausser bei zünftigen, gesalzenen Schlägen eher um eine Demütigung. Die Wortherkunft ist nicht eindeutig geklärt. Während das «Etymologische Wörterbuch» von Friedrich Kluge einen Zusammenhang mit «Feige» vermutet, meint der Grosse Duden, der zweite Bestandteil des Wortes lasse sich wohl von «fegen» (mittelhochdeutsch «veeg»=Hieb, Streich) herleiten.

Wilhelm Busch hat die Ohrfeige so beschrieben: «Ein Prall – ein Schall – dicht am Gesicht – / Verloren ist das Gleichgewicht. [...] Ohrfeige heisst man diese Handlung. / Der Forscher nennt es Kraftverwandlung.» Als Synonyme wären zu nennen: Dachtel, Backpfeife (landschaftlich), Fotze (derb), Klatsche (umgangssprachlich), *Klapf* (schweizerisch mundartlich) und die veralteten Maulschelle und Backenstreich. Etliche Schweizer Dialekte haben Originelleres zu bieten. Zürich: *Flättere*. Basel: *Gläpper*. Bern: *Chleipe*, *Chlefu*. Wallis: *Flängga*, *Schlänggi*. Graubünden: *Schwinte*. Ostschweiz: *Singele* (ein Schlag, dass einem die Ohren singen).

Statt eins hinter die Löffel zu kriegen, scheint es wesentlich lustvoller zu sein, eins hinter die Löffel zu geben. Folgende Synonyme deuten darauf hin. Umgangssprachlich: jemanden abwatschen, jemandem eine knallen, langen, schieben, verpassen, wischen, löffeln, wienern. Sallopp: eine kleben, scheuern, schiessen, schmieren, lackieren, pflastern.

Niemanden schlagen: Das sollte man sich hinter die Ohren schreiben. Diese Redensart hat mit Ohrfeigen zu tun und geht auf einen alten Rechtsbrauch zurück. Zum Beispiel bei Grenzziehungen wurden Knaben mitgenommen und gehorfeigt, damit sich diese als Zeugen später daran erinnern konnten.

Max Wey

Balladenkönigs Kunstschatz

Fast noch extravaganter als Elton Johns Garderobe ist seine Kunstsammlung. Jetzt versteigert er einen Teil des Bestands.

Benjamin Bögli

The Collection of Sir Elton John: Goodbye Peachtree Road. Auktion vom 9. bis 28. Februar bei Christie's New York

Dann braucht er sicher Geld», ist eine beliebte Bemerkung, wenn man erwähnt, dass Elton John zu einer ziemlich gross angelegten Versteigerung ausholt. Das wäre tragisch. Elton John ist mit 212,5 Millionen verkauften Tonträgern hinter den Beatles, Elvis Presley und Michael Jackson der vierterfolgreichste Musiker der Geschichte. Und nicht nur das. Auf seiner jüngsten Tournee, die zugleich sein Bye-bye von der grossen Bühne war, spielte er bis im letzten Juli 939,1 Millionen Dollar ein. So viel hat noch kein Popstar mit einer Tour umgesetzt. Pekuniäre Sorgen treiben ihn bestimmt nicht um. Auch wenn sein ausuferndes Konsumverhalten beinahe so berühmt ist wie «Candle in the Wind». In Zeiten, als es noch richtig grosse Plattenläden gab, kaufte John jede Woche kistenweise neue Musik.

Sechs Wohnungen voll mit Werken

In einen ähnlichen Rausch gerät der Mann, der selbst aus einer Backofenanleitung ab Blatt einen hitverdächtigen Song komponieren kann, bei Kunst. Der Wert seiner Sammlung wird auf mehrere hundert Millionen Dollar geschätzt. In Atlanta, wo der Superstar in den letzten Jahrzehnten hauptsächlich wohnte, führte dies dazu, dass aus einer 4-Zimmer-Wohnung sechs Apartments wurden, die er über die Jahre im selben Gebäude hinkaufte, um all die Kunst unterzubringen, die sich angehäuft hatte. Weil der mittlerweile 76-Jährige nun nicht mehr durch Amerika tourt, hat er die Eigentumswohnungen in Atlanta im November verkauft und veräussert nun bei Christie's den gesamten Hausrat. Wie es sich für einen Rockstar gehört, gestaltet sich dieser etwas ausgefallener als der eines Otto Normalverbrauchers. Im Angebot finden sich die für Elton John üblichen flamboyanten Kostüme, Schuhe und Brillen, kitschige Schmuckstücke, ein «Pinball Wizard»-Flipperkasten oder sein Yamaha-Hausflügel. Die-

ser wird ab einem mittleren fünfstelligen Betrag zu haben sein.

Vor allem Kunstinteressierte dürften sich aber die Finger lecken. Seit Beginn der neunziger Jahre ist der britische Balladenkönig ein leidenschaftlicher Sammler, Entdecker und Förderer von modernen Werken. Fotografien haben es ihm besonders angetan. Er besitzt Tausende.

Dazu kommt die etwas sonderbare Faszination für die Ästhetik der Terror-Anschläge vom 11. September 2001. Elton John hat die weltweit

Elton John hat die weltweit grösste Sammlung von 9/11-Bildern, etwa zweitausend Stück.

grösste Sammlung von 9/11-Bildern, etwa zweitausend Stück. Auch die berühmte Aufnahme «The Falling Man» gehört ihm. «Es ist eines der schönsten, kraftvollsten und erschütterndsten Bilder überhaupt. Eine Seite des Gebäudes in der Dunkelheit, eine Seite im Licht und dieser Mann, der in dieser perfekten geraden Linie kopfüber aus dem Turm fällt. Es ist das schönste Foto der schmerzhaftesten, schrecklichsten Sache. Das ist die Kraft der Fotografie, die Dichotomie zwischen Tragödie und Schönheit. Es regt zum Nachdenken über den schmalen Grat zwischen Tod und Leben an», sagte das Pop-Genie in einem unerwarteten Anflug von Galeristenjargon einmal dem *Guardian*.

Den «Falling Man» gibt es zwar nicht zu versteigern, dafür etliche Abzüge von Berühmtheiten. Ein Bild aus der begehrten «Untitled Film Stills»-Serie von Cindy Sherman von 1979 zum Beispiel, dessen Schätzwert zwischen 300 000 und 500 000 Dollar liegt. Hierzu eine kleine Anekdote, wie sich Kultur- und Popschickeria handelseinig werden: John sass einmal mit Sherman in New York bei einem Nachtessen und sagte: «Gott, ich liebe deine Bilder, Cindy, aber sie stehen nie zum Verkauf.» Sherman antwortete: «Ich will ein neues Haus. Ich verkauf' dir einige Künstlerdrucke.» John riss sich gleich eine Sechserserie unter den Nagel, und Sherman konnte sich ein neues Eigenheim leisten.



Begehrt: Werke von Damien Hirst («Your Song», 2008 o.l.) und Helmut Newton («Tied Up Torso», Ramatuelle, France 1980 u.l.).

Zu den weiteren Foto-Trophäen, die am 21. Februar versteigert werden, gehören Bilder von Robert Mapplethorpe («Grapes», 1985, Schätzwert: 50 000 bis 70 000 Dollar), Helmut Newton («Tied Up Torso», Ramatuelle, France, 1980, 200 000 bis 300 000 Dollar), Richard Avedon («Nastassja Kinski and the Serpent», Los Angeles, California, June 14, 1981, 60 000 bis 80 000 Dollar), Irving Penn («Black and White Vogue Cover (B) (Jean Patchett) New York», 1950, 100 000 bis 150 000 Dollar), Herb Ritts («Versace, Veiled Dress», El Mirage, 1990, 60 000 bis 80 000 Dollar) und Andreas Gursky («Dior Homme», 300 000 bis 500 000 Dollar).

Elton Johns Auge für moderne Kunst begann sich zu schärfen, nachdem er sich Anfang der neunziger Jahre von seiner Alkohol- und Kokainsucht befreit hatte. «Ich war in einem Schloss in Südfrankreich, und David Fahey, der eine Galerie in L.A. besitzt, zeigte mir einige



Kostbar: «Dazzle» von Deborah Butterfield (1990, l.), «I'm a Girl in Your Head and a Boy in Your Bed» von Julian Schnabel (1997, 2.v.u.l.), Popstar Elton John (fotografiert von Terry O'Neill, 1974, u.).



Geheimnisvoll: Kunst von Cindy Sherman («Untitled, Film Still #39», 1979, o.r.) und von Banksy («Flower Thrower Triptych», 2017, u.).

Grafiken von Herb Ritts und Irving Penn, und das war's. Plötzlich entdeckte ich etwas, von dem ich jahrelang umgeben gewesen war und das ich nie als Kunstform wahrgenommen hatte, obwohl ich mich von Leuten wie Penn und Avedon hatte por-

«Ich will ein neues Haus. Ich verkauf dir einige Künstlerdrucke», sagte Cindy Sherman.

trätieren lassen. Ich war sofort Feuer und Flamme und begann, auf Auktionen und bei Privatverkäufen Abzüge zu erwerben. Es wurde zur grössten Leidenschaft, die ich neben der Musik habe», sagt der Sänger. Mittlerweile zieren viele der Bilder seines Kunstbestands die Wände der renommiertesten Museen der Welt, etwa der Londoner Tate Modern oder des New Yorker Museum of Modern Art.

Es sind aber nicht bloss gefragte Fotografien, die der «Rocketman» zur Auktion freigibt. Hinzu kommen Werke von legendären Künstlern wie Andy Warhol, Keith Haring, Gilbert & George, Deborah Butterfield oder Julian Schnabel. Das wertvollste Stück kommt aus dem geheimnisumwobenen Œuvre Banksys. Dessen dreiteiliges Bild «Flower Thrower Triptych», das 2017 entstand, hat einen geschätzten Wert von einer bis anderthalb Millionen Dollar. Banksy, der britische Künstler, betreibt seit Jahren einen Verschleierungskult. Offenbar kennt ihn Elton John aber. Bei der Provenienz-Angabe von Christie's heisst es, John habe das Werk direkt vom Künstler erworben.

Geschenk von Damien Hirst

Das persönlichste Kunstwerk, das in New York unter den Hammer kommt, stammt von Damien Hirst. Es war ein Geschenk des Kunstsuperstars

(Hirsts Vermögen wird auf eine Milliarde Dollar geschätzt) an den Musiksuperstar. «Your Song» heisst es, so wie einer von Elton Johns grössten Hits, und ist mit folgenden Worten Hirsts versehen: «xxx for Elton + David love Damien Thank You». Mit David ist David Furnish gemeint, der Mann von Elton John. Hirst übergab das herzförmige Objekt dem Paar 2008. Heute hat «Your Song» einen Wert von 350 000 bis 450 000 Dollar.

Daneben wartet die Auktion auch noch mit Dutzenden von erschwinglicheren Gegenständen und Werken auf. Ein Leuchtschild mit der Aufschrift «Horny?!» von David LaChapelle zum Beispiel wird für rund 1000 Dollar zu haben sein. Bei den Versteigerungsstücken handelt es sich fast ausschliesslich – und ganz Elton-like – um Objekte mit einer schrillen Ästhetik. «Es mag nicht jedermanns Geschmack sein, aber es ist sicherlich mein Geschmack», sagte Kunstfreund Elton John im Vorfeld der Versteigerung.



Fernsehen Mit Paulus gegen die Cancel-Kultur

Hubert Mooser

Das Wort zum Sonntag: SRF, 27. Januar

Das Westschweizer Fernsehen hat unlängst beschlossen, alle Filme mit dem Schauspieler Gérard Depardieu aus dem Programm zu streichen. Dem heute 75-Jährigen, der seit den 1970er Jahren zu den bedeutendsten Charakterdarstellern des französischen Films zählt, wird, nebst Frauenfeindlichkeit, sexuelle Belästigung vorgeworfen. Er bestreitet alle Anschuldigungen.

Diese Bevormundung stört nicht nur viele Zuschauer, sondern auch einige Seelsorger. Manuel Dubach, evangelisch-reformierter Pfarrer in Burgdorf, thematisierte diese eigenmächtige Entscheidung des Fernsehens in der Sendung «Das Wort zum Sonntag» vergangene Woche und konfrontierte die Zuschauer mit einem Beispiel aus der Bibel, das passender nicht sein könnte.

Dubach erzählte, dass bereits im Neuen Testament der Apostel Paulus sagte: «Prüft alles!» Wenn man die Bibel genau lese, gebe es – so der Pfarrer – aus heutiger Sicht viele Passagen, die man streichen müsste, da sie eindeutig zu Gewalt aufriefen. Aber man traue es den Lesern zu, dass sie in der Lage seien, sich ihre eigenen Gedanken zu machen und daraus ihre persönlichen Schlüsse zu ziehen.

Ein herrliches Beispiel des Pfarrers in einer der ältesten Sendungen des Schweizer Fernsehens an die Adresse der TV-Cancel-Culture-Gilde, die alles in die Tonne tritt, was ihr Weltbild stört. Dass Gérard Depardieu keinen Heiligenschein trägt, ist bekannt. Dass die Verantwortlichen des Westschweizer Fernsehens RTS gegen ihn fast inquisitorisch vorgehen und dabei die Zuschauer ganz nebenbei auch entmündigen, ist jedoch die pure Willkür.

Gut, hat dies jetzt auch ein Kirchenmann den Fernsehmachern in Erinnerung gerufen.

Klassik Kraftwerk der grossen Gefühle Manuel Brug

Justice: Oper von Milo Rau und Hèctor Parra.
Grand Théâtre de Genève

Oben prangen fette rosa Putten an der goldlusterbestrahlten Decke im prunkvollen Foyer der Genfer Oper. Darunter wird die Empathie-losigkeit des in der Schweiz angesiedelten Glencore-Konzerns angeprangert. Der baut nämlich in der Demokratischen Republik Kongo Kobalt ab. Einer seiner Lastwagen mit Schwefelsäure zur Auflösung von Erzen war 2019 in einem kleinen Dorf in die Marktmenge gefahren: 21 Tote und viele Verletzte waren die Folge. Die Prozesse laufen.

Deshalb wurde jetzt im Genfer Opernfoyer nicht nur diese Geschichte erzählt, auch von per Zoom zugeschalteten Involvierten vor Ort. Man gab zudem die Gründung einer Crowdfunding-Kampagne bekannt. Und das alles, um die Uraufführung zu begleiten. Ihr geistiger Vater: der notorische Schweizer Überwältigungsaktivist Milo Rau, 47. Aber «Justice» ist kein lautstarkes, aggressives Aktivistenspektakel geworden. Dafür eher ein leises Klagelied über Hilflosigkeit und Vergeblichkeit, über die Grausamkeit der Ausbeutung im Kongo.

Schon 2021 sorgte der Genfer Intendant Aviel Cahn für Milo-Rau-Schlagzeilen. Rau

inszenierte bei ihm seine erste Oper, Mozarts «La clemenza di Tito». Doch die zu statische, auf die Strenge heutiger Ideologien heruntergebrochene Inszenierung und die humanistische Parabel von der kaiserlichen Milde: Das kam nicht zusammen. Denn Rau, der seit 2018 das Theater in Gent als «globales Volkstheater» leitet und im Mai seine ersten Wiener Festwochen präsentiert, geht es nur selten um szenische Tiefenschärfe und ausgefeilte Personenregie. Ihm sind Botschaften und dramatische Zuspitzung wichtiger.

Ein wenig Gutmenschenkitsch

Beim zweiten Musiktheater-Versuch passte es nun freilich für Milo Rau viel besser – innerhalb seiner professionellen Komfortzone. Für die französisch gesungene Genfer Uraufführung «Justice» hat ihn Aviel Cahn mit dem versatilen katalanischen Komponisten Hèctor Parra zu-

Die Geschichte entfaltet sich ruhig in Einzelschicksalen, Schmerz und Trauer schaffen sich Raum.

sammengespannt. Wieder einmal hat Rau seine Kongo-Recherchen eingebracht und auch Teile des kreativen Personals, um eine typische Geschichte aus diesem reichen, aber brutal ausgebeuteten Land zu erzählen.

Für eine meist erstaunlich zart gesponnene Elegie aus Prolog und fünf Akten haben neben Rau und Parra als Stimmen und Seelen des Kongo zusammengefunden: der aus Katanga



Eher kuratiert als inszeniert: Milo Raus «Justice».

stammende, in Graz lehrende Schriftsteller Fiston Mwanza Mujila, der das Libretto geschrieben hat und auch auf der Bühne steht, der sanfte, kongolesische Rumba virtuoso auf seiner E-Gitarre plingelnde Musiker Kojack Kosakamywe sowie der Countertenor Serge Kadujij, der einen Jungen ohne Beine verkörpert.

Rau kuratiert eher, als dass er inszeniert. Und der sonst viel komplexere Klanglandschaften formende Parra lässt dem Sologitarristen für seine Einwürfe Raum, verwebt kongolesische Rhythmen und Gesänge auf einfache Art mit seiner Klangsprache. Die ist nur selten laut, bindet das Orchestre de la Suisse Romande und den Opernchor gekonnt ein. Meist tändelt die Musik harmonisch zirpend flott dahin.

Als Bühnensituation wird die Einweihung einer Schule gewählt: Die stummen Honoratioren sitzen an einer Banketttafel, doch hinter ihnen liegt immer noch der kaputte Laster auf dem Rücken. Unrat breitet sich aus, Wind pfeift, Regen wirbelt. Die Vergangenheit lässt sich genauso wenig vertreiben wie die hier allgegenwärtigen Geister der Ahnen.

All das wird – während Filmaufnahmen die echte Landschaft, nachgestellte Tote und Trümmer zeigen – ausgebreitet und reflektiert, vom Direktorenpaar der künftigen Schule, von der Lastwagenchauffeurin, die als Einzige verurteilt wurde, dem alten und dem jungen Priester, der Mutter eines toten Kindes, einer Anwältin. Ein Konzert der Stimmen, mal aufmüpfig, mal anklagend, mal resignativ. Sie alle singen, flüstern, parlieren ihre Rollen mit grösster Präsenz und Aufmerksamkeit. In der Ouvertüre,

die Titus Engel so temperamentvoll dirigiert wie den Rest des Stücks, werden sie per Inserts auch privat vorgestellt. Die Geschichte entfaltet sich ruhig in Einzelschicksalen, Schmerz und Trauer schaffen sich Raum, Verlust und Ungerechtigkeit wollen gesühnt werden.

Und so wird aus dem Dokumentarnarrativ gerade in den individuellen Ariosi eine überzeugte Oper – als Kraftwerk der grossen Gefühle. Durchaus mit ein wenig Gutmenschenkitsch. Selten jedenfalls war Milo Rau so gelassen und undogmatisch. Und in diesem kostbaren Genfer Rahmen durchaus am richtigen Ort.

Film

Multiverse Wundertüte

Wolfram Knorr

Die Theorie von Allem (D, CH, A, 2023)

von Timm Kröger. Mit Jan Bülow, Olivia Ross, Hanns Zischler, Gottfried Breitfuss

Künstler, heisst es, seien Kinder geblieben oder, um es auf hohem Niveau mit Schiller zu sagen: Sie bewahren die Träume ihrer Jugend. Zuweilen kann das ausser Kontrolle geraten, sich in Anspruchs-Höhen schrauben, wo die Luft für die Zuschauer so dünn wird, dass eigentlich Sauerstoffgeräte zur Verfügung gestellt werden müssten, um einigermaßen nachvollziehen zu können, was da hoch oben gespielt wird. Im vorliegenden Fall warnt wenigstens der Titel vor einer schweren Kost: «Die Theorie von Allem». Dem Regisseur und Autor Timm Kröger gelang damit immerhin die Aufnahme ins Wettbewerbsprogramm der Filmfestspiele Venedig.

Der Film sei eine «Wundertüte», hiess es. Tatsächlich steckt viel Wundersames drin: Um ein Multivers-Phänomen auf quantenmechanischer Dingsbums-Basis schleichen und wühlen – wir befinden uns im Jahr 1962 – Altnazis; komische Kommissare; Tote, die wieder leben; eine Pianistin, die da, aber auch wieder nicht da ist; lemurenartige Professoren, die in Bergstollen multivers experimentieren – und natürlich der Held, Johannes Leinert (Jan Bülow), ein junger Physiker, der mit seinem Doktorvater (Hanns Zischler) zu einem Physiker-Kongress in die Schweizer Alpen reist. In seinem Gepäck hat Leinert seine Doktorarbeit; in den Bergen macht er unter den Gästen ständig Erfahrungen, die seine Theorie zu bestätigen scheinen.

Der Film «ist natürlich nicht nur für Kritiker gemacht, aber es macht eine enorme Freude, zu lesen, was die sich so ausdenken», sagte Kröger in einem Interview. Angesichts des «so schön bekloppten Titels» und der Handlung,



«Für Generale ist Kanonendonner Musik.» Kurt Steinmann

die schwer «multiperspektivisch» sei und in «mehreren Universen» spiele, sind der Ausdenkerei keine Grenzen gesetzt. Fassbar für alle bleibt immerhin, dass sich Leinert in die mysteriöse Pianistin (Olivia Ross) verliebt. Sie raunt zwar irgendwann: «Geh, ehe es zu spät ist» (oder so ähnlich), gibt sich ihm aber kurz darauf leidenschaftlich hin – und ward dann nicht mehr gesehen. Auch ein Iraner, der seine bahnbrechende Theorie der Quantenmechanik vorstellen wollte, verschwindet spurlos. Die Physiker gehen derweil Ski fahren. Der Kongress tanzt nicht, die Herrschaften reisen wieder ab. So weit, so unverständlich.

Gesichert ist nur: Timm Kröger liebt das Universum des amerikanischen Kinos der 1940er bis 60er Jahre, der schwarzen Serie, der Thriller, Dystopien und Verschwörungen. Die Filme mit den zentnerschweren Schatten, den kalten, nassen Strassen, den Strassenlampen, an denen die Schlapphüte lehnen, und den verruchten Femmes fatales. Offenkundig hat Kröger im dunklen Schoss der Kinos beim Inhalieren dieser Filme geträumt, selber mal welche machen zu wollen. Aber ohne Story kleben einem nur Zitate wie ein nasses Hemd am Leib. Leider ist es bei Kröger so, aber dank der exzellenten Kamera von Roland Stuprich sind die visuellen Nachstellungen schön, das Schwarzweiss toll. Allein, es fehlt, was die Vorbilder im Übermass besaßen: handfeste, spannende, emotionale Storys.

Scharf auf die Pianistin

Es reicht nun mal nicht, zwei Figuren in ein reizvolles Berghotel zu schicken. Der Doktorvater schimpft und trinkt Kaffee, der Doktorand ist scharf auf die Pianistin, die immer wieder weg ist und dann in seinen Armen liegt. Dann findet er die Tote im Schnee, wird von Ermittlern in Ledermänteln und Schlapphüten vernommen und so weiter. Nichts entwickelt sich, nichts spitzt sich zu. Schön arrangierte Bilder und Zitate werden miteinander verknüpft, ohne dass sich daraus so etwas wie eine sinnvolle Gestaltung ergäbe.

«Mir ist sehr wohl bewusst, dass nicht jeder den Filmkanon des 20. Jahrhunderts studiert hat», so Timm Kröger. «Ich wollte nie nur eine Ansammlung von Zitaten, so ein cinephiles Ratespiel, wo man sich in der Filmgeschichte auskennen muss, um sich in diesem Film auszukennen.» Glaubhaft. Aber nur das ist geblieben; und so lässt sich, angesichts der hübschen Aneinanderreihung von Zitaten, denen ihr Innenleben genommen wurde, mit Fug und Recht behaupten, dass der Titel ziemlich präzise trifft, was er zeigt: Die Theorie von allem.



Film

Antarktis in Schwarzweiss

Christoph Egger

Antarctica Calling / Voyage au pôle Sud
(F 2023) von Luc Jacquet

Wer, wenn nicht der weisse Kontinent, verdient eine filmische Hommage in Schwarzweiss? Mit diesem ästhetischen Entscheid gelingt es dem französischen Biologen und Filmemacher Luc Jacquet, seinen Gegenstand in tatsächlich ganz neuem, dramatischem Licht zu zeigen; zugleich versucht sein Essayfilm damit eine Verbeugung vor dem goldenen Zeitalter der Antarktisexploration im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts. Der Autor, der als Kommentator im Off seine (gern etwas pathetischen) Gedanken formuliert und immer wieder als stumme Erscheinung das Bild durchquert, verneigt sich vor der heroischen Leistung der Pioniere – und stilisiert sich, hundert Jahre später und unter unvergleichlich behaglicheren Bedingungen, zu ihrem Nachfahren.

Verrufenes Meer in Zeitlupe

Faszinierend nur schon die Annäherung an den siebten Kontinent, die die ganze erste Hälfte des Films einnimmt. Bereits hier gebärdet sich der Autor als Zivilisationsflüchtling – der die komfortable, leere Strasse durch das Nirgendwo Patagoniens aber ganz gern zu nutzen scheint. Und bereits hier gelingen dem Film, in einzigartigen Landschaften, fabelhafte Bilder: natürlich der Torres del Paine, aber etwa auch der schwarz und weiss gefiederten Kondore, die da gleich zu dritt ihre Kreise ziehen. Dem expressiven Schwarzweiss der Bilder entspricht die Dynamik einer furiosen Natur mit ihren Sturmwinden, toten Wäldern und Tieren voller Leben. Auf Feuerland dann die «letzten Düfte von Erde und Wald», bis ein Donnerschlag an den Bug des Schiffs den Beginn der Traverse über die Drake-Passage markiert.

Nun gischtet ein verrufenes Meer in unheimlicher Zeitlupe, während der Seefahrer

die Gefilde um Kap Hoorn zum «Sehnsuchtsort» verklärt. Schön die Überblendung, mit der er plötzlich im Heck des Schiffs erscheint, in der Spur des Kielwassers die von Menschen bewohnte Sphäre hinter sich zurücklassend. Die «Anziehungskraft des Pols» wird stärker, und der einsame Reisende – mit dem ganzen Polster wissenschaftlicher Forschung und technischer Zivilisation im Rücken – darf sich vollends in die romantische Kunstfigur eines fantastischen 19. Jahrhunderts hineinträumen. Ein verwehter Blas kündigt den ersten Wal an, dann schlagen die Wellen dramatisch am ersten Eisberg hoch, die Wildheit der Szenerie, der Wogen, Klippen, Berge und Eisberge der Südlichen Shetlandinseln, ist atemberaubend.

Entsetzte Kaiserpinguine

Wohl auch im verwendeten filmischen Material ist «Voyage au pôle Sud» zur Summe der zahlreichen Reisen Jacquets in die Antarktis und zum Kondensat seiner Beschäftigung mit den Pinguinen geworden, die ihm mit «La marche de l'empereur» (2005) den Oscar für den besten Dokumentarfilm eingebracht hatte. Etwas eigenartig mutet an, wenn er, als Ausdruck seiner «Verbundenheit» mit den Vögeln, sich nicht nur neben sie stellt, sondern sich zwischen sie hinlegt. Als Mitglied von Forschungs-Expeditionen hat er (und hatten seine drei Kameraleute) Zugang zu Orten und Tieren, die dem Touristen unzugänglich bleiben.

Auf dem Festland angekommen, ist da plötzlich bläuliches Eis. Für ein, zwei Minuten zeigt die Leinwand jetzt Abstufungen von Blau und Weiss, bis der Filmemacher den «Ausflug in die Realität» für beendet erklärt – und wir erkannt haben, um wie viel intensiver die Welt in Schwarzweiss leuchtet. Was dabei an zoologischer Detailinformation verlorengehen mag, wird durch die ästhetische Überhöhung wettgemacht. Nebst den ikonischen Pinguinen faszinieren die Aufnahmen der Robben. Auch diejenigen der Ortungslaute einer Weddellrobbe, als geradezu sphärischer Gesang der Geister unter dem Eis. Beinahe komisch die Szene mit den entsetzten Kaiserpinguinen, die sich am Rand einer schmalen Spalte im Eis versammelt haben, aus der unvermittelt schnaubend ein Robbenkopf auftaucht.

Luc Jacquets jüngste Arbeit ist nicht zum simplen Klimaklagelied verkommen. Eine tropfende Eiskante wird beiläufig ins Bild gerückt, und wohl niemand wird der Hoffnung des Filmemachers widersprechen wollen, dass dereinst auch unsere Enkelkinder diese einzigartigen Lebenswelten erfahren mögen.

PS: Am Freitag, 2. Februar, findet um 18.30 Uhr im Filmpodium Zürich im Rahmen des 20. Stummfilmfestivals die Vorführung von Frank Hurleys einzigartigem Dokumentarfilm «South: Sir Ernest Shackleton's Glorious Epic of the Antarctic» (1919) statt.



Lassen ihre kreativen Muskeln spielen:

Pop Direkt und doch delikat

Thomas Würdehoff

Black Pumas: Chronicles of a Diamond. ATO

Die Welt ist manchmal ungerecht. Da spielt einer um sein Leben, gibt alles an seinem Instrument, und es ist nicht zuletzt sein trick- und abwechslungsreiches Spiel auf der Gitarre, das seiner Band nach einer Nominierung schliesslich doch noch einen Grammy einbringt. Hundert Tage im Jahr wird dieser Adrian Quesada mit seiner Band auf Tour gefeiert, spielt sogar mit Prince – aber kommt er dann nach Hause, muss er ertragen, dass seine Frau zwei Jobs annimmt, damit sie und der kleine Junge über die Runden kommen. Und damit's dann auch wirklich reicht, muss er selber nächtens noch Pizzen ausliefern. Das ist über zehn Jahre her, da war





Eric Burton und Adrian Quesada (rechts).

der Mann mit der Gitarre Ende dreissig, für einen Popmusiker fast schon zu spät, um noch als cool durchzugehen. Die Welt ist manchmal ungerecht – aber eben nur manchmal.

Adrian Quesada ist inzwischen Ende vierzig, und seine Erfolge mit Grupo Fantasma und dem Grammy liegen eine kleine Ewigkeit zurück. Und doch, so scheint es, hat die Zukunft des Texaners gerade erst begonnen. Zusammen mit dem einstigen Strassensänger Eric

Will man den Sound der Band beschreiben, muss man zum Jargon der Steakhäuser greifen: «saignant».

Burton, den es vor einigen Jahren aus Kalifornien nach Austin, Texas, verschlagen hat, ist das Duo als Black Pumas unterwegs – und das mit zunehmendem Erfolg.

Nicht nur, dass die mitreissenden Live-Shows gut ankommen (Harry Styles ist ein Fan), auch für sechs Grammys war das erste Album nominiert.

Das muss nichts heissen, aber im Falle von Burton/Quesada ist es das Niveau, das zum Hinhören zwingt. Insbesondere beim zweiten Album, «Chronicles of a Diamond», lassen die Herren nicht nur ihre kreativen Muskeln spielen.

Süchtig machend

Nach langer Zeit geschmeidiger Glätte und onduliertem Chic in den Genre-Auslagen von R&B, Hip-Hop, Dance und Rap sind kompetente Kreise derzeit bemüht, den echten Soul aus den musikalischen Vorratskammern hervorzuzerren. Acts wie etwa die Gabriels, die das leuchtende Organ ihres Sängers Jacob Lusk mit der mitreissenden Innigkeit des Gospels verbinden, oder Lady Blackbird (eigentlich Marley Siti Munroe), deren Nähe zur spröden Intensität einer Nina Simone stets ein sicheres Mittel für Gänsehaut ist.

Will man nun den Sound der Black Pumas beschreiben, muss man zum Jargon der Steakhäuser greifen: «saignant» ist wohl das stimmige Bild für den Zugriff der Pumas, denn ihre Palette aus Soul, Hard Rock, Jazz und Reggae wird saftig serviert – direkt, dramatisch und doch delikat. Als pure Gralshüter verstehen sie sich dabei nicht: Zwar ziehen immer wieder Schwaden aus dem klassischen Motown-Repertoire durch die knackigen Arrangements – aber dann treten markante Einzelstimmen

hervor, wie etwa die unorthodoxen Läufe des Jazz-Keyboarders JaRon Marshall oder die hochenergetischen Akzente des Chamäleons Adrian Quesada an den Saiten – mal akustisch, mal unter Strom.

Im Zentrum aber steht das vokale Spektrum von Eric Burton – zwischen der steinerweichenden Unmittelbarkeit von Percy Sledge bis hin zum zielgeraden Falsett eines Marvin Gaye hat diese Ausnahmestimme keine Grenzen zu fürchten. Und keine Eitelkeiten: Burton singt aus voller Seele und genießt es – das ist bei jedem Ton zu hören. Und als Songwriter lassen die Black Pumas nichts aus. Gelegentlich aber eben doch – und dann ist es ausgerechnet die alles entscheidende «Hookline».

Ein heisser Tipp: «Mrs. Postman» – selten hat man so elegante Überleitungen von Motown-Harmonien in die Sphären des Hip-Hop gehört. Der Song kommt ohne eingängigen Refrain, dafür aber mit süchtig machenden Tonartwechseln ans Ziel. Sonstige Hörtipps? Einfach das ganze Album reinziehen. Immer wieder.

Jazz Peppers Testament Peter Rüedi

Art Pepper: The Complete Maiden Voyage Recordings. 7 CDs. Omnivore Recordings OVCD 521

Jazz ist auch eine Lebensform. Eine überaus riskante dazu. Wenn ein Improvisator Tag für Tag dem Druck ausgeliefert ist, «aus nichts etwas» zu schaffen, lebt er immer auch mit dem Scheitern. Die Improvisation schliesst die Existenz des Künstlers mit seinen Hervorbringungen kürzer als in Künsten mit wohlbedachten Produktionsweisen. Das ist nicht der einzige, aber ein wichtiger Grund, weshalb die Geschichte des Jazz in grossen Teilen eine tragische ist; dass es in ihr mehr Untergeher gibt als sonst wo, Musiker, die zu prekären Brandbeschleunigern ihrer spontanen Einfälle greifen.

Der grösste von ihnen war Charlie Parker. In dessen Aura versuchte in den Zeiten des Bebop quasi jeder Zweite, über Heroin zu dessen Genie zu gelangen. Eine Art Junkie-Kult entstand. Der zumal in Europa bekannteste dieser *tarnished angels* (befleckten Engel) wurde der Trompeter Chet Baker. Nicht weniger tragisch verlief das Leben des Altsaxofonisten Art Pepper, Kalifornier wie Baker, weisser Hautfarbe wie der, und eines Grossteils der Musiker des «West Coast Jazz», zu dem Pepper zu seinem Unbehagen gezählt wurde. Er suchte schon früh die Nähe zu schwarzen Musikern, erst recht aber im letzten Teil seiner Karriere, als ihm nach einem Jahrzehnt in Gefängnissen und Entzugsanstalten eine eigentliche Wiedergeburt gelang. Er war 52, als er im Club «Village Vanguard» mit einer höchstbesetzten Rhythmusgruppe (George Cables am Piano, Jiri Mraz am Bass, an den Drums Elvin Jones!) sein New Yorker Debüt schaffte. Dessen Mitschnitt auf neun CDs machte Pepper zu einem Teil der Bop-Renaissance der späten siebziger Jahre.

Noch ergreifender ist das gebrochene Pathos seines Altsaxofons in den Aufnahmen, die drei Tage aus dem August 1981 im Los-Angeles-Club «Maiden Voyage» dokumentieren. Ergreifend in emotional krud aufgerissenen Balladen, erstaunlich in den gerade noch balancierten Up-Tempo-Bop-Nummern; interessant die Eigenkompositionen, tiefschürfend und knirschend die Blues-Titel. Am Piano wieder der wunderbare George Cables, am Bass David Williams aus Trinidad und am Schlagzeug Carl Burnett – eine *all black*-Rhythmusgruppe mit Drive und Tiefe als Startrampe und Stütze für die absturzgefährdeten Flügel von Peppers Altsaxofon.

Die Aufnahmen sind eine Art Testament. Kein Jahr danach war Art Pepper tot.



Viel weiter kann man sich von Europa nicht entfernen: Gauguins Grab in Atuona auf der Marquesasinsel Hiva Oa.



UNTERWEGS

Am Ende der Welt

Alberto Venzago

Letzte Woche verbrachte ich fünf Abende auf dem Grab Paul Gauguins.

Nein, nicht in Paris auf dem Saint-Lazare. Sondern 16 000 Kilometer weiter westlich oder gleich viel östlich.

Das Grab befindet sich auf dem kleinen Friedhof von Atuona auf der Marquesasinsel Hiva Oa.

Viel weiter kann man sich von Europa nicht entfernen. Es ist am Ende der Welt. Der Maler brauchte 1898,66 Tage für diese Reise. Ich schaffte es in vierzig Stunden. Normalerweise in 35, aber ein Passagier in der Reihe vor mir erlitt einen Herzinfarkt, und wir mussten in Island medizinisch zwischenlanden.

Der Blick hinunter auf die Bay ist beruhigend. Eine unglaubliche Ruhe herrscht. Ich höre nur den Wind in den Bougainvilleen und den Palmen. Das Terrain ist steil. Die meisten Gräber sind ungepflegt und überwachsen. Kein Sehensuchtsort.

Auf dem unscheinbaren Grab hat sein einziger Freund und Nachbar Toko auf einem runden Stein mit roter Farbe «Paul Gauguin 1903» hingepinselt.

Wir unterhalten uns über seine Frauen.

«Wie konntest du dich nur mit Vierzehnjährigen einlassen?»

«Ich habe sie nicht gesucht, man hat sie mir aufgedrängt!»

«Langsam, langsam. Du bist also das Opfer?»

«Inzucht auf den Marquesasinseln war schon lange ein Problem. Die Familien suchten neues Blut!»

«Und dann kamst du und brachtest neues Blut?»

Jetzt erklingt eine Stimme aus dem Grab nebenan.

«Sachte, sachte, du bist hier nicht der Moralist!»

Es ist die Stimme von Jacques Brel. Er liegt fünf Meter neben Gauguin, zwei Meter unter der Erde.

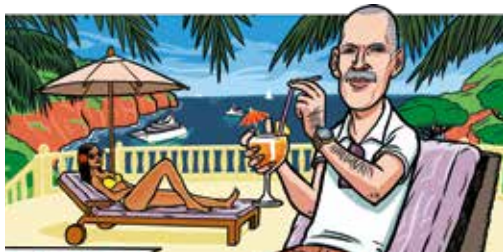
Wie kommen zwei erfolgreiche Männer dazu, ihren Todesort hier auf der anderen Seite der Welt auszusuchen? Brel verstarb mit 48 in Paris. Wollte aber unbedingt auf Hiva Oa begraben werden.

Was bringt einen Mann dazu, über seinen Tod nachzudenken und zu entscheiden, wo er sterben will, wo er begraben sein will? Ich bin schon viele Jahre älter als die beiden.

Sollte ich mir Gedanken machen über mein Grab? Über die Sterblichkeit nachdenken?

Aber hier? Hiva Oa? Ich mag diesen Ort.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Mein On-off

Mark van Huisseling

Meine Geschichte mit On begann an einem Samstagabend im Jahr 2008. Ich hatte eine Einladung zu einem «Dinner for Friends» im Restaurant «Kindli» in Zürich, es war eine feine Veranstaltung mit guten Gästen (Dieter Meier, Roger Schawinski u. v. a.). Mich hatten die Gastgeberinnen, Gisela Lacher, die Wirtin, beziehungsweise Danielle Lanz, eine Werberin, an denselben Tisch gesetzt wie einen Mann, der aussah wie Michael Stipe, der Sänger der Rockband R. E. M.

Es handelte sich bei dem damals 37-Jährigen um David Allemann, den Marketing- und Kommunikationsleiter von Vitra, mit dem ich ein bisschen bekannt war. Im Laufe des Essens erwähnte er, dass er sich bald selbständig

Ist On die einzige Firma, deren Gründer/Chefs möglichst viel Gewinn machen wollen?

machen werde – als Mitgründer einer neuen Laufsuhmarke. Ich gab eine wohlmeinende Rückmeldung, aber auch einen generischen Haftungsausschluss ab («ist möglicherweise ein heisser Lauf, den gutbezahlten, festen Job aufzugeben und ins Risiko zu gehen mit Produktionskosten und so»). Kurz danach begann die Story von On, einer der erfolgreichsten jüngeren Schweizer Firmengründungen.

Vierzehn Jahre später wird das Unternehmen, seit Herbst 2019 an der New Yorker Börse gehandelt, mit neun Milliarden Dollar bewertet (es war schon mal ein Drittel mehr; Aktien steigen und fallen). Roger Federer entwickelt Schuhmodelle mit, vor allem aber ist

er On-Grossaktionär, wie gross ist nicht öffentlich bekannt (Kenner schätzen seine Investition auf 50 bis 100 Millionen Franken). Und das Vermögen meines buddies David dürfte sich um die 500 Millionen herum bewegen (laut Bilanz sind die Aktien von ihm und seinen beiden Mitgründern plus den zwei Co-CEOs zusammen 1,5 bis 2 Milliarden wert).

Ich bin nicht der Einzige, der den Aufstieg von David & Co. journalistisch begleitet hat, natürlich. Doch bei vielen Kolleginnen und Kollegen, so sieht's aus, nahm die Liebesbeziehung zur Marke jüngst Schaden. «Deftiger Aufschlag: On zockt Schweizer Kundenschaft ab» (Tagesanzeiger.ch), «So viel Geld fliesst bei On in die eigene Kasse» (Nau.ch), «Die Schuhfirma On kassiert Mega-Margen» (Blick.ch), urteilen Schlagzeilmacher, wie eine Medienschau der vorvergangenen Woche zeigt. Selbst auf *Inside Paradeplatz*, einem strengen, aber wirtschaftsfreundlichen Finanzportal, massregelt der Betreiber mittels (gewohnt schiefer) Sprachbilder die Unternehmer: «Die Stimmen mehren sich, dass On Wasser predigt und Wein trinkt. Der Lack bröckelt.»

Was ist passiert, wo drückt der Schuh plötzlich? Der *K-Tipp* veröffentlichte zuvor einen strengen, recherchierten Artikel mit Überschrift «So viel verdient On mit seinen Sportschuhen» am Beispiel des Modells «The Roger» – dem Verkaufspreis von 190 Franken (im Webshop) stünde ein Einkaufspreis von Fr. 17.86 gegenüber (in Vietnam) plus Fracht und Zoll von Fr. 1.62 sowie Mehrwertsteuer Fr. 15.39, macht 155.13 Franken Marge. Handwerklich sauber, wenn auch etwas dialektisch, wiesen die *K-Tipp*-Schreiber, verstärkt durch Public Eye, eine Nichtregierungsorganisation, weiter darauf hin, dass Näherinnen in Vietnam 120 bis 170 Franken im Monat verdienen. Somit weniger als die von On ab 2025 versprochenen «existenzsichernden Löhne». Sowie dass die fünf On-Chefs 2022 zusammen neunzehn Millionen Franken Bonus nahmen, nachdem sie 2021, anlässlich des Börsengangs, bereits achtzig Millionen kassiert hatten.

Das ist tatsächlich eine hohe Marge, und das sind tatsächlich fette Boni. Bloss: Ist On die einzige Firma, deren Gründer/Chefs möglichst viel Gewinn machen wollen? Plus, nächste rhetorische Frage, muss jemand Schuhe von On kaufen und sich abzocken lassen? Weshalb also

die emotionale Erwidigung von Journalistinnen und Journalisten? Nichts sei verstörender für das eigene Wohlbefinden und Urteilsvermögen als mitanzusehen, wie ein Freund reich werde, sagt man («Freund» kann ersetzt werden durch «jemand, den man mitentdeckt hat, worauf man stolz ist, und den man lässig fand, weil er mal ein Underdog war»).

MvH hat sich, nebenbei erwähnt, bereits vor längerer Zeit von On getrennt. Da mir die Schuhe zu teuer wurden, seit ich keine Pressemuster mehr bekomme. Da Roger Federer als Markenbotschafter für mich schon immer ein *mismatch* war. Und da meine Putzfrau plötzlich auch in On daherkam.



UNTEN DURCH Kostenwahrheit im Swingerklub Linus Reichlin

Kürzlich las ich in einer Zeitung, Paare, die in Swingerklubs gingen, seien «sexuell aufgeschlossen». Genauso gut könnte man sagen, dass Leute, die aus Supermarktprospekten Rabattgutscheine ausschneiden, «finanziell aufgeschlossen» seien. «Aufgeschlossen» ist einfach ein anderes Wort für «geizig», um nicht zu sagen für «kaufkraftschwach». Der Eintrittspreis in Schweizer Swingerklubs beträgt für Paare durchschnittlich etwa sechzig Franken, Badetuch inklusive. Das sind lausige dreissig Franken pro Nase (oder vielleicht besser pro Glied und Vagina). Das sind Discountpreise: So billig ist Sex nicht einmal auf dem Drogenstrich in Los Angeles, denn dort bekommt man für diesen Betrag nur einen einzigen Sexualpartner. Im Swingerklub hingegen ist der Sex à discrétion, die Devise lautet: «All you can eat». Ein Paar, das gut drauf ist, kann an einem Abend mit fünf oder sechs an-

deren Paaren sexuell verkehren und so den Preis pro Geschlechtsverkehr auf zehn Franken pro Mal drücken. Das ist Kostenwahrheit. Und wenn man es klug anstellt, kann man erst noch das inkludierte Badetuch der anderen Paare jeweils mitbenutzen. Doch wie bei allen Schnäppchen hat auch dieses einen Haken. Es ist derselbe Haken wie bei einer 50-Prozent-Preisreduktion auf Hackfleisch: mangelnde Qualität. Oder wie bei Discountwürsten: Man möchte nicht wissen, was drin ist. Deshalb ist in Swingerklubs das Licht auch meistens so stark runtergedimmt, dass man knapp noch die phosphoreszierende Packung mit den Papiertüchern erkennt. Für jeden buchhalterisch begabten Menschen liegt es ja auf der Hand, dass das Prinzip der Swingerklubs lautet: Der Kunde ist zugleich die Ware. Es ist so, als würden Hühner aus Massentierhaltung, bevor sie zu verbilligten Wienerwürstchen aus Hühnerfleisch verarbeitet werden, diese Würstchen selber kaufen. Die Hühner können folglich nicht erwarten, dass sie zu diesem günstigen Preis Fleisch von höherer Qualität kriegen, als sie selber liefern. Das Motto «All you can eat» hat im Swingerklub den Zusatz «you get what you are». Sagen wir es einmal schonungslos: Im Swingerklub liegt Schmerbauch auf Schmerbauch. Da liegt nicht Schmerbauch auf superschönem Body. Denn diese Kombination kostet wesentlich mehr als sechzig Fränkli.

«Du musst es ja wissen», sagte mein Freund Bruno, als wir darüber sprachen. Und er hat recht: Ich weiss es, weil ich ein Connaisseur der käuflichen Liebe bin. Für mich gilt beim käuflichen Sex dasselbe Prinzip wie beim Kauf von Rindsplätzli: Lieber nur einmal in der Woche Fleisch essen, dafür aus Biohaltung. Der Connaisseur kauft sich seinen Sex beim Royal Escort Service. Das ist sozusagen die Delikatessen-

Vegane Ernährung, ein Studium der Kunstgeschichte und fließend Englisch.

abteilung der Prostitution. Hier kaufen Leute mit Stil und Umweltbewusstsein. Leute, die darauf Wert legen, dass die Ware artgerecht gehalten wird, also mit eleganten Kleidern, echtem Schmuck und teurem Parfüm ausgestattet ist. Vegane Ernährung, ein Studium der Kunst-

geschichte und fließend Englisch sind in dieser Kategorie Standard. Das hat natürlich seinen Preis. Unter 800 Franken pro Stunde wird da gar nicht erst der Mund aufgemacht, und das Badetuch muss man auch selber mitbringen; jedoch bitte eines von Roberto Cavalli, die Dame ist empfindlich. Aber bei 800 Franken bleibt es natürlich nicht! Denn zuerst kommt das Abendessen im Ristorante «Costamolto» und danach die Oper «La plus chère dame». Und dann erst kommt im Luxushotel «The Spender» das, was im Swingerklub gleich nach dem Glas Aldi-Sekt kommt, das man beim Reinkommen zusammen mit dem Badetuch in die Hand gedrückt bekommt. Unter dem Luxustrich lässt der Connaisseur gute 2000 Franken für High-End-Sex liegen. Ja, da staunt der Swinger in seinem Made-in-Pakistan-Netzhemd! Aber so ist das eben: Die einen sind oben, die anderen sind unten.



SEX Verhältnis zum Körper Dania Schiftan

Liebe Dania, Transsexualität wird in den Medien rauf und runter besprochen. Wie sieht es in der Praxis aus? Ist das auch ein grosses Thema, oder haben wir es mit einem Hype zu tun?

L. M., Winterthur

Mich interessiert grundsätzlich nicht, was ein Hype ist und was nicht. Als Therapeutin nehme ich transsexuelle Menschen genauso ernst wie alle anderen Menschen auch und kann sagen, dass sie es nicht leicht haben. Wer nicht betroffen ist, kann sich nicht vorstellen, wie belastend es ist, im falschen Körper zu stecken. Das Gefühl zu haben, in einer Hülle unterwegs zu sein, die nicht mit der inneren

Wahrnehmung übereinstimmt. Transsexuelle Menschen sind Menschen, die aufgrund ihrer äusseren Geschlechtsmerkmale einem Geschlecht zugeordnet sind, dem sie sich jedoch nicht zugehörig fühlen. Schätzungen gehen

Was Betroffenen am wenigsten hilft, ist, das Ganze als Hype abzutun.

davon aus, dass etwa eine von 500 Personen das so erlebt. Doch nicht alle Transpersonen sprechen darüber, dass sie trans sind.

Ich finde es grenzüberschreitend und unfair, wenn Journalisten sich über die Thematik lustig machen oder die Wahrnehmung transsexueller Menschen in Frage stellen. Niemand kann in den Körper eines anderen Menschen schlüpfen. Es ist nicht unsere Aufgabe, zu beurteilen, ob dieser Mensch sich so fühlen darf oder nicht. In der Therapie widmen wir uns den Herausforderungen, die bestehen, und finden heraus, welchen Weg dieser Mensch gehen möchte. Denn entgegen der häufigen Meinung möchte sich nicht jede transsexuelle Person operieren lassen oder Hormone nehmen. Während manche sich grosse Veränderungen an ihrem Körper wünschen, wollen andere nichts verändern. Das Verhältnis zum eigenen Körper und auch die Schwierigkeiten, die sich durch die Transsexualität ergeben, sind von Mensch zu Mensch verschieden. Was den Betroffenen am wenigsten hilft, ist, das Ganze als Hype abzutun.

Dania Schiftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch



„Der neue Fernseher hat ein Vermögen gekostet...“

Doppelmoral



Wie ein in Marmor gemeisselter feuchter Traum: Jeremy Allen White.

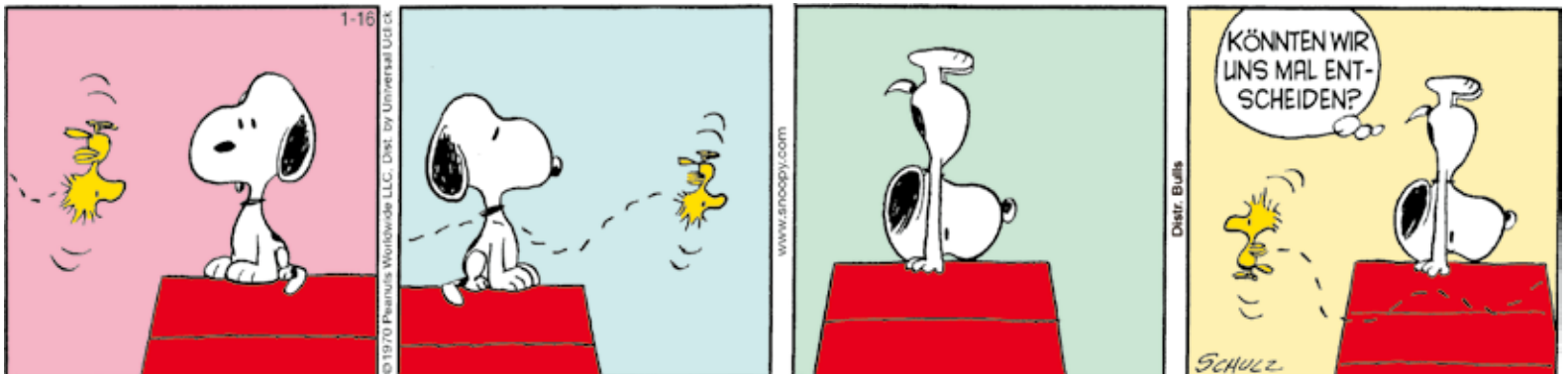
Die Fotos mit Kate Moss und Mark Wahlberg in Wäsche der Modemarke Calvin Klein haben sich als popkulturelles Vermächtnis der neunziger Jahre in das Gedächtnis der Generation X eingebrannt. Dreissig Jahre danach löst die Marke wieder eine Aufregung aus, wie sie in der fragmentierten Social-Media-Gesellschaft überhaupt möglich ist. Musikerin FKA Twigs trägt nicht einmal das beworbene

Produkt, sondern lediglich ein Hemd, das die wesentlichen Stellen bedeckt. Dazu die schlichte Schlagzeile «Calvins or Nothing». Der Kniff dramatisiert über einen Umweg die Begehrlichkeit. Die männliche Variante stellt den Schauspieler Jeremy Allen White als einen in Marmor gemeisselten feuchten Traum dar, der in Calvins bekleidet seine Muskeln stiehlt. Gegen das Motiv mit Twigs wurde bei der Ad-

vertising Standards Authority eine Beschwerde gutgeheissen, während an der Serie mit White niemand Anstoss nahm. Die Moral hat einen doppelten Boden. Es ist, wie wenn man das Tabakverbot beschleunigt und gleichzeitig die Drogen legalisiert.

David Schärer ist Marketing- und Werbe-Experte.

PEANUTS
by SCHULZ



Das Pentagon rüstet sich

Das zweitgrösste Bürogebäude der Welt setzt auf Nachhaltigkeit und erhält ein Solardach.

Der Architekt entwarf das Pentagon wie der Blitz: In nur fünf Tagen zeichnete er die Basiselemente für das, was zum grössten Verwaltungsgebäude der Welt werden sollte. Die Zeit drängte, schliesslich wollte das amerikanische Verteidigungsministerium im Fall eines Kriegseintritts voll handlungsfähig sein. Wir schreiben das Jahr 1941. Unter der Leitung von Oberst Leslie Groves, der später das Manhattan-Projekt verantwortete, machten sich ab dem 11. September 14 000 Arbeiter und tausend Architekten daran, den fünfeckigen Komplex zu erstellen. Sie schufteten in drei Schichten rund um die Uhr. Der Bau kostete 83 Millionen Dollar und konnte am 15. Januar 1943 fertiggestellt werden – ein gutes Jahr, nachdem die USA Japan den Krieg erklärt hatten.

Die Dimensionen waren und sind gigantisch. Die Aussenwände des Pentagons erstrecken sich über jeweils 280 Meter, die Grundfläche beträgt 135 000 Quadratmeter, auf etwa 620 000 Quadratmetern sind Büros eingerichtet. Der damalige Präsident Franklin D. Roosevelt befahl, kein Material aus kriegführenden Staaten zu verwenden. Marmor aus Italien gab es also nicht. Das Pentagon ist aus Beton. Es liegt

am Potomac River in Arlington, Virginia an der Grenze zur Hauptstadt Washington, DC. Die Gesamtlänge aller Flure beläuft sich auf rund 28 Kilometer, wobei jeder Punkt im siebenstöckigen Pentagon von jedem anderen Punkt zu Fuss in maximal sieben Minuten erreichbar ist.

Jetzt erhält der Hauptsitz des US-Verteidigungsministeriums eine energetische Auffrischung. Auf dem Dach des Pentagons soll in nächster Zeit eine Solaranlage angebracht werden. Zudem sind Wärmepumpen und Sonnenkollektoren für Warmwasser geplant, wie das Energieministerium Mitte Januar mitteilte. Vizeverteidigungsministerin Kathleen Hicks sprach davon, dass das Pentagon dadurch «widerstandsfähiger» gemacht und besser geschützt werde und auch Geld gespart werden könne: «Ein Gewinn für Krieger und Steuerzahler gleichermassen», sagte sie.

Das grösste Bürogebäude der Welt ist das Pentagon aber seit kurzem nicht mehr. Am 26. Juli 2023 eröffnete im indischen Surat die Diamantbörse. Mit einer Arbeitsfläche von 660 000 Quadratmetern übernahm diese den Spitzenplatz.



THIEL

Melancholie

Österreicher: Dieser Whisky wurde aus dem Wrack der «Titanic» geborgen. Er hat ein Vermögen gekostet.

Schweizer: Phänomenal! Aber ist es nicht schade, einen so exklusiven Whisky auf Eis zu trinken?

Österreicher: Ganz und gar nicht! Das Eis in deinem Whisky stammt vom Eisberg, an welchem die «Titanic» zerschellt ist.

Franzose: Sehr passend.

Österreicher: Ich nenne diesen Drink «Melancholie».

Franzose: Und zum Abendmahl willst du uns tatsächlich diesen 61er «Pétrus» kredenzen?

Österreicher: Er erhielt 99 Parker-Punkte.

Schweizer: Na ja, so exklusiv ist diese Punktezahl bei Parker nicht.

Österreicher: Aber diesen 61er liess ich vom Bischof gegen einen kleinen Obolus in das Blut Christi verwandeln.

Schweizer: Dann erhält, wer ihn trinkt, jetzt 99 Karma-Punkte.

Franzose: Worauf trinken wir denn? Auf die Freiheit? Auf die Gleichheit? Auf die Brüderlichkeit?

Österreicher: Auf den Untergang.

Franzose: Der «Titanic»?

Österreicher: Des Abendlandes.

Schweizer: Wieso so melancholisch?

Österreicher: Unsere abendländischen Demokratien sind nicht mehr zu retten. Die Freiheit geht vor die Hunde. Es ist nur noch eine Frage der Zeit.

Schweizer: Na ja, das könnte auch noch etwas dauern, bis das Abendland untergeht.

Österreicher: Deshalb wähle ich seit Jahren nur noch Rot-Grün. Je schneller die den Staat an die Wand fahren, desto früher können wir neu anfangen.

Franzose: Das ist eine interessante Strategie.

Österreicher: Nicht wahr? Und ich sage dir: Die Deutschen sind uns um Längen voraus.

Andreas Thiel



In bloss fünf Tagen entworfen: das Pentagon in Arlington, Virginia.



«Baur au Lac»-Besitzer **Andrea Kracht** und Lebensmittelveredler **Beat W. Kündig**.



Informiert: Engadiner Tourismus-Legende **Hans Peter Danuser**.



Verlobt: **Angela Richard**, Miss Schweiz 1976, und **Kurt Weber**; Hund **Caramelle**.



In Stimmung: **Weltwoche**-Chef **Roger Köppel** und Poloturnier-Gründer **Reto Gaudenzi**.



Sogar Hund Sämti trägt Brille: **Kristina** und **Piero Dillier**, Präsident int. Poloverband, mit gemeinsamer Freundin **Vesna Kerstan** aus Frankfurt.

BEI DEN LEUTEN

St. Moritz glänzte

Zum 39. Mal und bei Kaiserwetter traf sich die Polo-Weltelite zum bedeutendsten Turnier auf Eis.

André Häfliger

Snow Polo auf dem gefrorenen See von St. Moritz. Das ist seit knapp vierzig Jahren ein absolutes Highlight in der Wintersaison. Der Event mit einem Budget von drei Millionen Franken zieht die Gäste magnetisch an. 26 000 Fans waren es dieses Jahr. «Wir erzielen heute eine Wertschöpfung in der ganzen Region von über 24 Millionen Franken», erklärte OK-Chef **Reto Gaudenzi**, der das Turnier 1985 gegründet hat. «Das ist im Vergleich auf dem ganzen Planeten einzigartig», erklärte **Piero Dillier**, der Präsident des Polo-Weltverbandes. Sechs Teams waren am Start. Am Schluss liess sich das Team Mackage mit **Lidia Gauss**, **Jack Hyde**, **Isidro Strada** und **Ryan Pemble** als grosse und verdiente Sieger feiern.

Wegen der Wärme (bis zu 2 Grad plus) konnten keine ganzen Matches durchgeführt werden. Am Sonntag gab es deshalb Penaltyschiessen. **Gaudenzi**: «Obwohl das Eis mit einer Tiefe von vierzig Zentimetern absolut tragfähig und sicher war, mussten wir uns dafür entscheiden. Die Sicherheit von Pferden und Teams geht immer vor.» «Ein kluger und weiser Entscheid», sagte der frühere St. Moritzer Tourismusdirektor

Hans Peter Danuser. Unternehmensberater **Thomas Borer** doppelte gleich nach: «Das hat hier jede und jeder verstanden.» Der frühere Fifa-Manager **Guido Tognoni**: «Das hat der tollen Stimmung hier keinerlei Abbruch getan.»

Die herrliche Ambiance genoss auch **Weltwoche**-Herausgeber **Roger Köppel** mit seiner Familie. «An diesem Event sind wir immer wieder gerne dabei.» Dies auch mit einem eigenen Stand am Eingang des grosszügigen und hellen VIP-Zeltes. «Wir fühlen uns pudelwohl – wie in den Ferien», schwärmte Bankier **Ronald Sauer**. Bei so viel Lob wurde es «Kulm»-Direktor **Heinz E. Hunkeler** (war vor dem Turnier noch mit der Familie auf den herrlichen Skipisten) warm ums Herz: «Dieser Event ist allerbeste Werbung für unsere tolle Tourismusregion. Kompliment an alle!»

Unternehmer **Patrick Liotard-Vogt** blies auf 1822 Metern über Meer ins gleiche Horn: «Hier oben fühlt man sich wie im Paradies.» **Andrea Kracht**, Besitzer des aufwendig renovierten Zürcher Fünfsternehotels «Baur au Lac»: «Ich sehe nur fröhliche Gesichter und glückliche Menschen. Was wollen wir mehr?» Wie recht er hat!



Mittendrin: Krisenmanager Christian Gartmann, Partnerin Isabel Wenger.



Action: argentinischer Polostar Santos Bollini.



Vertraut: Unternehmensberater Thomas Borer, Partnerin Sibylle Oetiker.



Vergnügt: Bankier Ronald Sauser mit seiner Partnerin Barbara Wieser.



Gern gesehen: Daniela und Guido Tognoni, Fussballexperte.



Proist auf dem Eis: Unternehmer Michel Burckhardt, Partnerin Christina Stach.



«Wie im Paradies»: Unternehmer Liotard-Vogt.

Mittags am Bahnhof

Brasserie Süd, Südtrakt Hauptbahnhof Zürich, Bahnhofpl. 15, 8001 Zürich. Tel. 044 244 32 15; täglich geöffnet

Das letzte Mal, dass ich am Zürcher Hauptbahnhof etwas zu essen gekauft habe, handelte es sich um einen Poulet-Curry-Salat der Confiserie Sprüngli oder um einen Hamburger von Burger King, als es in einer weit entfernten Ecke der Haupthalle noch eine Filiale der Fast-Food-Kette gab. Der HB, wie man hier sagt, war bislang kein Ort, wo man gutes Essen erwarten konnte.

Die Schweizerischen Bundesbahnen haben sich aber die kulinarische Aufwertung ihrer prestigeträchtigsten Station zum Ziel gemacht, kürzlich wurde im Zuge dieser Strategie die «Brasserie Süd» eröffnet. Betrieben wird sie von den stadtbekanntesten Gastronomen Valentin Diem und Nenad Mlinarevic. Letzterer hat



das Kunststück geschafft, sich vom Koch mit achtzehn Gault-Millau-Punkten, zwei Michelin-Sternen und dem Titel Koch des Jahres von der absoluten Spitze in die massentauglichere Breite zu entwickeln, ohne seinen ästhetischen sowie geschmacklichen Anspruch zu verlieren.

Die «Brasserie Süd» gibt in Zürich viel zu reden, man spricht über den fragwürdigen Eingangsbereich, der im Winter zugig-kalt ist, den Teppich mit Sternengalaxie-Bild oder die Tatsache, dass man in diesem Bahnhofsrestaurant

besser reservieren sollte, weil es sonst schwer ist, einen Tisch zu bekommen. Das wichtigste Thema scheint mir aber immer noch das Essen zu sein: Ich starte den Mittag mit einem Schneekrabben-Cocktail, der mit einer Tomatenmarmelade, Avocado sowie etwas Brioche eine süsslich-würzige Note mit einem feinen jodigen Akzent erhält.

Zu den Klassikern, die hier serviert werden, gehören Tournedos Rossini, das irische Rindsfilet wird sous-vidé vorgegart und hat deshalb eine etwas indifferente Fleischstruktur. Geschmacklich ist auch dieses Gericht – nicht nur für Bahnhofsverhältnisse – auf sehr hohem Niveau: Mit einer Lauchmarmelade, Selleriesalat sowie einem intensiven Trüffel-Jus bekommt die Kombination mit gebratener Entenleber eine hohe Intensität. Baba au Rhum mit Baumnuß-Glace überzeugt mich zum Schluss endgültig, dass der Bahnhof auch ohne Zugbillet ein besuchenswerter Ort geworden ist.

WEIN / PETER RÜEDI

Heimat im Glas

Domaine Gérald Besse, Martigny: Fendant Les Bans 2021. 12%. Weinhandlung am Küferweg, Seon, Fr. 19.-; www.kueferweg.ch

Vor Zeiten wurde ich mal gefragt, was meine «Heimat im Glas» sei. Nun ist schon der Begriff «Heimat» schwer zu definieren oder auch nur zu umreissen, im Bereich der Literatur wurden darüber (namentlich in der Schweiz) engagierte Debatten geführt. Max Frischs Rede «Die Schweiz als Heimat?» ist dabei nur das bekannteste und brisanteste Beispiel. Ich habe mich jahrelang mit Friedrich Dürrenmatt auseinandergesetzt. Als seinen (gelegentlich auch skeptischen) Bewunderer hat mich auch dessen sehr exklusive Leidenschaft für Bordeaux nachhaltig geprägt. Ich teilte schon vor meiner Begegnung mit Dürrenmatt dessen Ansicht, dass «Heimat» eine Qualität sei, die kaum mit Bindungen an die Nation zu tun hat, vielmehr mit solchen an Lokales, an Landschaften, Gerüche, Erinnerungen, den Klang der Kindheit, in seinem Fall das Landbernische; dass andererseits aber auch



jeder seine eigene Heimat, seine eigenen «Heimaten» schafft im Lauf seines Lebens. Für Dürrenmatt war Bordeaux so ein Raum selbstgewählter Vertrautheit, eine Art «Heimat». Die Weine vor seiner Haustür, erst am Bielersee, dann in Neuenburg, verachtete und verspottete er.

Mich hingegen hinderte meine anhaltende Bewunderung für Médoc und St-Emilions (und für Dürrenmatt) nicht, mich auch zu einem bedingungslosen Chasselas-*addict* zu entwickeln, einem Fan der Fendants aus dem Wallis und der Weine aus dem Lavaux. Meine «Heimat im Glas» ist der Chasselas.

Zum Beispiel dieser wunderbare Fendant Les Bans von der Domaine Gérald Besse in Martigny und aus der Hand von dessen Tochter Sarah. Chasselas ist, im Prinzip,

eine Traube ohne oder mit hundert Eigenschaften. Wie keine ist sie Ausdruck ihres Terroirs. Auf den steilen Hängen über Martigny zeitigt sie einen eindrücklichen Charakter mit dezenten Fruchtaromen (grüne Äpfel, Aprikosen, nicht zu reife Birnen) und einer tollen Mineralik vom silixhaltigen Terrain. Sehr zurückhaltend, ein nobler Fendant (was der eine oder andere angesichts des Rufs der Marke für ein Paradox halten mag). Projektionsfläche meint auch: ein Wein, der sich nicht aufdrängt, mich nicht vor Bewunderung in die Knie zwingt, sondern mich als Partner sucht, meine Fantasie entzündet. Er ist im Übrigen der Wein, von dem mein verstorbener Freund Franz Biffiger sagte: «Komme ich aus dem Ausland zurück, bin ich erst ganz daheim, wenn ich den ersten Schluck Fendant getrunken habe.»

PS: Auf diesen «Les Bans» hat mich, wie in andern Fällen schon oft, Markus Schamberger von der Weinhandlung am Küferweg aufmerksam gemacht. Er ist deshalb meine Bezugsquelle. Natürlich ist er auch (etwas günstiger) beim Produzenten direkt zu beziehen.

Geist der Stille

Rolls-Royce baut mit dem Spectre ein spektakuläres Coupé, das zufällig auch ein Elektrofahrzeug ist.



Charles Rolls, so erzählt man, träumte schon vor 120 Jahren von einem Elektrofahrzeug, weil seiner Meinung nach die Mischung aus vibrationsarmem Antrieb und dem leisen Fahrverhalten der E-Maschine ideal für einen hochwertigen Wagen sein sollte. Der Unternehmer und Rennfahrer, der 1904 zusammen mit Henry Royce den wohl prestigeträchtigsten Automobilhersteller der Industriegeschichte gründete, hat spät recht bekommen.

Vergangene Woche durfte ich zum ersten Mal den 2023 lancierten Rolls-Royce Spectre fahren, das erste rein elektrisch betriebene Modell der Marke. Eine interessante Ausgangsfrage scheint mir dabei zu sein, ob die Kunden von Luxusautomobilen bereit sind, rund eine halbe Million Euro für ein Fahrzeug zu bezahlen, das anstelle des bisher unvermeidlich scheinenden V12-Motors von einer E-Maschine angetrieben wird, die sich nicht wesentlich vom Elektromotor in einer Waschmaschine unterscheidet.

Rolls-Royce, so wirkt es schon nach wenigen Metern, ist dieses Kunststück scheinbar problemlos gelungen. Der Spectre ist, wie jeder Rolls-Royce, ein Statement der Handwerkskunst. Aus technischen Gründen etwa bräuchte es keinen Kühlergrill, es gibt ihn aber dennoch, und er ist aus poliertem Edelstahl gefertigt und wird nachts dezent beleuchtet. Im Innern des rund 5,5 Meter langen Coupés, das in meinem Fall in «Twilight Purple» lackiert ist, sitze ich in schneeweissen Ledersitzen und blicke auf ein Cockpit, dessen Akzentfarben sich jetzt

nach Kundenwunsch programmieren lassen. Hier sind sie zart-violett gehalten.

Insgesamt ist der Spectre durch und durch ein Rolls-Royce, nur dass er zufälligerweise halt von zwei Elektromotoren anstelle eines grossen Zwölfzylinders in Bewegung versetzt wird. Dies geschieht mit gewohnt spektakulärer Mühelosigkeit. Mit 430 kW (584 PS) und 900 Nm ist das rund drei Tonnen schwere Coupé ausreichend motorisiert und bewegt sich dabei erst noch in schier atemberaubender Stille. Einzig der Wind ist auf der Landstrasse zu hören, wie er leise über die senkrecht stehenden Aussenspiegel weht.

Wenig könnte weiter von meiner Lebenswirklichkeit entfernt sein als die Möglichkeit, einen elektrischen Rolls-Royce zu fahren. Wenn ich dazu in der Lage wäre, würde ich ihn vermutlich aber vor allem deswegen mögen, weil auch der Spectre dieses Fahrgefühl erzeugt, das absolut einmalig ist. Leicht entkoppelt von der harten Realität des Asphalts, gleitet das Auto dahin, «magic carpet ride» nennen es die Briten. Und letztlich ist diese Form der Fortbewegung – neben der entspannenden Stille natürlich – eine recht hochentwickelte Form des Luxus.

Rolls-Royce Spectre

Motor/Antrieb: 2 Elektromotoren (Front/Heck), 1-Gang-Getriebe, Allradsystem; Leistung: 430 kW / 584 PS; max. Drehmoment: 900 Nm; Hochvolt-Speicher: 102 kWh (Lithium-Ionen); Reichweite: 520 km (WLTP); Verbrauch (WLTP): 22,2–23,6 kWh/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 4,5 sec; Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h; Testwagen: 448 050 Euro (exkl. MwSt.)



OBJEKT DER WOCHE

Hölzerner Gefährte

Davoser Schliitten
Erhältlich ab Fr. 229.–

Manchmal, wenn die Bahnen pickelhart sind, macht die Abfahrt besonders Spass. Mit dem Wissen um die Tradition eines fast 150 Jahre alten Handwerks unter dem Hintern ist die Freude vielleicht sogar doppelt so gross.

Der Davoser Schliitten erhielt seinen Namen 1883, als im Prättigau das erste offizielle Schliittenrennen zwischen Davos Wolfgang und Klosters stattfand. Die Basiskonstruktion von damals – zwei Kufen, drei Holzlatten und eine Schnur – hält den hölzernen Gefährten bis heute zusammen. Es handle sich um den meistbenutzten Schliitten der Welt, heisst es beim Tourismusbüro Davos/Klosters. Ursprünglich war der «Davoser», der sich auf fast wunderbare Weise auch federleicht durch den Tiefschnee ziehen lässt, eine Neuinterpretation von norwegischen Schliitten durch einheimische Schreiner. Er ist zwischen 80 und 130 Zentimeter lang und traditionell aus Eschenholz gefertigt.

Eine Möglichkeit, das berühmte Sportgerät wieder einmal auszuführen, ist natürlich, dies gleich an seinem Ursprungsort zu tun: Die drei Kilometer lange Schlittelbahn von der Schatzalp, dort, wo sich ein Schneeballwurf entfernt jenes Hotel befindet, das Thomas Mann in seinem «Zauberberg» auf die Karte der Weltliteratur setzte, hinunter nach Davos Platz ist jeweils bis 23.30 Uhr in den Kurven beleuchtet.

Benjamin Bögli

Yasmine-Mélanie, Sängerin

Die Zugerin macht ihrem Vater zu selten Komplimente, sie fürchtet sich vor Wind und mag es, wenn sie den Fernseher ganz für sich allein hat.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Yasmine-Mélanie: Spontan kommt mir da nur mein Vater in den Sinn. Er stellt seine Bedürfnisse immer hinter die Bedürfnisse meiner Mutter, meiner Schwester und hinter meine. Er ist ein toller Vater und ein super Grossvater. Leider sage ich ihm das zu selten.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Yasmine-Mélanie: Ich bin zwar eine Frau, aber eine gute Autofahrerin!

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Yasmine-Mélanie: Die Hauptverantwortung über den Familienunterhalt liegt bei meinem Mann.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Yasmine-Mélanie: Humor, Ehrlichkeit, Vertrauen, Verlässlichkeit, Ehrgeiz.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Yasmine-Mélanie: Vor Umweltkatastrophen. Davor, einem starken Sturm oder Erdbeben ausgeliefert zu sein. Vor Wind – ich glaube, ich habe eine Windphobie (gibt's so was?).

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Yasmine-Mélanie: Da vertraue ich voll auf die Bundesversammlung.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Yasmine-Mélanie: Ich glaube an eine stärkere Macht und daran, dass alles im Leben seine Gründe hat.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Yasmine-Mélanie: Meine politischen Präferenzen bleiben privat, da mein Beruf nichts mit Politik zu tun hat.

Weltwoche: Wann hatten Sie das letzte Mal Sex?

Yasmine-Mélanie: Vor ein paar Tagen, passt eigentlich als Antwort auf diese Frage immer.

Weltwoche: Welches Lied können Sie immer wieder hören?

Yasmine-Mélanie: «Summer of '69» von Bryan Adams.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Yasmine-Mélanie: Dass meine Kinder ein glückliches, gesundes und zufriedenes Leben führen können.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Yasmine-Mélanie: Manchmal alles, manchmal nur ein Pickel im Gesicht, manchmal nichts ... Wie es bei vielen Frauen halt so ist ...



«Völliger Sommertyp»: Unterhalterin Yasmine-Mélanie, 33.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Winterabend verbringen?

Yasmine-Mélanie: Ich bin ein völliger Sommertyp.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Yasmine-Mélanie: Süssigkeiten.

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Yasmine-Mélanie: «Mach!» Egal, was andere denken oder sagen.

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Yasmine-Mélanie: Diese Entscheidung muss ich hoffentlich nie treffen ... denke aber, eher nicht.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Yasmine-Mélanie: Mein Mann ist ein sensationeller Grillmeister.

Weltwoche: Was passiert, wenn wir sterben?

Yasmine-Mélanie: Ich weiss nicht so recht, was ich denken soll, aber irgendwie glaube ich an ein Leben danach.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Yasmine-Mélanie: Keine Hausaufgaben mehr für Schulkinder. Sie sollen so lange wie möglich Kinder sein dürfen und diese Zeit fürs Spielen und für Hobbys nutzen.

Weltwoche: Welches Talent hätten Sie gern?

Yasmine-Mélanie: Teleportation.

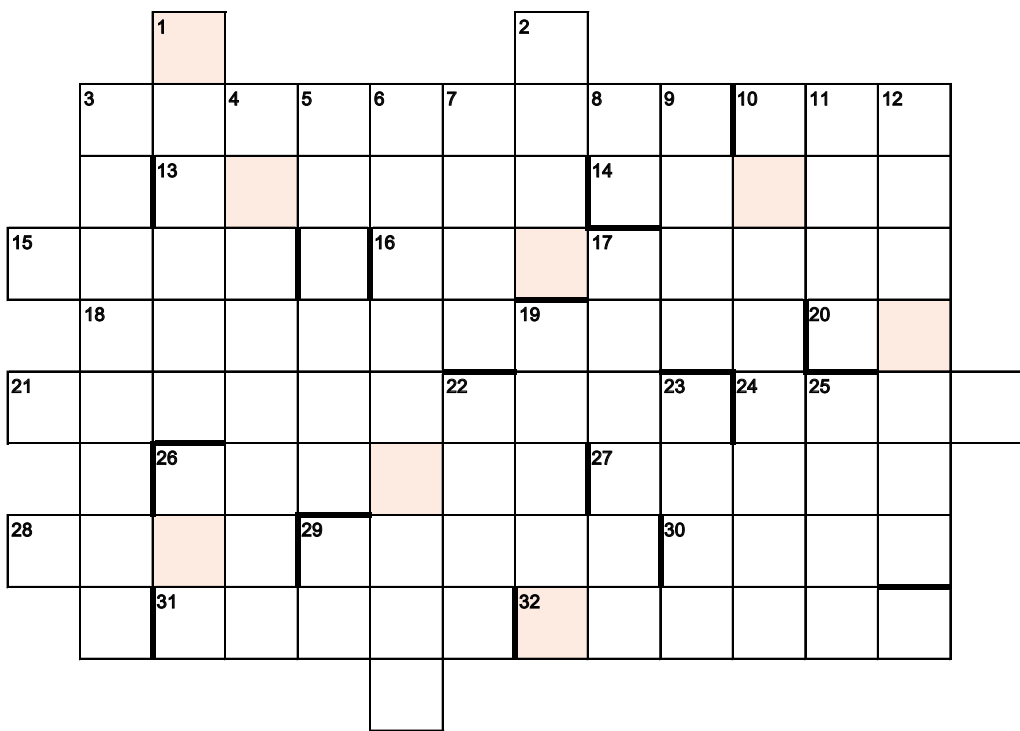
Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Yasmine-Mélanie: Meine Oma. Sie hat mit wenig Deutschkenntnissen sechs Kinder grossgezogen, viel gearbeitet und war dennoch stets gepflegt sowie elegant gekleidet. Dieser Kombination eifere ich teilweise nach, auch wenn ich manchmal froh bin, gehören Jogginghosen zur heutigen Mode dazu.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Yasmine-Mélanie: Hm, um 20 Uhr, wenn die Mini-Chaoten ins Reich der Träume abtauchen und mein Mann mir eine Tasse Tee serviert. Wenn ich den TV dann sogar ganz für mich allein habe, ist das schon ein Glücksmoment ... nicht der Gipfel des Glücks, aber definitiv ein Happy-Moment im Alltagschaos!

Yasmine-Mélanies neuer Song «Wahnsinn» ist auf Spotify abrufbar.



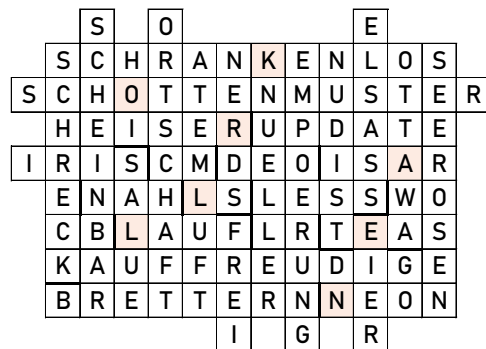
Lösungswort — sagen Senioren, wenn man ihnen etwas bringen soll
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 zu poetischer Ausdrucksweise neigendes extraterrestrisches Lebewesen? 10 Verabschiedung in die falsche Richtung 13 sind an Bürostühlen und in Toiletten nützlich 14 nicht hinter den sieben Bergen, aber hinterster von sieben Bergen 15 bei Wiederkäuern und bei Kiffern beliebt 16 Todesall in einwandfreier Anordnung 18 Eigenschaft von Tellerliften? 20 Affirmation in ...zilien 21 was z. B. N₂O oder CHCl₃ bewirken 24 Gesindel in «Fass!»-Form 26 Strandferien-Tätigkeit, in Galaxien tausendfach vorhanden 27 kopfloser Knochenfisch am unteren Ende der Wirbelsäule 28 unvollständiges Regelwerk 29 hat sich Freiheit und Vaterland auf die Fahne geschrieben 30 Teil von Überträgen 31 von Spielsüchtigen ausgiebig genutzte Zeitfenster 32 dafür müssen 13 waagrecht verteilt werden

Senkrecht — 1 englisches Uns nach griechischer Göttin 2 in England freundlich, bei uns manchmal auch ungezogen 3 Zeitwort-Mutterschafe 4 wird nicht in Barrel, sondern eher in Millilitern gemessen 5 heiliges Kürzel mit integriertem Logarithmus, oft werbewirksam 6 betagter Nathaniel? 7 Carlos, ist in Spanien treu 8 Beinahe-Dis 9 schreibende Pollatschek oder Neuhaus 10 Auslassungssätze mit Brennpunkten 11 mindestens zwei mal zwei 12 eigentlich Tritium? 17 Gegenteil eines Sie-Hüpfers? 19 von Automobilingenieuren geplant, von Köchen hergestellt und von Finanzfachleuten verwaltet 22 auf einer wolfsfreien Insel lebende Schafmörder 23 musste jemand abtreten, kann er es antreten 25 mehr als ein Tagwerk 26 dort steht vieles auf dem Prüfstand 29 Bestandteil von relativ schweizerisch anmutenden Relativsätzen

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 852



Waagrecht — 4 SCHRANKENLOS 13 SCHOTTENMUSTER 14 HE[IS]ER 15 UPDATE 16 IRIS 18 CM (röm. Zahl / Zentimeter) 19 ViDEOaufzeichnungen 20 ISAR 21 NAH 22 L(agerhau)S 23 LESS (Les Sauterelles / Le Sserafim) 24 WOchen 25 CB (Casus Belli) 26 SchuLAUFgaben 28 LR (links – rechts) 29 StripTEASeclubs 31 KAUFFREUDIGE 34 BRETTERN 35 NEON

Senkrecht — 1 SCHEINBAR 2 ORTSCHAFT 3 [ELS]ASS 4 SCHRECK 5 HOI 6 ATEMLUFT 7 NERDS 8 KNUELLER 9 EMPOERUNG 10 NUDIST 11 OTTAWA (Hauptstadt v. Kanada) 12 SEEROSEN 17 SALUE 27 FREI 30 (F)EIERlaune 32 DN (Diameter Nominal) 33 GO (jap. f. fünf)

Lösungswort — KORALLEN



WIR DENKEN WEITER

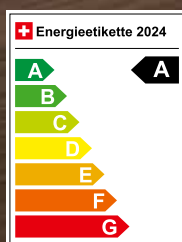
EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



Der neue vollelektrische ID.7

Für das Mehr an Freiheit: Die vollelektrische Limousine ID.7 vereint eine beeindruckende Reichweite von 540 bis 700 km*, schnelles Laden und optimale Aerodynamik zu einem elegant designten Gesamtpaket. Der ID.7 besticht zudem mit exklusivem Interieur, grosszügigem Platzangebot und intuitiver Bedienung. Oder kurz: Die volle Ladung Freiheit.

Jetzt Probe fahren



VW ID.7 Pro, 286 PS, 16,3 kWh/100 km, 0 g CO₂/km, Kat. A

*Reichweite gemäss WLTP (Worldwide harmonized Light vehicles Test Procedure). Die tatsächliche Reichweite weicht in der Praxis abhängig von Fahrstil, Geschwindigkeit, Einsatz von Komfort-/Nebenverbrauchern, Aussentemperatur, Anzahl Mitfahrer/Zuladung, Topografie und dem Alterungs- und Verschleissprozess der Batterie ab. Max. Reichweite von 700 km gilt ausschliesslich für die Ausstattungslinie Pro S. Der ID.7 Pro S ist voraussichtlich im Q2 2024 bestellbar.